

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Johann Gottlieb Fichte's Leben und litterarischer Briefwechsel**

**Fichte, J. H.**

**Sulzbach, 1830**

Erstes Buch.

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7876**

E r s t e s B u c h.

© 1 8 9 5

## Erstes Buch.

---

### 1.

#### Fichte's erste Jugendjahre.

In der schönsten Gegend der Oberlausitz, zwischen den Ortschaften Bischoffswerda und Pulsnitz, unfern der Gränzmark, die das Meißnische Gebiet von der Lausitz scheidet, liegt ein kleines Dorf, Rammenau mit Namen, der Geburtsort des Philosophen. Der Wanderer findet es, wenn er, die große Straße von Dresden nach Bautzen in Bischoffswerda verlassend, sich nordwärts auf den Pfad nach Elstra und Camenz wendet. Er besucht ein reichbebautes Land, von schönen Waldhügeln durchzogen, mit klaren Bächen bewässert, und findet in den zahlreichen und wohlhabenden Ortschaften ringsumher ein Volk, das, wenn es jetzt noch seinen Vätern und Großvätern gleicht, wegen Fleiß und Tüchtigkeit weit umher belobt ist. Hier lebten vor fünfzig Jahren noch Menschen, die, nicht roh, doch unerreicht von der ausglättenden Bildung ihrer Zeit, durch ihr Wesen einem frühern Jahrhunderte angehörten. In Sitte und Gebräuchen aufgewachsen, die seit der Reformation wohl wenig Aenderung erfahren hatten, konnten sie noch Zeugniß geben von der Würde und Kraft unseres ursprünglichen Volkslebens. Jedem kam hier das Beste und Höchste, sittliche Zucht wie ermunterndes Beispiel, nicht aus

allgemeiner Lehre, sondern aus dem Schooße der Familie; nicht im Begriffe trat es ihm zuerst entgegen, gleichgültig und beziehungslos; es berührte ihn in naher Lebendigkeit und steter Umgebung. Ein frommer oder besonders kundiger Mann wurde der ganzen Nachkommenschaft Muster und Vorbild; ja auf die Familie selbst verbreitete sich dies Ansehen, und oft suchte man durch Ehe oder sonstige Annäherung mit dem geehrten Namen in Verbindung zu kommen. Daher auch dort die nicht seltene Erscheinung, daß einzelne Familien durch einen gewissen Grundcharakter von den übrigen sich unterschieden, der, wie ein vererbtes Kleinod, durch viele Geschlechter sich fortpflanzend, je mehr der Ruf ihn anerkannte, desto heiliger gehalten wurde. So hielt man in dem Dorfe, wo Fichte geboren war, gewisse Familien für besonders redlich, oder fromm, oder keusch, und sie bewährten auch stets diesen Ruf; andere dagegen, denen Geiz oder Böllerei vorgeworfen wurde, sollen eben auch hartnäckig ihre Erbfehler beibehalten haben. Fichte's Voraltern, besonders sein Vater, gelten für vorzüglich redliche Männer, von starkem Willen und festem Wort, und er selbst hat durch Charakter und Leben wohl nie verläugnet, daß er so kräftigem Stamme entsprossen sey.

In jenem Dorfe nun soll, nach der Familiensage, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, ein schwedischer Wachtmeister, der mit dem Heere Gustav Adolphs zur Befreiung des glaubenverwandten Landes herübergekommen war, schwer verwundet bei einem Scharmützel in der Nähe zurückgeblieben seyn. Er wurde aufgenommen und treulich gepflegt von einem dortigen Landmanne, der als eifriger Luther-

aner nachher bei dem mannigfachen Wechsel des Kriegsglückes mit eigener Gefahr seine Glaubensgenossen vor dem Feinde zu verbergen wußte. Dadurch zu längerem Weilen veranlaßt, soll der Gast später sogar sein Eidam geworden seyn, und nachdem alle Söhne desselben in jenem verderblichen Kriege ihren Tod gefunden, endlich durch seine Frau der alleinige Erbe der kleinen Besizung. Und dieser Eingewanderte schwedischer Abkunft wurde der Gründer jenes Namens, der durch zahlreiche Nachkommenschaft wenigstens in der dortigen Gegend ziemlich verbreitet ist.

Fichte's Großvater indessen, der bei der Zerstreuung der Familie allein im Dorfe zurückgeblieben war, hatte von seinen Aeltern, außer seinem Antheil an Garten und Feld, als Haupterwerb einen kleinen Bandhandel ererbt: er wob nämlich auf eigenen Stühlen schmale leinene Bänder, und handelte damit im Dorfe und in der umliegenden Gegend. Aber rüstig und unternehmend, wünschte er seinen Kindern jenes Gewerbe einträglicher zu hinterlassen. Er sendete deswegen seinen ältesten Sohn, Christian Fichte, in die benachbarte Stadt Pulsnitz zu Johann Schurich, der dort eine nicht unansehnliche Band- und Leinwandfabrik besaß; so, hoffte der Vater, werde der Sohn, neben der bessern Kenntniß des Gewerbes, seinem Geschäfte in der Stadt auch größeren Spielraum verschaffen können. Aber der Ausgang wendete es anders. Christian, durch Treue und Geschick schnell im Vertrauen seines Lehrherrn steigend, wurde endlich sein Hausgenosse und Vertrauter. Da gewann er die Tochter des Hauses lieb, wagte dies aber Niemand zu bekennen, weil

er den Stolz des Vaters kannte. Wie aber so oft schon beharrliche Treue den Widerstand der Aeltern besiegte, so gelang es auch ihm nach manchem Jahre der Geduld und der wechselnden Hoffnungen, seine Braut heim zu führen. Doch in eine Ansiedelung neben ihm in der Stadt wollte der bürgerstolze Vater nicht einwilligen; und so kehrte der Schwiegersohn wieder in sein Dorf zurück, und erbaute sich von der für jene Verhältnisse ansehnlichen Mitsgift ein Haus, das noch jetzt von einem seiner Enkel bewohnt wird, der dem Gewerbe seines Großvaters treu geblieben ist; und dieselben Webstühle klappern wohl noch darin, die früher vom Großvater und von Fichte selbst in seinen jüngern Jahren bewegt wurden.

In dieses Haus nun führte Christian Fichte seine junge Ehefrau, und hier gebar sie ihm am 19. Mai 1762 den ersten Sohn, Johann Gottlieb. Bei der Taufe des Kindes geschah es, daß ein Großoheim der Mutter, der wegen seiner Frömmigkeit und fast prophetischen Weisheit überall verehrt wurde, von seiner fernen Wohnung zur Feierlichkeit herübergekommen war; dieser kniete betend an der Wiege des Kleinen hin, segnete ihn laut und verhieß, dies werde einst ein Mann werden zum Troste und zur besondern Freude seiner Aeltern. Als nun der tiefbewegte Greis mit Mühe sich erheben hatte und wieder in seine Wohnung heimgeführt worden war, so verließ er dieselbe nicht mehr vor überhandnehmender Schwäche, und bald darauf war er verschieden. Da glaubte man aber noch mehr an die Wahrheit jenes Wortes, weil der Greis schon an der Gränze der Ewigkeit mit dem letzten

Lichtblicke der verlöschenden Kraft es gesprochen habe. Der Vater besonders blieb desselben eingedenk, und legte dem Knaben um so weniger Zwang auf in seinen Neigungen und Beschäftigungen, die er bald als sehr abweichend von denen seiner übrigen Kinder erkennen mußte. Und so hatte jenes Ereigniß gerade durch den Glauben, den es fand, mittelbar gewiß großen Einfluß auf Fichte's spätere Entwicklung.

Nun wuchs der Knabe auf im Kreise schnell ihm nachkommender Geschwister, und es zeigte sich, daß er an Geistesart und äußerer Gestalt ganz das Ebenbild der Mutter sey, flug, behend im Auffassen wie im Antworten, selbstständig in jedem Entschlusse. Man hat aber oft schon beobachtet, daß Kinder von vorzüglicher Anlage still und zurückgezogen erscheinen, und nur wie halb theilnehmend an ihren Umgebungen dahin gehen. So war auch der Kleine selten bei den Spielen, an denen seine lebhafteren Geschwister Freude hatten. Dagegen liebte er es, allein seinem stillen Treiben nachzuhängen, und man sah ihn oft einsam auf dem Felde verweilen, den Blick unverwandt in die Ferne richtend. So stand er nicht selten stundenlang, wohl bis nach Untergang der Sonne, wo dann der Schäfer, der den seltsamen, einsam wandelnden Knaben kannte und liebte, ihn aus seinem Halbtraume aufweckte und nach Hause geleitete. Und, was wir nicht unbemerkt lassen können, jene Stunden, die in seine frühe Kindheit fielen, deren man sonst sich nur undeutlich erinnert, waren noch dem Manne die hellste und liebste Erinnerung: in ihnen scheint sein Geist am stärksten sich entwickelt und am kräftigsten gelebt zu haben.

Nicht was äußerlich etwa auffallend und ungewöhnlich erscheint, sondern was wir innerlich erlebt und genossen haben, hat auch in der Seele und ihrer Erinnerung festere Wurzel geschlagen; es ist Eigenthum des Geistes geworden, jenes ist mit ihm nur in zufällige Verbindung gekommen. Und gewiß, was erregt ahnungsvoller die ersten Reime des Geistes, in dem eine unbekannte Welt noch schlummert, als der Blick in die unbestimmte Ferne wie in eine Zukunft, die eben durch ihre gränzenlose Weite die Phantasie auffordert, ihre Leere auszufüllen und zu gestalten!

Fichte's erster Lehrer war der eigene Vater, der seinen Gottlieb wegen seines zarten Alters noch nicht zur Schule schicken wollte, und den fähigen Knaben doch schon zu beschäftigen wünschte. Abends, wenn das Handwerk ruhte, und auch die Gartenarbeit gethan war, nahm er den Kleinen vor, übte ihn im Lesen, lehrte ihn fromme Lieder und Sprüche, und erzählte ihm dann auch wohl Manches von seinen Wanderungen durchs Sachsenland und Franken. Besonders aber pries er dann die Ufer und das gesegnete Land der Saale; und der Knabe, dem jene Gegend, wie er wohl als Mann noch lächelnd zu erwähnen pflegte, denn im sonnenhellsten Schimmer dalag, wie ein fernes, seliges Land, ahnete damals wohl nicht, daß ihn das künftige Leben zweimal an jene Ufer führen, daß er die wichtigsten Jahre seiner Jünglings- und Manneszeit dort verleben werde. So hatte denn der Kleine bald das Amt im Vaterhause, der Familie das Morgengebet und den Abendsegen vorzulesen, und wie denn ein Pfarrer dem Landmanne die höchste und heiligste Würde ist, so

mochte der gute Vater wohl schon damals die stille Hoffnung nähren, sein Sohn könne vielleicht einmal von der Kanzel des eigenen Dorfes der ganzen Gemeinde den Segen sprechen.

Einstmals, der Knabe war etwa sieben Jahre alt, hatte ihm der Vater zur Belohnung seines Fleißes aus der benachbarten Stadt die Volkshistorie vom gehörnten Siegfried mitgebracht. Das Buch, wohl das erste, was außer der Bibel und dem Katechismus in des Kleinen Hände kam, erfüllte ihm Gemüth und Aufmerksamkeit so sehr, daß er für nichts Anderes mehr Lust behielt; und auch im Lernen wurde er unachtsam und fahrlässig, was ihm ernste Bestrafung zuzog. Da sah er endlich ein, daß er sein geliebtes Buch ganz von sich thun müsse, wenn es nicht schlimm mit ihm gehen sollte. Zugleich wollte er es auch strafen für den Schaden, den es ihm angethan. So ging er, das Buch in der Hand, an den Bach, der bei seines Vaters Hause vorbeifloß, mit dem Vorsatze, es ins Wasser zu werfen; aber lange zauderte er, die erste Selbstüberwindung seines Lebens zu üben. Endlich, mit erneuertem Entschlusse, schleuderte er es weit von sich ins Wasser hinein. Als er es aber dahinschwimmen sah, übermannte ihn der Verlust, und er fing an, bitterlich zu weinen. Hier traf ihn der Vater, und vernahm von dem weinenden Kinde den Verlust des Buches; aber aus Scheu oder Verwirrung verschwieg es ihm den wahren Grund und Zusammenhang. Da zürnte der Vater sehr wegen der Vernachlässigung seines Geschenks, und bestrafte den Knaben mit ungewöhnlicher Härte: ein Vorspiel seines spätern Lebens, wo nicht selten auch gerade

dasjenige, was er aus Ueberzeugung und mit Vorbedacht gethan, am meisten verkannt und mißdeutet wurde, oft auch aus dem ähnlichen Grunde der Unkenntniß des eigentlichen Zusammenhangs und der wahren Motive. Späterhin, als der Schaden vergessen war, und der Vater seinen Sohn wieder zu belohnen und zu erfreuen wünschte, kaufte er ihm ein anderes ähnliches Buch; aber da wollte der Knabe es gar nicht annehmen, sondern bat, es lieber seinen Geschwistern zu schenken, damit er nicht von Neuem jener Versuchung ausgesetzt werde.

Hier müssen wir zugleich noch eines Ereignisses gedenken, das ursprünglich unbedeutend, nachher für Fichte's ganze Zukunft von der entscheidendsten Wichtigkeit wurde. Der Pfarrer des Dorfes, ein trefflicher, von seiner Gemeinde hochverehrter, Mann, Namens Diendorf, ließ den Knaben, der ihm lieb geworden war, oft zu sich kommen, um ihn zu unterrichten, und sonst sich mit ihm zu beschäftigen. Einst fiel es ihm ein, ihn zu fragen, was er wohl von der Predigt des vergangenen Tages ihm noch erzählen könne. Der Knabe beginnt, und es gelingt ihm, den Gedankengang derselben nach den Hauptwendungen und mit den angeführten Bibelstellen ziemlich treu wiederzugeben. Jener erstaunte über die Fassungskraft des Knaben und beschloß, ihn auf jede Weise zu fördern, ja, wo möglich, ihm zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung zu verhelfen, und so machte er auch gelegentlich die Guts herrschaft mit dem Talente seines Schüglings bekannt. Nur geschah es, — der Knabe mochte bereits acht oder neun Jahre alt geworden seyn, — daß der Freiherr von Miltitz bei dem Grafen von Hoffmanns-

egg zum Besuche eintraf. Jener Edelmann, einem der edelsten Geschlechter Sachsens angehörend, welches auch noch jetzt ausgezeichnete und berühmte Glieder zählt, war außerdem noch durch Wohlthätigkeit und frommen Sinn überall hochverehrt. Schon lange hatte er sich darauf gefreut, einer salbungsvollen, gediegenen Predigt des wackern Diendorf beizuwohnen, und wollte daher schon Sonntag Früh vor der Morgenandacht bei seinem Gastfreunde eintreffen; aber er verspätete sich, und dieser zufällige Umstand entschied über Fichte's Schicksal, und machte es ihm möglich, seine Lebensbestimmung zu erreichen. Denn als der Gast mit Bedauern der versäumten Predigt erwähnte, äußerte man wie im halben Scherze, daß man allenfalls noch im Stande sey, diesen Verlust ihm zu ersetzen; es sey ein Knabe im Dorfe, der das Talent habe, eine gehörte Predigt aus dem Gedächtnisse wieder herzustellen. Der kleine Gottlieb wurde sofort geholt, und bald trat er mit seinem leinenen Bauernjäckchen und mit einem Blumenstrauß in der Hand, wie solchen seine Mutter der freundlichen Gutsheerrschaft wohl manchmal zu verehren pflegte, in die Mitte der versammelten Gesellschaft. Die ersten Fragen beantwortete er einfach und ohne Scheu, in dem stillen Wesen bleibend, welches ihm gewöhnlich eigen war; als er aber aufgefordert wurde, aus der Predigt des Vormittags Einiges zu erzählen und er dabei sich anstrengend in Feuer gerieth, belebte sich Stimme und Ausdruck immer mehr. Er schien die Gesellschaft fast ganz zu vergessen, und unter dem Zuströmen der Gedanken aus der Erinnerung konnte er gar nicht enden, bis der Hausherr ihn unterbrach, indem das zur Probe

Begonnene allzuviel Zeit einzunehmen schien, und die ernstesten Gegenstände der Predigt wenig zur fröhlichen Stimmung der Gesellschaft passen mochten. Dennoch schien der kleine Vorgang auf den Freiherrn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und er beschloß, bei dem Pfarrer sich weiter nach dem merkwürdigen Kinde zu erkundigen. Dieser, der schon lange eine Gelegenheit wünschte, seinen Liebling empfehlen zu können, befestigte den Freiherrn in seinem halb schon entworfenen Plane, für die Erziehung des Knaben zu sorgen, falls die Aeltern sich bewegen ließen, ihm denselben zu überlassen. Ein Landmann mit zahlreicher Familie, welcher er bei seinen andern Arbeiten außerdem wenig Sorge schenken kann, wird sich sonst wohl nicht leicht bedenken, eines seiner Kinder, noch dazu unter solchen Bedingungen, von sich zu lassen, und auch hier leuchtete den Aeltern sogleich die Wichtigkeit jenes Vorschlages für die ganze Zukunft ihres Sohnes ein, und sie hätten leicht eingewilliget, wäre die Mutter in ihrem Gewissen nicht beunruhigt worden, ihr theures, bisher so fromm erzogenes Kind fremden Menschen, besonders denen eines üppigen Edelhofes, zu überlassen. Der Freiherr selbst, meinte sie, sey gewiß ein edler und frommer Mann, doch könne er einmal nicht Alles wissen, was in seiner Nähe vorgehe, und besser sey es, ihr Kind bleibe ungelehrt und unbedeutend, als daß es an seiner Seele Schaden leide. Da ließ der wackere Freiherr sich die Mühe nicht verdrießen, mit den Aeltern zu unterhandeln, und ihnen ausdrücklich die Versicherung zu geben, daß ihr Knabe ihm wie seine eigenen Kinder empfohlen seyn solle, daß er dieselbe Aufsicht und

Erziehung, wie diese, genießen werde. Nun wollten die Aeltern ein auf das Zureden des Predigers, und der Freiherr nahm den Knaben bei seiner Abreise sogleich mit sich. Zuerst kam er nach Siebeneichen, einem Schlosse des Freiherrn, unfern der Stadt Meissen am Elbströme, und noch in spätern Jahren äußerte er, welch einen gewaltigen Eindruck das Schloß und seine Umgebungen auf ihn gemacht hatten: die Parkanlagen und gebirgigen Eichenforsten um dasselbe, das Gebäude selbst, das in seinem damaligen Zustand die ehemalige Ritterburg nicht verläugnen konnte — Alles gab dem unersfahrenen Kinde ein Gefühl des Düstererhabenen, fast Schreckenden. Zugleich war er zum ersten Male allein in der Fremde, ohne ein Wesen, dem er die Sorge um ihn hätte ansehen, dem er hätte vertrauen können; und so befiel ihn eine tiefe Traurigkeit, ein Heimweh nach den Aeltern, das sogar seine Gesundheit anzugreifen schien. Aber auch hier trat der treffliche Pflegevater besonnen und wohlmeinend dazwischen; er beschloß, den Kleinen einem Prediger in der Nachbarschaft anzuvertrauen, der, selbst ohne Familie, zugleich eine große Liebe für die Kinder hegte; und bei diesem Manne, im Dorfe Niederau bei Meissen, verlebte Fichte seine schönsten Jugendjahre. Leider wissen wir den Namen des trefflichen Mannes nicht, wohl aber erinnern wir uns, daß Fichte noch in seinen spätern Jahren mit Rührung und herzlichem Danke des frommen Predigerpaares gedachte. Er erfuhr hier eine Liebe, wie sie nur wahre Aeltern zu erweisen pflegen, und noch später erzählte er, wie sie auch die kleinsten häuslichen Genüsse mit ihm getheilt hätten, und in

Leid und Freude ihn als den Ihrigen angesehen. Deshalb schloß sich aber auch der Knabe unauflöslich an sie an, besonders an seine Pflegemutter, und ihre frommen Lehren und Ermahnungen machten auf ihn einen Eindruck, der ihn weit in sein künftiges Leben hinein wohlthätig begleitete.

Hier legte er nun auch bei seinem Prediger den ersten Grund in den alten Sprachen; doch blieb er dabei mehr sich selbst überlassen, als daß er durch regelmäßigen Unterricht angeleitet worden wäre, ein Umstand, wodurch seine Fassungskraft zwar frühzeitig entwickelt wurde, zugleich aber auch eine gewisse Unsicherheit in den grammatischen Anfangsgründen in ihm zurückblieb, welche sein rasches Fortkommen in Schulpforta Anfangs verzögerte. Doch war dies wiederum Veranlassung für den gewissenhaften Geistlichen, das Unzulängliche seiner eigenen Lehrmittel für den Knaben frühzeitig einzusehen, und in den Freiherrn von Miltiz zu dringen, ihn in einer gelehrten Anstalt seine Bildung fortsetzen zu lassen. So wurde Fichte zur Vollendung seiner Schulstudien etwa im zwölften Jahre zuerst in die Stadtschule zu Meissen, einige Zeit nachher in die Fürstenschule Pforta bei Naumburg aufgenommen; und es läßt sich nicht läugnen, daß dies für Fichte's Charakter wie für seine ganze wissenschaftliche Bildung entscheidend wurde.

Erwähnen wir nämlich genauer der damaligen Verfassung jener Bildungsanstalt, so finden sich bei den trefflichsten Einrichtungen dennoch die Nachteile nicht ganz beseitigt, welche eine Erziehung außer dem Schooße der Familie fast unvermeidlich

begleiten. Unseres Erachtens liegt das Beste und Heiligste aller Bildung im Familienbunde: nicht als Gebot und allgemeines Gesetz, sondern in der Gestalt der Liebe, der Warnung wie der Ermahnung, des persönlichen Beispiels und der sorgenden Treue tritt dort jedes Gute und Heilsame dem jugendlichen Alter nahe: es lebt, es gewöhnt sich hinein in die heilige Zucht, daß sie ihm zur geistigen Natur wird, in der es allein leben mag und leben kann. Freilich werden dabei die rechten Aeltern vorausgesetzt, so wie ja nicht minder zum Gedeihen jedes öffentlichen Erziehungswesens es rechter Lehrer bedarf: und so wiederholt sich hier in beiden Fällen eigentlich nur derselbe geistige Zirkel, der nur noch allgemeiner im Wesen der Religion und des Staats entgegentritt, daß beide zu ihrer Verwirklichung eigentlich sich selbst voraussetzen, daß in der Menschheit das Gute schon liegen muß, um es aus ihr entwickeln zu können. — Auch nenne man uns nicht einzelne Erziehungsanstalten, in welchen jene Uebel nicht hervorgetreten; denn, was hier so herrlich belebend wirkte, wie z. B. bei der Pestalozzischen während ihrer Blüthenzeit, war eben der freundlich väterliche Sinn des Stifters, das durch seine herrliche Persönlichkeit hervorgerufene neue Familienband, welches ihn mit seinen Zöglingen umschloß, während eben, als dieser belebende Geist vorbeigezogen, im Uebrigen nur unbrauchbare Schlacke zurückblieb. Dagegen wird bei aller gemeinsamen Erziehung der Knabe, der Jüngling genöthigt, schon von Jugend auf in der Fremde und in einer Art von Dessenlichkeit zu leben, was nicht einmal der kräftige Mann stets ertragen kann oder soll, dem fast immer eine

Stätte des unbedingten Vertrauens, der schrankenlosen Innerlichkeit bereitet ist; während dort es noch darauf ankommt, den Sinn und das Bedürfniß dafür zu entwickeln.

Dabei hatte die innere Einrichtung der Fürstenschule von Ort und Ursprung her noch einzelne Merkmale des Klösterlichen behalten, und selbst die Lebensweise trug davon manche Spuren. Knaben und Lehrer wohnten in Zellen, und jene durften nur einmal in der Woche unter Aufsicht das Innere verlassen, um bestimmte Spielplätze der Nachbarschaft aufzusuchen. Ueberhaupt umgab die Schüler aller Orten ein festgeregelter und stets wiederkehrender Lebenskreis ohne jede Abwechslung und Freiheit auch im Gleichgültigen; und wenn diese an sich nöthige und zweckmäßige Einrichtung auf den minder lebendigen Geist leicht lähmend und abstumpfend wirken konnte, so hinderte sie doch nicht ganz, daß der kräftig aufstrebende sich auf andere Weise Bahn brach, während er schon durch ein so natürliches Bestreben sich Ahnung und Strafe zuziehen mußte. Eben so bestand die Einrichtung, daß ein jüngerer Schüler der unmittelbaren Aufsicht und Leitung eines ältern anvertraut wurde: beide bewohnten eine Zelle, und der jüngere mußte die kleinen nöthigen Dienstleistungen verrichten, während der ältere ihm im Arbeiten nachhalf und ihn unterrichtete. Aber auch dies schöne und beiden nützliche Verhältniß führte manches Schädliche mit sich, ohne daß dies durchaus verhindert werden konnte. Daß nämlich diese Herrschaft und Oberaufsicht des Ältern Gelegenheit zu kleinen Bedrückungen gab, war nicht zu vermeiden, und eine Geschichte, die man noch jetzt in Schulpforta sich über-

überliefert, kann am besten dies Verhältniß bezeichnen. Einstmals, in der ersten Zeit seines Aufenthaltes, belauschte Fichte'n ein Lehrer, wie er in seiner Zelle sich übte, ein Buch abwechselnd mit der rechten und linken Hand auf einen Schlag vom Tische zur Erde zu schleudern. Bewundert fragte ihn der Lehrer: was er da mache? Und halb lachend, halb beschämt gab jener die Antwort: Er übe sich in der Kunst, Ohrfeigen auszutheilen, damit er, einst Obergesell geworden, dies eben so gut verstehe, wie sein jetziger Gefährte, von dem er sie jetzt geduldig ertragen müsse.

Gefährdender für den Charakter der Jünglinge war es aber, daß so mannigfacher Zwang den Geist der Verheimlichung, der List mit allen seinen Folgen fast unausbleiblich erzeugen mußte. Auf allen öffentlichen Anstalten herrscht dieser mehr oder minder: denn es ist fast natürlich, daß die Jüngern und Schwächern gegen die Obergewalt, gegen das Gesetz, auch wenn diese in der mildesten Form sich zeigen, in eine Art von Bündniß zusammentreten, und auch bei Volk und Bürger findet man ja fast das Gleiche gegen Staat und Obrigkeit. Hier aber kann die häusliche Erziehung der Liebe und des Vertrauens den schädlichen Einfluß leicht ausgleichen, und der Kern des Charakters bleibt unangetastet von jenem Uebel. Anders bei dieser Art von öffentlicher Erziehung, wo das heilsame Gegengewicht der Häuslichkeit abgeht, wo das ganze Leben des Zöglings diese Verheimlichung begleitet, ja wo — wir bezeichnen die Wurzel des Uebels — wo sich die unnatürlichste Verzerrung des Menschen, die List und die Lüge selbst, oft in dem täuschenden Scheine des Geistreis-

chen und Nachahmungswerthen, der erlaubten Klugheit und Gewandtheit dem Jünglinge darstellen möchte. Und wenn dies die ernsteste und beklagenswertheste Seite jener in der Jugend weit verbreiteten Erscheinung ist; so halten wir es sogar für bedeutend, das unbefangene Zeugniß eines Mannes darüber mitzutheilen, der durch seinen kräftigen Charakter mehr vielleicht als Andere vor den schädlichen Folgen geschützt, dennoch dies schleichende Unheil in seinen Jünglingsjahren zu überwinden hatte. Fichte selbst hat in spätern Jahren seiner Gattin mehr als einmal gestanden, daß der Aufenthalt in Schulpforta seinem Gemüthe nicht wohlthätig gewesen sey, daß er, welchem vorher in seiner einfach ländlichen Erziehung jeder Gedanke einer absichtlichen Unwahrheit völlig fern geblieben, um nur gleichen Schritt mit den Andern halten zu können, und um bei Fleiß und Talent dennoch nicht immer zurückzustehen, endlich dieselben Listen und Künste, wie die andern, habe anwenden müssen. — Man führe gegen diese nachtheilige Schilderung nicht die vielen ausgezeichneten Männer an, welche Schulpforta zu allen Zeiten gebildet, und die neben vorzüglichen Kenntnissen, doch, wie Fichte selbst, den reinsten Charakter sich erhalten haben. Dies beweist die unbezweifelten Vorzüge der gelehrten Ausbildung, die man daselbst empfängt, zugleich aber nur, was man auch sonst, bei dem Wechsel so vieler verkehrten Erziehungstheorien, zu bewundern Gelegenheit hat, die unverwüstliche Anlage des Menschen zum Rechten und Guten, die, von Außen her fast nicht zu bewältigen, aus jedem Experimente und jeder falschen Richtung sich immer wieder selbstheilend zurechtfindet.

In diese fremde Welt voll widerstrebender Kräfte trat der etwa dreizehnjährige Knabe, seinen freien Bergen und luftigen Wäldern entnommen; alles, was ihn bisher erfreute, tröstete, erquickte, entbehrte er hier; und je scheuer der einsam Erzogene in der neuen Umgebung dastand, aber je mehr er innerlich keimende Charakterkraft aufzuwenden hatte, desto entschiedener mußte die Wirkung seyn. Seit diesem Lebensalter stand er völlig allein in der Welt, nur auf sich selbst angewiesen und der eignen Kraft vertrauend. Und eben hierin, in dem Kampfe mit einer oft ungünstigen Umgebung, den er von Jugend auf in den wechselndsten Gestalten zu bestehen hatte, sehen wir den Grund, daß bei seinem tiefen Gefühle, bei den wohlwollenden Regungen, deren sein Gemüth in einem so hohen Grade fähig war, dennoch kräftige Selbstständigkeit, scharfe Klarheit über sich selbst und seine Umgebung, und unverrücktes Festhalten am Erkannten und Gewollten der hervortretende Grundzug seines Charakters geworden ist.

Gleich Anfangs machte die fremde Umgebung, das klösterliche Düstere des Hauses, selbst die Abgeschiedenheit von Wald und Feld, in denen er sonst frei umherzuschweifen gewohnt war, einen tiefen Eindruck auf den Knaben. Alles drückte ihn in sich selbst zusammen, und während seine Thränen, sein stiller Trübsinn von den Andern nur verspottet wurde, fehlte es ihm an Besonnenheit, darauf nicht zu achten, oder an Muth, einem Lehrer seine Noth zu vertrauen. Er beschloß zu fliehen, und indem Schaam und die Furcht, nach Pforta zurückgebracht zu werden, ihn abhalten mochten, zu seinem Beschützer oder zu seinen Pflegeältern sich zurückzuwenden,

Kam ihm der Gedanke, überhaupt nur das Weite zu suchen und auf irgend einer fernen Insel, von Menschen abgeschieden, herrliche Tage der Freiheit zu verleben. Campe's Robinson, der auf irgend eine Art in seine Hände gekommen seyn mochte, hatte ihm den seltsamen Gedanken eingegeben. Die Ausführung des Planes war leicht; er durfte nur an dem Wochentage, wo man die Schüler ins Freie führte, unbemerkt von den Uebrigen sich entfernen. Aber verstohlen von dannen gehen, wollte er nicht; es sollte als eine That einleuchten, zu der Nothwendigkeit ihn getrieben. Er erklärte daher seinem Obergesellen, daß er seine schlimme Behandlung nicht länger ertragen wolle, daß er nächstens davon gehen müsse, wenn es nicht besser damit werde. Natürlich wurde diese Drohung mit Lachen und Spott aufgenommen, und nun glaubte der Knabe, gleichsam mit Recht und Ehre davon ziehen zu können. Die Gelegenheit war bald gefunden, und er eilte rüstig auf dem Wege nach Raumburg dahin, nachdem er schon vorher durch Landkarten über die Straße dahin sich orientirt hatte. Da gedachte er im Laufen des Spruches seines alten Predigers, daß man jedes Werk mit einem Gebete um göttlichen Beistand beginnen solle; und auf einem schönen Hügel sank er auf die Kniee. Aber während des Gebetes fielen ihm seine Aeltern ein, ihre Sorge um ihn und der vielleicht sie tödtende Gram, wenn er jetzt plötzlich verschwände. „Sie niemals wieder sehen zu dürfen,“ dieser Gedanke faßte ihn mit ganzer Gewalt, und sein Muth und seine Freude am Wagstücke war mit einem Male dahin. Er beschloß, eilig umzukehren und jeder Strafe sich auszusetzen,

um nur seine Mutter einst wieder sehen zu können. Auf der Heimkehr begegnete er aber auch schon den nach ihm Ausgesandten, indem sein Obergesell, durch das Ausbleiben seines Pflegebefohlenen aufmerksam geworden, von seinem Verschwinden Anzeige gemacht hatte. Vor den Rektor geführt, gestand der Knabe sogleich, daß es sein Vorsatz gewesen sey, zu entfliehen; zugleich aber erzählte er so treuherzig und offen sein ganzes Ergehen und Gefühl, daß der Rektor, innig gerührt, ihm nicht nur jede Strafe erließ, sondern auch besonders für ihn zu sorgen und ihn in Obhut zu nehmen beschloß. Er wurde einem andern Obergesellen übergeben, der durch treuherzige Freundlichkeit bald seine ganze Liebe gewann, und der auch noch auf der Universität und später sein Freund und Genosse blieb: es war, irren wir nicht, sein Landsmann, Karl Gottlob Sonntag, der später als livländischer Generalsuperintendent und evangelischer Prediger in Riga durch Wort und That so verdienstlich wirkte.

Von nun an wurde der neue Aufenthalt dem heranwachsenden Knaben allmählig lieber, da er sich kräftig angezogen, geistig genährt und beschäftigt fand; ja bald fühlte er sich vollkommen glücklich in der neuen Lage. Zwar waren Anfangs in seinen Kenntnissen noch manche Lücken auszufüllen; aber bei Fleiß und bedeutenden Fortschritten war auch dieß Hinderniß besiegt; er wurde bald Obergesell, und nun begann eigentlich für ihn die bildende Zeit seines Jünglingslebens auf jener Anstalt, die auch für die spätern Jahre in jeder Beziehung wichtig wurde. Es fand nämlich dort ein steter Wettstreit unter den Talentvolleren statt, Wer rascher, leichter,

glücklicher arbeiten könne; und indem so Fleiß und Eifer mannigfach angespornt wurde, mußte auch wohl, was eigentlich verboten war, die Nacht für die Arbeit zu Hülfe genommen werden. Man verhängte die Fenster der Zellen, um den Lichtschimmer zu verbergen, und gesellig oder einsam war Fichte manche Nacht beschäftigt, ein heimlich erworbenes Buch zu lesen, oder lateinische Verse zu machen. Zugleich war damals bei den ältern Schülern die Richtung vorherrschend, in Urtheil und Wissen so viel als möglich von ihren Lehrern sich unabhängig zu machen, vorzüglich von den bejahrteren, die das Hergebrachte in jeder Art wohl besonders aufrecht erhalten mochten; ja der Zufriedenheit oder des Tadels solcher Lehrer achtete man wenig, wenn man nur der eigenen gegenseitigen Achtung gewiß war. Ueberhaupt trat in dem Geiste der Zöglinge eine eigene Mischung von geistiger Frische, kräftigem Streben und dem Triebe hervor, keine Autorität mehr anzuerkennen, ja es schien sich dort im Kleinsten fast der Kampf zu wiederholen, der in Deutschland damals im Großen zwischen der alten Generation und der jungen, fast gewaltsam aufstrebenden Zeit obwaltete. Aus diesem Grunde suchten auch die ältern Lehrer allen Schriften den Eingang in die Schule zu verwehren, welche ihnen das Gepräge dieser neuen Zeit zu tragen schienen. Wieland, Lessing, Göthe waren streng verboten, nicht minder das, was Aufklärerisches von Berlin ausging. Statt dessen wurden die Schüler an die Alten verwiesen, als ob nicht gerade in ihnen auch nach dieser Ansicht des Verfänglichen viel wäre, und von den neuern Dichtern wurde nur Haller, und nicht einmal alles

von Klopstock und Gellert ihnen verstattet. Es gelang indeß Fichte'n, von einem jüngern Lehrer Lessing's Streitschriften mit Göze mitgetheilt zu erhalten; und wiewohl der eigentliche Gegenstand des Streites seinem Urtheil und Interesse fremd seyn mußte, so zog ihn doch die Frische der Darstellung, die Kraft der Polemik gewaltig an. Der Antigöze, dessen Nummern bogenweise in kleinen Zwischenräumen erschienen, wurde mit Ungeduld erwartet und aber und abermals von ihm so oft gelesen, daß er ihn stellenweise im Gedächtniß behielt. Es war die erste Anregung eines mächtigen, ihm verwandten Geistes, die gewaltig zündend in ihm die rechte Mitte traf. Der Trieb nach unbedingter Prüfung, nach freier Forschung wurde geweckt; ja es mußte (indem zum ersten Male in ihm zum Bewußtseyn kam, was wissenschaftliche Einsicht sey) durch die also erworbene Erkenntniß dem Jüngling die Ahnung eines neuen geistigen Lebens aufgehen. Und wenn man späterhin in Fichte's Darstellungsweise, in seiner Polemik besonders, Spuren jener Geistesverwandtschaft zu erblicken glaubte,\*) so möchten wir wohl nicht mit Unrecht den Grund davon in jener ersten Anregung finden. Auch war schon damals Lessing für Fichte ein Gegenstand solcher Verehrung, daß er es sein Erstes seyn lassen wollte, von der Universität aus zu ihm zu wandern, um an seinem persönlichen Worte sich zu erfreuen, eben so wie er später Kant aufsuchte. Leider blieb dieser Plan aus Geldmangel unausgeführt, und weil auch

---

\*) Siehe Friedrich Schlegel's Charakteristiken und Kritiken, erster Band, Seite 183, und Andere.

bald darauf, nachdem Fichte die Universität bezogen, der Treffliche durch frühzeitigen Tod dem Vaterlande entrißen wurde. \*)

2.

Im vollendeten achtzehnten Jahre zu Michaelis 1780 bezog endlich Fichte die Universität Jena, um Theologie zu studiren, weniger vielleicht dies aus besonnener Wahl oder aus entschiedener Neigung, als weil es der Wunsch der Aeltern und des Pflegevaters war. Denn bald zeigte es sich, wie ihn auch andere, selbst philologische Studien, \*\*) an- zogen, und wie die entschiedene Richtung seines Geistes nach Klarheit und Festigkeit des Erkennens ihm den nächsten und leichtesten Weg, äußerlich sein Studium zu vollenden, fast ganz aus den Augen rückte. — Eine alte, noch übriggebliebene Matrikel jenes

\*) Die Probearbeit, durch welche er nach der Sitte der Schule seine Reife zu dokumentiren hatte, oder die Valedictio, wie sie genannt wurde, führte folgenden Titel: De recto praeceptorum poeseos et rhetoricae usu disserit a. d. III. Non. Octobr. 1780 Joannes Theophilus Fichte Ramen. Lusat. — In der beigefügten vita berichtet er, daß er am 4ten October 1774 in die Anstalt aufgenommen worden, bisher übrigens noch mit keiner Arbeit öffentlich aufgetreten sey, außer mit einem lateinischen Gedichte auf den Tod Heinrich's des Vierten, zur Feier des Abgangs seines Freundes Poffe.

\*\*) So war er einer der eifrigsten Zuhörer an einem Privatissimum über den Aeschylus bei dem bekannten Philologen Schüz, welcher damals eine Ausgabe dieses Dichters vorbereitete.

Jahres trägt den Namen Griesbach's, als des Prorektors; und dieser wurde zunächst auch sein Lehrer und vorzüglichster Gönner, wie er noch später mit Dankbarkeit zu erwähnen pflegte. Uebrigens wissen wir von dem Gange seiner Studien um diese Zeit nichts Bestimmtes; doch läßt eine spätere Aeußerung von ihm, deren wir weiter unten gedenken werden, über die Gründe, welche ihn allmählig von der Theologie entfernten, keinen Zweifel übrig. Gar bald nämlich und im Fortgange des Studirens immer mehr mußte sich ein Mißverhältniß in ihm hervorthun zwischen der Form der Theologie, wie sie besonders damals noch auf den Universitäten gelehrt wurde, und dem wissenschaftlichen Bedürfnisse eines philosophischen Kopfes. Fichte, wenn je ein Anderer, konnte nur in konsequent durchgeführter Theorie Klarheit finden, die aus Einem Principe Alles durchdringt und das damit Unvereinbare von sich ausstößt. Welche Zweifel und Dunkelheiten in dieser Beziehung ihm das Studium der Theologie, besonders der Dogmatik, bereiten mußte, möge daraus ermessen werden, daß selbst jetzt, bei dem völlig veränderten Geiste in der Behandlung der Wissenschaften, dieselbe Aufgabe eigentlich noch besteht, Glauben und Wissen, Offenbarung und Erkennen mit einander zu versöhnen. Wie er indeß bei seinen theologischen Zweifeln zunächst auf die Philosophie hingewiesen worden, zeigt bestimmter noch folgender Umstand. Er hörte die Dogmatik bei Pezold\*) in

---

\*) Carl Friedrich Pezold, Professor der Theologie an der Universität zu Leipzig, ein Mann, der Fichte'n auch äußerlich durch Rath und manche Empfeh-

Leipzig. Indem er aber die theologischen Lehren von Gottes Eigenschaften, von der Schöpfung, von der menschlichen Freiheit u. s. w. sich völlig klar zu machen suchte, traf er auf Dunkelheiten, die er nur unabhängig forschend auszugleichen hoffte. Aber der Umfang dieser Untersuchungen vergrößerte sich ihm stets, und so wurde er allmählig immer mehr aus dem bloß theologischen Standpunkte auf den philosophischen hingedrängt: — kurz, er äußerte später bestimmt, daß alle seine philosophischen Untersuchungen ursprünglich davon ausgegangen seyen, sich eine haltbare Dogmatik zu verschaffen, überhaupt durch diesen Umweg über die höheren Fragen der Theologie sich vollkommen aufzuklären; — dasselbe also, was auch in der geistigen Entwicklung der gesammten Menschheit die Quelle aller philosophischen Forschung, der Sporn jeder höheren Wissbegier geworden ist.

Welcher Leitung indeß er Anfangs bei seinen philosophischen Studien folgte, ist uns gleichfalls unbekannt: nur die Resultate seiner früheren Ansichten sprechen einige Briefe jener Zeit aus, die wir später mittheilen werden, mehr jedoch im Allgemei-

---

lung zur Dankbarkeit verpflichtete. Später jedoch mag dies Wohlwollen für Fichte vielleicht sich getrübt haben, indem er, als orthodoxer Theolog, besonders dem Einflusse der Kantischen Philosophie auf der Universität sich entgensetzte. So schrieb er ein Programm: *de argumentis nonnullis, quibus, Deum esse, philosophi probant, observationes adversus Immanuelem Kantium*, Lips. 1787, und eine *dissertatio inauguralis de imperio et maiestate Dei*, *ibid.* 1787, von derselben Tendenz.

nen) hindentend auf dieselben, als nach ihren Gründen sie vollständig aufführend. Doch bekennt er sich darin zu einem entschiedenen Determinismus. — Es scheint also das Problem von der Freiheit des Willens, und bestimmter die Frage, wie eine solche sich vereinbar denken lasse mit der Nothwendigkeit, die ordnend Alles umfaßt, zuerst seine Aufmerksamkeit besonders erregt zu haben.

Hier war nun bis auf einen gewissen Zeitpunkt in der Philosophie für den Konsequenten nur der doppelte Ausweg übrig: entweder das ganze Problem für schlechthin unlösbar zu erklären, wenn Beides, ordnende Nothwendigkeit und menschliche Freiheit, völlig aus einander gehalten, aber Jedes für sich in ganzer Kraft behauptet werden sollte; oder die Freiheit, nach dem Begriffe der absolut indifferenten Selbstbestimmung, ganz zu läugnen, d. h. auch die anscheinend freien Handlungen nur anzusehen als ein Bestimmtwerden besonderer Art, wo die antreibenden Ursachen dem Selbstbewußtseyn eben nur verborgen bleiben. So wird nach dieser Ansicht Alles fest zusammengeschlossen in dem Begriffe ewig determinirender Einheit, und wenigstens von der Einen Seite ist, Verstand und Konsequenz vollkommen befriedigt. Diese weitverbreitete Ansicht ist nun mit Recht Determinismus genannt worden, den man nur nicht sofort mit Fatalismus verwechseln, oder ihm gleichsetzen möge. Eine deterministische Seite enthält unseres Erachtens jede wahre, mit sich zum Abschluß gekommene Philosophie, weil der Gedanke einer ewigen, allbestimmenden Einheit jeder tieferen Erwägung unabweislich sich aufdrängt, ja ihr Anfang und ihr Ende ist. Nur kommt es

hierbei darauf an, ob man jene höchste Einheit als dunkles Fatum als bewusstlos mechanische Nothwendigkeit fasse, was denn eigentlich allein als Fatalismus bezeichnet werden kann; oder als höchste, ordnende Vernunft, als unendlichen Geist und Gott, womit der Determinismus im Wesentlichen nicht nur zu vereinigen ist, sondern wodurch er selbst erst die letzte Verständlichkeit und Klarheit gewinnen möchte.

Natürlich war es nun, daß Fichte in dem ersten muthigen Versuche philosophischen Forschens nicht denen sogleich sich beigefellen konnte, die schon Anfangs auf die Lösung jener Frage verzichteten: es bildete sich in ihm eine deterministische Ansicht, wahrscheinlich ganz unabhängig von fremdem Einflusse, da er den konsequentesten Vollender derselben, Spinoza, nur durch Zufall kennen lernte. Einst theilte er nämlich sein System einem sächsischen Prediger mit, der im Rufe vorzüglicher philosophischer Bildung stand, und in Wolfischer Metaphysik besonders wohlbewandert war. Dieser erklärte seine Ansicht für Spinosismus, gab ihm aber die Widerlegung dieses Systemes durch Wolf\*) gleich mit nach Hause, um ihn sofort von seinem Irrthume vollkommen zu heilen. Hierdurch wurde Fichte zuerst aufmerksam auf Spinoza, dessen Name ihm bis dahin nur als der eines abstrusen Atheisten genannt worden war. Das Studium seiner Ethik ergriff ihn gewaltig, wie wohl einen Jeden, der zum ersten Male diesem ein-

---

\*) In dessen Theologia naturalis, Francof. et Lips. 1741  
P. II. Sect. II. c. 4.

fach tiefen und doch geheimnißvollen Werke sich hingibt: zugleich sah er sich aber nur bestätigt und befestiget in seinen früheren Ansichten. Dennoch blieb selbst jezo etwas Unbefriedigtes, Unaufgelöstes in ihm zurück: es war eben das unzerstörbare und bei der Kraft seines Charakters doppelt energische Gefühl innerster Selbstständigkeit und Freiheit, das eine bloß deterministische Ansicht weder aufheben noch erklären kann. Und so mußte das eigene aus Kant sich entwickelnde System gerade diesen entgegengesetzten Moment aufnehmen. Es war gleichsam der Ausbruch des tiefsten geistigen Bedürfnisses: Freiheit, Selbstbestimmung als das allein und einzig Wirkliche geltend zu machen; und hierin eben ist der Kern der Wissenschaftslehre ausgesprochen, die dadurch der schärfste Gegensatz, und die direkteste Widerlegung des Spinoza wird: daher Fichte auch späterhin einmal äußerte, erst durch Entwicklung der eigenen Lehre sich ganz und bis auf die Wurzel von Spinoza losgemacht zu haben. Jener Grundgedanke der eigenen Lehre aber: das wahrhaft Seyende sey nur Leben, That aus sich selbst, — was war er Anderes, als selbst nur Ausdruck seines innersten Wesens und Charakters, die tiefste Anschauung, in der er nun sich selbst, in der er die Welt betrachten konnte! Was darum ihm todt erschien, konnte ihm daher auch nur Scheindaseyn haben. So wahr ist es, daß eine jede kräftig eigenenthümliche Ansicht, auch in der Philosophie und unbeschadet ihrer Allgemeinheit tief in Individualität und Charakter wurzelt, ja daß sie nur Darstellung des ganzen geistigen Lebens ist, das wohl entwickelt oder wozu man wohl gebildet werden kann, das aber

nicht aufgedrungen oder eindemonstrirt zu werden vermag. \*)

---

3.

Was seine äußere Lage um diese Zeit betrifft, so begannen eigentlich jetzt die sorgenvollsten Jahre seines Lebens. Sein großmüthiger Pflegevater war unterdeß gestorben, und wenn dessen Angehörige dem Plane auch nicht ungetreu wurden, den jener treffliche Mann zu Fichte's Ausbildung und Unterstützung gemacht hatte; so war doch zu wenig Regelmäßigkeit in dem, was sie thun konnten: und Fichte sahe sich bald, wollte er in eigenem Sinne fortstudiren, völlig auf sich selbst zurückgewiesen, zumal da er auch, wie ein später anzuführender Brief es bezeugt, nie an einer Unterstützung Antheil hatte, die arme Studirende, auf sächsischen Universitäten besonders, so häufig genießen.

---

\*) Fichte selbst spricht sich in einem Schreiben an Reinhold über die Stimmung, die ihn zum Philosophiren begleitet habe, und die von wesentlichem Einflusse auf dasselbe gewesen sey, folgender Maßen aus: „Sie haben darin sehr Recht, daß die Verschiedenheit unserer Temperamente großen Einfluß auf unsere Art zu philosophiren gehabt haben müsse. Sie gehen allenthalben sichtbar darauf aus, sich selbst und Andern ihre theuersten Hoffnungen nicht sowohl zuzusichern, als sie, die aus einer andern Quelle entspringen gegen alle Angriffe der nur spekulativgewordenen Vernunft zu sichern. — Ich, durch eine freiere Erziehung in der frühesten Jugend, darauf durch einen Druck, den ich bald abwarf, in der Schulpforte, durch ein leichtes Blut, eine ziemlich gute Gesund-

Wie aber in der Geschichte ganzer Völker und einzelner Individuen die erhebende Betrachtung sich uns aufdrängt, daß die ewige Ordnung auch das Besonderste also entwickelt und leitet, wie es gerade ihm angemessen ist, daß selbst das Schicksal und die Fügungen des Einzelnen seine Erziehung sind zu dem ihm beschiedenen Berufe: so müssen wir auch in den schweren Bedrängnissen, die manches Jahr von Fichte's Jünglingsleben trübten, für seinen Charakter, wie für seine ganze Geistesentwicklung eine bedeutende Wirkung anerkennen. Die Nothwendigkeit, der Welt und der Umgebung Alles abzukämpfen, kann allein starke Naturen zum ganzen Bewußtseyn ihrer Kräfte bringen, während schwächere freilich in jenem Kampfe oft erliegen. So war es für Fichte damals die Epoche, worin sein Wille, sein Lebensmuth, die Kraft geübt und gestählt wurde, der Welt gegenüber und durch die gewöhnliche Meinung hin-

---

heit, und, was durch jenes mir erleichtert wird, durch ein festes Beruhen auf mir selbst, — dessen schädliches Uebermaß ich zu vermeiden suchen werde, — unterstützt, habe der Spekulation seit sehr früher Jugend getrost und kalt unter die Augen gesehen. Ohnerachtet es freilich kein geringes Gut für mich ist, einer Philosophie mich bemächtigt zu haben, die mein Herz in Uebereinstimmung mit meinem Kopfe fest, so würde ich doch keinen Augenblick mich besinnen, sie aufzugeben, wenn man mir ihre Unrichtigkeit zeigte, und eine völlig diese Eintracht zerstörende Lehre dafür anzunehmen, wenn sie richtig wäre, und auch dann meine Pflicht zu thun glauben. — Ich philosophire, so viel ich mich kenne, ohne alles andere Interesse, als das für Philosophie.“

durch den eigenen Weg zu gehen, und unbekümmert um jedes fremde Urtheil, in der Einsamkeit dem selbstgewählten Ziele zuzustreben. Und wie groß auch die Anlage zu einem starken Charakter in ihm gewesen sey; jene Selbstständigkeit im Denken und Leben, die immer so bedeutend in ihm hervortrat, konnte doch nur also zu ganzer Stärke sich entwickeln, während eine glücklichere Jugend, günstigere Verhältnisse ihn kaum zu dem Manne gemacht hätten, der gerade so oft kämpfend zu wirken berufen war. Zugleich bestätigt sich daran noch eine andere Bemerkung, daß Männer von eigenthümlicher Richtung meistens langsam und in unbemerkter Entwicklung durch sich selbst sich heranbilden; und wir führen in dieser Beziehung eine Aeußerung Fichte's über sich selber an. Er sagte nämlich einmal, Manchen seiner Zeitgenossen gegenüber: er habe erst lernen und mühsam sich bilden müssen, ehe er selbst lehrend aufgetreten; anders sey es mit jenen, die niemals Zeit gefunden hätten zum Lernen in ruhiger Entwicklung, weil sie gleich Anfangs Lehrer geworden! — Und diese Lehrjahre in umfassendstem Sinne möchten für Fichte schon früh begonnen haben, indem es bei einem Philosophen wohl vor Allem gilt, sich selbst und das Leben in seinen geheimsten Verwicklungen kennen zu lernen, und das Räthsel desselben tief und durchaus in sich zu fühlen, um den Versuch wagen zu können, auf eigenthümliche Weise es zu lösen.

Von seinen äußern wechselnden Verhältnissen um diese Zeit wissen wir nur Einzelnes und Abgerissenes; doch legt ein noch vorhandenes Schreiben desselben an den damaligen Consistorialpräsidenten  
Sachsens,

Sachsens, Herrn von Burgsdorf, ein so aufrichtiges Zeugniß darüber ab, daß es hier seinen Platz finden möge. Zugleich kann es auch darlegen, wie bescheiden seine Wünsche waren, und wie leicht ihre Befriedigung gewesen wäre. Aber indem auch diese nicht erfüllt worden sind, deutet dies auf den wahren Grund, der überhaupt in Sachsen seinem Fortkommen als Geistlichen im Wege stand: es war derselbe, der auch seinem Freunde Weißhuhn und manchem Andern damals zum Hinderniß gereichte. Man hegte nämlich Zweifel an seiner theologischen Rechtgläubigkeit, wie später mitzutheilende Briefe dies noch bestimmter bezeichnen. Nur so scheint es möglich, zu erklären, wie das nachfolgende Gesuch bei einer wohlwollenden Behörde ohne Wirkung bleiben konnte. Das Concept dieses Schreibens, das allein noch übrig ist, trägt kein Datum, doch muß es, wie sein Inhalt beweist, im Jahre 1787 geschrieben seyn, indem wir bald darauf Fichte'n zum ersten Male sein Vaterland verlassen sehen. Wir theilen es hier im Wesentlichen mit:

— „Ew. erlauben gnädigst, daß ich Denselben meine Lage aufrichtig, so aufrichtig entdecke, wie ich selbst sie kenne.“

„Auf der Schule war ich nicht ungeschickt in den Kenntnissen, die man sich daselbst erwerben kann, wie meine damaligen Arbeiten und mein Schultestimonium beweisen. In meinen academischen Jahren drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als — ich wage mich Ew. mit allen meinen Fehlern zu zeigen, — ich mich desselben bitterlich schämte; und dieß benahm mir alle Möglichkeit empor zu kommen. Ich nannte mich

studiosus theologiae. Seit dem Jahre 1784 bin ich in verschiedenen Häusern in Sachsen nicht ohne Ehre Hauslehrer gewesen.“

„Von dem Einflusse, den die classischen Autoren auf die ganze Wendung des Geistes haben, ist mir vielleicht Etwas übrig geblieben; das eigentliche gelehrte Studium derselben habe ich aber nicht fortsetzen können, weil ich den größten Theil meiner Zeit andern Geschäften schuldig war, und einen gänzlichen Mangel an eigenen Büchern hatte. Doch habe ich seit der Zeit viel französische und deutsche Schriften gelesen, meinen Styl nie ohne Übung gelassen, oft gepredigt, und mir durch Umgang die Leichtigkeit meine Gedanken zu entwickeln, und diejenige Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben gesucht, deren gänzlicher Mangel ein Unglück über meine ersten Jahre verbreitete, dessen traurige Folgen wohl nie aufhören werden.“

„Ich habe über die meisten Gegenstände der Theologie gedacht, geredet und gearbeitet; aber ich gestehe, daß ich in einzelnen historischen Zweigen derselben, besonders im Hebräischen, Lücken habe.“

„Ich hatte deshalb schon vorlängst den Plan gemacht, diesen Weg gar nicht zu gehen, sondern meine Versorgung von irgend einer glücklichen Fügung außer meinem Vaterlande abhängen zu lassen, einige Correspondenz zu halten, und von der Protection eines Großen, wenn ich die Erziehung seiner Kinder zu seiner Zufriedenheit vollendet, meine künftige Versorgung zu erwarten. In dieser Hoffnung bestärkte mich der Beifall, mit dem ich in allen Gegenden, in die ich kam, predigte, und die Leichtigkeit,

die ich in einigen fand, mir Bekanntschaft und Gönner zu erwerben."

"Jetzt mehr als je, wo es Entscheidung gilt, und da ich vielleicht die letzte Veranlassung habe, umzukehren, fühle ich das Gewagte, das Unregelmäßige und das Unvaterländische dieses Planes. Aber ich allein kann mir nicht helfen, und deshalb wage ich es, mich an Ew. zu wenden."

"Ich glaube überhaupt sagen zu dürfen, durch den Fleiß, den ich gewiß anwenden würde, mit den natürlichen Gaben, die mir Gott verlieh und bis jetzt gnädig erhielt, binnen hier und Ostern das Versäumte nachholen, und dann nicht mit Unehren vor dem Oberconsistorium zur Prüfung erscheinen zu können, wenn ich von andern Beschäftigungen und Nahrungsforgen frei, meine Zeit ganz und freudig diesem Geschäfte widmen dürfte. Ohne dies hilft mir mein Aufenthalt in Leipzig Nichts, weil ich alle meine Zeit auf ganz heterogene Dinge wenden muß, um zu leben."

"Ich habe in meinen academischen Jahren nie einen Antheil an den öffentlichen Wohlthaten für Studirende gehabt, nie ein Stipendium oder des Etwas genossen, ohnerachtet meine Armuth klar zu erweisen ist. Wäre es möglich, in dieser Rücksicht eine auf die kurze Zeit völlig hinreichende Unterstützung zu erhalten, die mich in den Stand setzte, nur bis Ostern sorgensfrei mich der Theologie widmen zu können? Wollen Ew. mich dazu Ihres gnädigen Fürworts und Ihrer Verwendung würdigen?"

"Wenn Ew. so gnädig gewesen sind, bis hierher zu lesen; so wage ich es Dieselben zu bitten, beiliegende Predigt durchzuschicken. Ich sehe, wie viel

ich durch ein Verlangen wage, daß Ew. Geschäfte noch weiter stört; und ich kann Nichts zur Entschuldigung anführen, als daß ich es ganz von Ew. Urtheil wollte abhängen lassen, ob eine Unterstützung an mich zu wenden sey. Die Predigt selbst halte ich nur für sehr mittelmäßig; aber ich kann sie vor der Hand nicht besser machen. Ich habe es durch einige Uebungen darin nicht weiter gebracht, als zu sehen, was und wie viel mir noch fehlt, und wie unendlich viel zu einer guten Predigt gehört, das Ziel dunkel schimmern zu sehen, dessen Erreichung meine Kräfte oder meine Lage wohl nie mir erlauben werden. Ueberdieß ist die gegenwärtige nie gehalten worden, und es fehlt ihr daher ein gewisses Leben, das ich ihr erst nach dem gehaltenen Vortrage geben kann.“

„Ueber mein moralisches Betragen, seitdem ich in Leipzig bin, kann der Herr Professor Palmer und der Herr Kreissteuer-Einnehmer Weiße Zeugniß ablegen. Aus den übrigen Gegenden, wo ich gelebt habe, kann ich die unbescholtensten Zeugen dafür aufstellen.“

„Sollten Ew. geruhen, mir meine Bitte zu gewähren, so versichere ich Sie bei Allem, was mir heilig ist, daß ich mich ganz dann meinem Zwecke widmen, meinem Vaterlande, das mich auf der Schule unterstützte, und das mir seitdem nur theurer geworden ist, mich ganz weihen, nach meinem Examen vor dem Oberconsistorio im Lande in Condition gehen, und meine Bestimmung von seiner fernern Verfügung ruhig erwarten würde.“

„Ich bitte Ew., die Versicherungen meiner unbegrenzten Hochachtung, die ich mit allen Wohl-

gesünnten im Lande theile, die von Denselben die glücklichsten Zeiten für Religion und Wissenschaften erwarten, gnädig anzunehmen, mit welcher ich die Ehre habe" u. s. w.

\* \* \*

So weit das Schreiben. Aber auch ein so billiges, und so bescheiden vorgetragenes Gesuch scheint keine Berücksichtigung gefunden zu haben, vielleicht eben, weil die mitgetheilte Predigt dem Geiste nicht entsprach, den man nun einmal unter den jungen Theologen aufrecht erhalten wollte. Bald darauf sehen wir nämlich Fichte'n sein Vaterland verlassen, was er nach seiner ganzen Denkweise und nach dem in jenem Briefe so feierlich gegebenen Versprechen gewiß nicht gethan haben würde, hätte es nicht selbst ihn von sich zurückgewiesen. Aber so groß war auch später noch die Anhänglichkeit an dasselbe, daß er bis zu seiner Berufung auf die Universität Jena nie den Plan aufgegeben hatte, einmal noch Sächsischer Landgeistlicher zu werden, um in der schönen Muße dieses Berufes desto ungestörter seiner Selbstbildung leben zu können.

Jetzt verschwand aber immer mehr die Hoffnung für ihn, in seinem Vaterlande zu einer angemessenen Beförderung zu gelangen, und es blieb ihm, wie er selbst in einem seiner Briefe sagt, Nichts mehr übrig, als sein Muth, und sein Vertrauen auf die Vorsehung. Und diese war es, die, wie schon oft, so auch jetzt mit dem einleuchtendsten Beweise höherer Fügung in's Mittel trat.

Im Jahre 1788 am Abend vor seinem Geburtstage schienen alle Aussichten verschwunden, und jedes

ehrenvolle Mittel, sich fortzuhelfen, erschöpft. Die Gegenwart ließ ihm Nichts mehr übrig, und die Zukunft erlaubte ihm Nichts zu hoffen. Stolz und Ehrgefühl, die desto verletzbarer seyn mochten, als sie wohl schon in den Kampf mit dem Leben und seinen Verhältnissen gerathen waren, wiesen jeden Gedanken zurück, sich einem seiner Gönner in seiner ganzen Hülflosigkeit zu entdecken. Er schien sich völlig ausgestoßen von der Welt; darum schien auch er sie zurückstoßen zu dürfen: er glaubte seinen letzten Geburtstag zu erleben, indem er fest entschlossen war, jetzt am wenigsten seiner Ehre, wie er meinte, Etwas zu vergeben. Es giebt in starken Charakteren bei unverdientem Leiden ein stolzes Bewußtseyn des eigenen Werths, das ihnen die Kraft verleiht, sich völlig in sich selbst zu verschließen, und den festen Vorsatz, je mehr die Verhältnisse drängen, desto weniger ihnen nachzugeben.

Von solchen Gedanken erfüllt kam er Abends nach Hause. Hier erwartete ihn eine Botschaft von seinem Gönner und Freunde, dem Steuereinnehmer Weiße,\*) daß er sogleich zu ihm kommen möge. Kaum wagt Fichte noch Etwas für sich zu hoffen: da eröffnete ihm der wohlwollende Mann, daß er ihm einen Antrag zu einer Hauslehrerstelle in Zürich zu machen habe, die er in drei Monaten antreten könne. Fichte, ergriffen von der vorbedeutenden Fügung, kann seine tiefe Rührung nicht verbergen, und Weiße, dem dieß nicht entgieng, wie-

\*) Dem bekannten Verfasser des Kinderfreundes, der Lieder und Singspiele, u. s. w., zugleich einem sehr wohlthätigen und alles Gute fördernden Manne!

wohl er sonst nur selten aus seiner gemessenen Haltung heraustrat, forschet theilnehmend nach dem Grunde dieser plötzlichen Empfindung. Da gesteht ihm Fichte, in welcher wichtigen Krise ihn dieser unerwartete Antrag treffe, daß er ihn vor Verzweiflung bewahre! Daran schloß sich natürlich das Geständniß von seiner gegenwärtigen Lage. Noch waren es drei Monate bis zur Reise, und eine harte Zeit blieb bis dahin zu überstehen; aber Hoffnung und Muth waren wieder gefunden, und auch hier half Weiße mit Rath und That willig aus, der seit dieser Zeit den jungen Mann mit entschiednerem Wohlwollen und Vertrauen behandelte.

Im August desselben Jahres endlich trat Fichte die erste Reise an, welche ihn über die Gränzen seines Vaterlandes hinausführte, und die, indem sie ihm neue Verbindungen und Erfahrungen bereitete, äußerlich wie innerlich für sein ganzes Leben entscheidend geworden ist. Er lernte hier nämlich seine nachherige Gattin kennen, und diese Verbindung, wie sie überhaupt erheiternd und beruhigend auf sein Inneres wirkte, gewährte ihm auch äußerlich zuerst eine vollkommen unabhängige Lage, die er so lange sich gewünscht hatte. Aber auch jetzt schon fühlte er sich von allen beengenden Banden erledigt, wie an der Schwelle eines neuen Lebens stehend; und mit frischen Hoffnungen und in jugendlicher Gesundheit reiste er zu Fuß, oft in gewaltigen Tagesmärschen, über Nürnberg, Ulm, Lindau, dann den herrlichen Bodensee überschiffend und die Schweizeralpen aus der Ferne zum ersten Male begrüßend, über Constanz und Winterthur nach Zürich, wo er am ersten September in seine neuen

Verhältnisse eintrat. Das Haus, in welchem er Erzieher werden sollte, war der auch noch jetzt bestehende, allen Schweizerreisenden bekannte Gasthof zum Schwerdte, welchen damals ein reicher und angesehenener Zürcher-Bürger besaß. Dieser Mann, gebildet und wohlmeinend, hatte schon dadurch gezeigt, daß er von manchem damaligen Vorurtheile seiner Mitbürger sich befreit habe, indem er einen Erzieher vom Auslande berufen hatte. Auch nahm er Fichte'n wohlwollend auf, und überließ ihm die Leitung seiner Kinder mit uneingeschränktem Vertrauen. Es war ein Knabe von etwa zehn, und eine Tochter von sieben Jahren. Anders war es vielleicht mit der Mutter, welche nur mit Widerstreben zusah, daß manche Form und Aeußerlichkeit der bisherigen Erziehung, die sie für wesentlich hielt, allmählig beseitigt wurde. Kurz, es entdeckte sich bald, daß Fichte ihre Kinder zu mehr erziehen wollte, als zu Zürcher Bürgern und Bürgerinnen. Wie sehr daher auch der Vater, welcher übrigens der Leitung seiner Kinder ferner stand, das Zweckmäßige des neuen Erziehungsplanes einsehen mochte; so bildete doch die Mutter eine stete, unmittelbar eingreifende Opposition, zu welcher sie auch beständig ihren Gatten herüberzuziehen suchte. Daraus entwickelte sich in jenem Hause ein Verhältniß für Fichte, das des Charakteristischen zu viel enthält, um hier nicht näher bezeichnet zu werden. Ueberall, wohin er kam, pflegte seine Persönlichkeit anregend zu wirken in seiner Umgebung, weil in Urtheil und Handeln Kraft und Konsequenz hervortrat, weil er stets von einem ganzen Willen geleitet wurde. Auch hier sah er bald ein, daß zu einer gründlichen Reform kein gewöhn-

liches Erziehungsmittel hinreiche, daß die Bildung eigentlich bei den Aeltern anfangen müsse, und er versuchte einen Ausweg, wie ihn wohl nicht leicht unter seinen Verhältnissen ein Erzieher gewagt hätte, die Aeltern selbst nämlich über ihr Benehmen gegen die Kinder unter seine Aufsicht zu stellen, und darüber ein Tagebuch zu halten, das er wochenweise, oft mit scharfen Rügen über ihre Erziehungsfehler, der Mutter vorlegte. Bedenken wir dabei, wie noch damals in den meisten Familien das Verhältniß des Hauslehrers betrachtet, wie er selbst oft behandelt wurde, so muß man erstaunen, wie Fichte dieß fast zwei Jahre lang durchzusetzen vermochte, zumal in einer Lage, wo ihm eigentlich nicht rechte Ueberzeugung und Hingebung entgegen kam, und wo jene Unterwürfigkeit daher mehr aus Scham und Furcht vor überlegenem Verstande hervorgieng.

Neben der Erziehung seiner Zöglinge, die ihn den größten Theil des Tages beschäftigte, versuchte er sich noch in kleinen schriftstellerischen Uebungen, wie er durch Liebhaberei oder äußere Veranlassung dazu angeregt wurde. Eigentlich philosophische Studien scheinen ihm indeß damals fern geblieben zu seyn. So schrieb er, durch einen Freund veranlaßt, der, selbst Dichter, den Plan zu einem biblischen Epos gefaßt hatte, eine Abhandlung über diese Dichtungsart mit besonderer Rücksicht auf Klopstock's Messias und die unpoetische Wirkung der Orthodoxie in demselben; so übersetzte er einzelne Oden des Horaz in metrischer Nachbildung, und den ganzen Callust mit einer Einleitung über Styl und Charakter dieses Schriftstellers. Von seiner Uebersetzung der Oden sind noch einzelne übrig; der Callust und

die Abhandlung über das biblische Epos aber ist verloren gegangen. — Zugleich beschäftigte ihn noch ein anderer Plan, der, wenn er in seinem ganzen Umfang zur Ausführung gekommen wäre, ihn vielleicht auf immer in der Schweiz festgehalten haben würde. Er hatte einige Male im Münster zu Zürich, in Flaach und an mehreren andern Orten in der Umgegend mit entschiedenem Beifalle gepredigt. Wiewohl Zürich an Lavater und Pfenninger ausgezeichnete Kanzelredner besaß, so gefiel doch die Klarheit und die eindringende Kraft seines Vortrages. Konnte er nun darauf auch nicht die Hoffnung einer Anstellung in Zürich oder in der Umgegend gründen, theils weil die Confessionsverschiedenheit zwischen Lutheranern und Reformirten dieß unmöglich machte, theils weil es überhaupt einem Ausländer damals noch schwer wurde, in der Schweiz zu einer Anstellung zu gelangen: so faßte er doch den Plan, veranlaßt durch Aufforderungen seiner Freunde, wie durch eigene Neigung, eine Rednerschule zu errichten, die bestimmt seyn sollte, durch theoretischen Unterricht wie durch praktische Uebungen das ganze Gebiet der Redekunst systematisch zu umfassen. Ein vollständig ausgearbeiteter Plan dazu ist noch vorhanden, \*) wobei die Redekunst von den leichtesten Aufgaben in Styl und Deklamation bis zu den eigentlich homiletischen Uebungen umfaßt werden sollte. Wiewohl Lavater selbst ihm seine Unterstützung zusagte, so scheint der Plan doch unausgeführt geblieben zu seyn, und auch er gehört zu den vielen

---

\*) Mitgetheilt in der ersten Beilage, siehe den zweiten Theil.

fehlgeschlagenen Versuchen seines mühsamen Jünglingslebens.

Die glücklichste und bildendste Seite seines Zürcher Aufenthalts war ihm indeß seine Verbindung mit den geistvollsten und angesehensten Männern daselbst. Lavater, Steinbrüchel, Hottinger mit seiner trefflichen Frau, besonders auch Chorherr Tobler und Pfenninger gehörten zu seinen Freunden. Auch erwähnt er in Briefen und Tagebüchern unter seinen vertrauteren Freunden noch eines gewissen Achelis, Candidaten der Theologie aus Bremen, und eines talentvollen Dichters, Escher, des Sohnes eines benachbarten Geistlichen, den jedoch ein frühzeitiger Tod an der Entwicklung seiner Anlagen hinderte: alle drei, durch ähnliches Streben und gleiche Neigung verbunden, gelobten sich auch für jede Folgezeit ihre Freundschaft fortdauern zu lassen, und durch gemeinsames Wirken, in Schrift und That ihr ein würdiges Denkmal zu setzen. Doch nahm den Einen schon im folgenden Jahre der Tod hinweg, und auch der Andere scheint nach Fichte's Entfernung aus der Schweiz mit ihm außer Verbindung gekommen zu seyn.

Von entscheidendem Einflusse auf sein ganzes künftiges Leben war aber die Bekanntschaft eines Mannes daselbst, dessen Haus in gewissem Sinne einen geselligen Mittelpunkt für Zürich bildete. Es war der Waagmeister Rahn, sein nachheriger Schwiegervater, bei welchem sich Donnerstag Abends ein größerer Kreis, auch von Fremden und Durchreisenden, Freitags die gewählteren Freunde zu versammeln pflegten. Hier durch Lavater eingeführt, erwarb er sich bald die innigste Freundschaft des geist-

reichen, jedes Talent auszeichnenden Mannes, der selbst durch mancherlei Schicksale und Lebenserfahrungen, mehr noch durch vertrauten Umgang mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit reich und vielseitig sich gebildet hatte. Er war der Schwager von Klopstock, und von seinen Jünglingsjahren an in engster Verbindung mit ihm und dessen Freunden geblieben. Wie sich aber dieß Verhältniß bildete und wie es fortbestand, scheint uns so viel Charakteristisches für die damalige Epoche, wie für die Personen, selbst zu enthalten, daß es uns erlaubt sey, desselben umständlicher zu gedenken.

Man erinnert sich nämlich, mit welcher Begeisterung die ersten Gesänge des Messias bei ihrem Erscheinen aufgenommen wurden. Es war die Jugendzeit unserer wiedererwachenden Poesie, wo das Treffliche rein und gewaltig wirken konnte, weil es ungetheilte Empfänglichkeit traf, weil der Geschmack noch unentwickelt, aber auch noch unverworren, erst zu leiten und zu bilden war. Zugleich mußte die Wirkung um so allgemeiner seyn, weil sie in den Gefühlen der Frömmigkeit ihre Nahrung fand, und fast alle Stände und Geschlechter wetteiferten, dem Dichter ihren Dank und ihre Verehrung darzubringen. So wurde Klopstock im Jahre 1750 von Bodmer und seinen Freunden nach Zürich eingeladen, und hier, wo seine Ankunft als ein öffentliches Fest betrachtet wurde, war es das Rahnsche Haus, welches ihn gastfrei aufnahm. Der älteste Sohn, glühend von Begeisterung für den Dichter, hatte keinen höhern Wunsch, als einst die Liebe Klopstock's sich erringen zu können, in dessen Oden das Gefühl für Freundschaft mit einer Tiefe ausgespro-

chen war, wie sie nur der edelste Jüngling empfinden, wie sie nur einen Edeln begeistern kann. Und sein Wunsch wurde erreicht: Klopstock gewann ihn bald so herzlich lieb, daß er in einem Briefe an Gleim ihn selbst und Schultheß als die einzigen wahrhaft treuen Freunde rühmt, welche er in Zürich gefunden. Aber bald sollte ihr Verhältniß noch inniger werden. Klopstock sprach immer mit besonderer Liebe von seiner ältesten Schwester Johanna, erzählte, wie er dieser alle seine Dichtungen zuerst vorzulesen pflege, wie ihr feines Gefühl, ihr frommer Sinn ihm sicherer Leiter sey, wie sie allein ganz ihn kenne und verstehe. Diese Aeußerungen machten auf den Freund einen tiefen Eindruck: dies sey das Mädchen, fühlte er, das er so lange schon suche, würdig und fromm, die geliebte Schwester des trefflichsten Bruders; und sein Entschluß stand fest, Klopstock um die Hand seiner Schwester und um seine Vermittelung dabei zu bitten. Endlich in einer vertrauten Stunde auf einer gemeinsamen Alpenwanderung entdeckte er dem Freunde sein liebstes Geheimniß. Klopstock versprach, ihn nach Deutschland mitzunehmen, und bei Aeltern und Schwester sein Wort für ihn einzulegen. Wie edel und uneigennützig dagegen die Plane Rahn's für seinen Freund waren, dafür zeigt Klopstock selbst in einem Briefe an Fanny aus Zürich, aus dem wir hier Einiges einschalten:\*)

\*) „Klopstock und seine Freunde;“ Briefwechsel aus Gleim's Nachlasse, herausgegeben von Klamer Schmidt,“ Halberstadt 1810. Th. I. S. 128. 129. In derselben Sammlung befindet sich auch ein Brief von Rahn an Klopstock's Mutter, der die herzlichste

„Ich habe bisher zwei Freunde gefunden, den König von Dänemark und einen hiesigen jungen Kaufmann.“

— — „Sie werden vielleicht neugierig seyn, den jungen Kaufmann kennen zu lernen? — Er hat etwa vor einem Jahre eine neue Art, auf weiße Seide zu drucken, erfunden: eine Entdeckung, die die Franzosen und Engländer schon lange vergeblich haben herausbringen wollen. Diese Färberei ist so schön, daß nicht wenige, die seine Zeuge das erstemal sahen, darauf verfallen sind, es sey Malerei.“ — — „Er besitzt ungemein vielen Geschmack in der Angabe der Muster, und hierin ist ihm die Kenntniß der schönen Wissenschaften, die er nach Art der brittischen Kaufleute studirt hat, sehr nützlich gewesen. — Dieser wahrhaft edelmüthige junge Mensch will, daß ich sein Glück mit ihm theilen soll, ohne einen andern Antheil an den Geschäften der Handlung zu haben, als daß ich mich bisweilen, über seine Erfindungen, (deren er immer neue hervorbringt) und über die allgemeinen und wichtigsten Geschäfte der Handlung mit ihm unterrede, wozu man nur einen hellen Kopf und Herz genug, sich zur rechten Zeit glücklich zu entschließen, gebraucht. Er kennt mein wahres Glück zu sehr, als daß er mich für so viele Freundschaft bei sich behalten wollte.“

Rahn begleitete nun seinen Freund bei dessen Rückkehr nach Deutschland, und Klopstock selbst im

---

Pietät gegen dieselbe athmet, Th. II. S. 191. — In Gruber's Leben von Wieland (neu bearbeitet 1827. Th. I. S. 164. 65.), wo dieses Verhältniß erwähnt wird, wird er fälschlich Rabe genannt.

Hause seiner Aeltern schloß den Bund zwischen Freund und Schwester, welchem nach einigen Jahren des Harrens und nach manchen Schwierigkeiten, als Rahn endlich eine Niederlassung in Lingbue bei Kopenhagen in der Nähe seines Klopstock gefunden hatte, ihre völlige Vereinigung folgte. Und aus dieser Ehe mit der Klopstockschwester entsprang außer mehreren andern Kindern die älteste Tochter, Johanna Maria, welche späterhin Fichte's Gattin wurde. Sie ward am 15. März 1758 zu Lingbue geboren, und Klopstock mit seinem Freunde, dem Hofprediger Cramer, waren ihre Vathen. — Unterdeß waren aber durch den ausgebrochenen Seekrieg zwischen Frankreich und England mehrere Handelsunternehmungen Rahn's fehlgeschlagen, die ihm einen bedeutenden Theil seines Vermögens raubten, und ihn endlich nöthigten, mit dem Reste desselben in sein Vaterland zurückzukehren. So wuchs die Tochter, zum Theil getrennt von ihren Aeltern, unter mancherlei ungünstigen Verhältnissen und Entfagungen auf, nicht unähnlich denen, welche auch ihres Gatten Jugend trübten. Aber auch hier war die Frucht solcher Mühen schön und belohnend. Denn dürfen wir gleich jetzt den Charakter jener trefflichen Frau bezeichnen, so war tiefe Religiosität und eine seltene Gewalt treuer Liebe der Grundzug desselben, wie er eben nur in solchen Entfagungen sich entwickeln und zu voller Kraft gedeihen konnte. Wie sie vorher ganz nur ihren Aeltern sich widmete, und ihnen jeden Glanz der Welt und manche Verbindung ohne Mühe geopfert hatte, so lebte sie späterhin nur ihrem Gatten, ihrem Sohne, glücklich allein im Glücke der Ihrigen. Aber bald wurde ihr Werth ihrem Vater

noch fühlbarer. Nicht lange nämlich nach ihrer Rückkehr ins Vaterland starb ihre Mutter an der Lungensucht, ein unerseßlicher Verlust für den Gatten, dem sie in dem harten Wechsel des Lebens oft der letzte Trost gewesen war, und er wäre diesem Unglück erlegen, hätte er nicht an der heranwachsenden Tochter, der Erbin des mütterlichen Sinnes, einen Ersatz gefunden. Beide schlossen sich unauflöslich an einander, und diese that im Stillen das Gelübde, ihren Vater unter keiner Bedingung zu verlassen, ein Wort, das sie sich gehalten hat. Dafür lebte aber auch jener nur noch der Bildung seiner Tochter, so daß bei ihrem früh entwickelten Gemüthe auch ihr Urtheil, ihre Ansichten über das Leben frühzeitig gebildet wurden.

— Da lernte Fichte sie kennen; und beide schon in einem Alter, wo leidenschaftliche Blendung ernste Gemüther nicht mehr täuscht und verwirrt, gründeten ein Verhältniß, das durch genauere Kenntniß und innigere Achtung immer tiefer sich befestigend, endlich für das ganze Leben geschlossen wurde. Am treuesten schildern dasselbe und seine allmählig tiefere Entwicklung die Briefe, welche Fichte in jenem Zeitraume an sie schrieb, von denen einige hier mitzutheilen eben deshalb uns nöthig scheint.

Indeß sey bekannt, daß wir selbst lange zweifelten, ob wir diese und viel spätere Briefe ähnlichen Inhaltes bekannt machen dürften, ob die Mittheilung solcher vertrauten Worte nicht sogar Entweihung sey? — Doch wodurch kann der Mensch tiefer erkannt werden, — jener nämlich, der doch eigentlich in uns Allen liegt, und der aus jedem treuen Menschenbilde uns anspricht — als eben aus solchen unbewach-

bewachten Herzensworten, aus einem Verhältniß der Liebe und des uneingeschränkten Vertrauens? Woraus also auch bezeichnender der Charakter des Darzustellenden selber? — Und diese Rücksicht überwog und entschied bei unserm Wunsche der treuesten und lebendigsten Charakteristik, welche überall, so weit es möglich, durch ihn selbst und seine eigenen Worte geschehen sollte. Wir haben deshalb auch hier Alles mitgetheilt, was uns wesentlich erschien, zumal da diese Briefe, welche einen bedeutenden Zeitraum umfassen, zugleich einen wichtigen Wendepunkt in seinem Leben bezeichnen, wo er in seinen äußern Hoffnungen getäuscht und überall zurückgewiesen, zuerst mit Entschiedenheit und für immer in seinem Innern Wurzel faßte. Zugleich zeigen sie auch sein Gemüth, seinen Sinn für Treue und Liebe, eine Seite, in der er nicht immer und nicht von Allen gekannt ist; und so werden wohlgesinnte Leser, für welche allein diese Blätter geschrieben sind, es uns vielleicht Dank wissen, daß wir jetzt und weiterhin die Briefe dieser Art so ausführlich mitgetheilt haben.

Zum Verständnisse einiger Stellen im Folgenden werde vorausgeschickt, daß sich unterdeß das Verhältniß Fichte's mit seinem Hause getrübt hatte; und man kam überein, es zu Ostern 1790 aufzulösen. Fichte, schon lange und besonders seit den letzten Erfahrungen des Hauslehrerlebens überdrüssig, wollte versuchen, als Führer eines Prinzen auf Akademien oder als Lektor bei einem Hofe eine Anstellung zu finden, wozu ihm Rahn durch seine Verbindungen in Dänemark, besonders mit Bernstorff und Klopstock, Lavater, durch seine mannigfachen Bekanntschaften mit andern Großen behülflich werden sollte.

Meine theuerste Freundin!\*)

Kein Wort über die Begier, mit der ich Ihren Brief, wie ein Dieb und ungeschickt genug, zu mir steckte, mit ihm nach Hause eilte, mich auf mein Zimmer einschloß, und ihn, nicht wie ich sonst wohl pflege, mit Heißhunger verschlang, sondern mit langsamem Genusse, Zug für Zug hinunterschlürfte!

Ich eile vor allen Dingen auf Ihre Fragen zu antworten. — Ob vielleicht meine Freundschaft für Sie aus Mangel an anderm weiblichen Umgange entstanden? — Hierauf glaube ich entscheidend antworten zu können: Ich habe mancherlei Frauenzimmer gekannt, und bin mit ihnen auf mancherlei Fuß gestanden; ich habe Mancherlei empfunden, wo nicht die verschiedenen Grade, doch höchst wahrscheinlich die verschiedenen Arten der Empfindungen gegen ihr Geschlecht glaube ich durchlaufen zu haben; aber noch nie habe ich gegen Eine empfunden, was ich gegen Sie empfinde. So ein inniges Zutrauen, ohne Verdacht, daß Sie sich gegen mich verstellen könnten, und ohne Wunsch, mich gegen Sie zu verbergen; so eine Begierde, von Ihnen ganz so gekannt zu seyn, wie ich bin; so eine Anhänglichkeit, in die das Geschlecht auch nie den entferntesten merklichen Einfluß hatte; — denn weiter ist es keinem Sterblichen vergönnt, sein Herz zu kennen; — so eine wahre Hochachtung für Ihren Geist und Resignation in

---

\*) Es bedarf kaum bemerkt zu werden, daß diesem Briefe andere vorhergegangen sind, die von uns ihres minderen bedeutenden Inhaltes wegen nicht mitgetheilt worden.

Ihre Entschließungen habe ich noch nie empfunden. — Urtheilen Sie also selbst, ob es vom Mangel anderen weiblichen Umgangs herkam, daß der Ihrige einen Eindruck machte, den noch keiner gemacht hat, und mich eine ganz neue Art von Empfindung kennen lehrte. — Ob ich Sie in der Entfernung von Ihnen vergessen werde? — Vergißt man eine ganz neue Art von Seyn und die Veranlassung dazu? Oder werde ich auch einst vergessen, aufrichtig zu seyn? Oder wenn ich das vergessen könnte, verdiente ich dann noch, daß Sie sich bekümmerten, wie ich von Ihnen dächte?

Ob mir auf meiner Reise ein Unglück zustoßen könne? — Wie meine nächsten Schicksale seyn werden? — ob nun eben Ihr Papa, und nun eben bei Bernstorff reüssiren werde? — alles Dies sicht mich nicht an, und es wäre meiner und Ihrer Ruhe vortheilhafter, wenn Sie die Sorge dafür Dem überließen, dem ich sie überlasse, und der allein es besorgen kann. Daß ich auf meiner Reise für meine Gesundheit und Sicherheit Sorge; daß ich mir traurige Schicksale erträglich, und glückliche unschädlich zu machen suche, ist meine Pflicht: — daß Ihr guter Papa, und alle guten Menschen, die es können und wollen, ihr Möglichstes thun, um mir nützlich zu werden, ist ihre Güte: — aber daß sie und ich reüssiren, — o wenn die ganze Welt so gütig seyn wollte, sich darüber krank zu sorgen; so würde die ganze Welt mit allen ihren Sorgen dazu Nichts thun können. Es ist unsere Sache, es an uns nicht fehlen zu lassen; aber der Erfolg steht ganz in den Händen des Ewigen.

Der die Schickungen lenkt, heißet den frömmsten  
Wunsch,  
Mancher Seligkeit goldnes Bild  
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,  
Wo ein Sterblicher gehen will:  
Oft erfüllet er auch, was das erzitternde  
Bolle Herz kaum zu wünschen wagt.

Der warme Antheil, der aus allen jenen Aeußerungen hervorblickt, die reizende Güte, die Sie mir allenthalben erzeigen, die Wonne, die ich empfinde, einer solchen Person nicht gleichgültig zu seyn — Theuerste, Sie sind es werth, daß ich Ihnen Nichts sage, das schon irgend einmal durch die Schmeichelei entweicht seyn könnte; daß der, den Sie Ihrer Freundschaft werth halten, sich nicht in falscher übelverstandener Bescheidenheit erniedrige. Ihre schöne offene Seele verdient es, daß ich mir auch nicht einmal den Anschein gäbe, als ob ich den reinen Abdruck derselben nicht für ächt erkenne: und deshalb ist es auch von meiner Seite durchgängige Offenheit, die ich gelobe.

\* \* \*

Ob man lieben könne ohne Hochachtung? —  
O ja, theure reine Seele! Der Liebe ist mancherlei. Rousseau unter andern, durch sein Râsonnement und noch besser durch sein Beispiel, beweist das. La pauvre Maman und Mad. N. . . liebte er auf sehr verschiedene Art. Aber bei Weitem nicht alle Arten von Liebe, glaube ich, kommen in Rousseau's Leben vor, wo doch verschiedene vorkommen. Sie haben aber sehr recht, daß keine wahre und dauerhafte Liebe ohne innige Werthschätzung bestehen kann: daß

jede andere Art derselben Neue nach sich zieht, und einen edlen menschlichen Charakter entwürdigt.

Noch ein Wort über Frömmlerin. Frömm-  
lerinnen setzen die Religion meist in's Aeußere, in  
Uebungen der Andacht, zwecklos, maschinenmäßig,  
und wie ein Frohndienst an Gott, vollbracht; in  
Rechtgläubigkeit u. s. w., und haben unter andern  
das charakteristische Kennzeichen, daß sie sich ange-  
legentlicher um die Gottesfurcht Anderer beküm-  
mern, als um ihre eigene. Diese — hassen sollte  
ich sie nicht, man soll keinen Menschen hassen — aber  
sie sind mir sehr verächtlich: denn ihr Charakter setzt  
die erbärmlichste Leerheit des Kopfes und die trau-  
rigste Schiefheit des Herzens voraus. Das kann  
meine theure Freundin nicht seyn, das kann sie nie  
werden, mit allen möglichen \*) Verderbnissen ihres  
Charakters, die auch nicht möglich sind — in Ewig-  
keit nicht werden; denn ihr Charakter hat dazu zu  
viel Gehalt. Ihr Vertrauen auf die Vorsehung,  
Ihr Hinüberblicken ins künftige Leben ist weise und  
christlich. Ich hoffe — wenn ich von mir reden darf,  
daß man mich für Alles eher, als für einen Frömm-  
ling und steifen Orthodoxen halten wird; aber ich  
wüßte keine Empfindungen, die mehr mit dem Inner-  
sten meiner Seele verwebt wären, als eben diese.

Doch Mitternacht ist vorbei. Schlafen Sie  
wohl: ein Lieblingstraum umschwebe Sie! — Ich  
hoffe Morgen zu diesem Papier noch einmal zurück.

---

\*) Ein übelgewähltes Wort: Sie werden es aber ver-  
stehen: quand se gâteroit même son caractère —  
wollte ich sagen.

zukehren, und nehme Ihren Brief, um ihn vor dem Schlafengehen noch einmal zu lesen.

\* \* \*

Das Urtheil Tobler's, welches er nach meinen Aufsätzen über mich selbst gefällt hat, ist mir sehr schätzbar, weil ich glaube, es annehmen zu dürfen, und weil der Mann — Ihnen darf ich's sagen — richtig gesehen zu haben scheint. Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mir's gemeldet haben, obgleich ich wünschte, daß ihm das propos vom Publiciren nicht entwischt wäre. Entweder er redete zu Gefallen, — so müßte mir das auch sein erstes Urtheil verdächtig machen, — oder er ist nicht kompetenter strenger Richter genug, um zu sehen, daß beide Aufsätze noch sehr roh waren, und daß, wenn ich bin, was er zu seyn mir zugestand, ich solche Aufsätze gewiß nicht publicire. Sie sind, aus Achtung für Ihr und Ihres guten Papa's Urtheil, im Schmelztiegel. Anders werden sie herauskommen: aber besser? Je n'en sais rien!

Ich arbeite schon seit mehreren Tagen an dem versprochenen Liede für Sie; — ich langsamer Dichter, dem jeder Reim eine Stunde kostet! Wann es fertig seyn wird, steht noch bei den Göttern. Dazu habe ich die Eitelkeit, Ihnen nichts ganz Schlechtes geben zu wollen.

Wie empfindlich schmerzt mich's indeß, daß ich Ihnen den Aufsatz über die Vorsehung nicht versprechen kann, den Sie wünschen! Ich sehe voraus, daß ich bis zu meiner Abreise mit Arbeiten genug überhäuft bin. Aber ich will Ihnen, wenn es irgend in Zürich aufzutreiben ist, ein Buch verschaffen, wo eine

Predigt über diese Materie steht, die ganz meine Ueberzeugungen enthält, und die ich um jeden Preis möchte gemacht haben. Und dann — verspreche ich Ihnen heilig, daß ich diese Materie die ersten ruhigen Tage, die ich in Sachsen haben werde, bearbeiten, und sie Ihnen, geschrieben oder gedruckt, zusenden werde.

Doch von meiner Abreise wollen Sie nichts hören, und ich rede so oft davon. Aber wissen Sie nicht, daß die Kinder singen, wenn sie sich fürchten? — Ich schliesse, um nicht in's Gerührte zu fallen. Leben Sie wohl, meine Seele ist bei Ihnen.

N. Sch. Nachdem ich schon zugemacht hatte. — Eben überzähle ich Ihre Briefe, wie ein Geiziger seine Schätze. Ich habe Ihrer nur fünf. Mich dünkt, Sie haben mehrere. — Wie sonderbar! Ich habe noch nie Etwas ohne Brouillon oder Copie geschrieben; Ihre Briefe sind das Erste dieser Art. Erklären Sie das! — Noch Eins! Können Sie meine Briefe leicht weglesen? Wo nicht, so sagen Sie es; so schreib' ich deutlicher. Die Klagen über meine Hand werden sehr häufig.

\* \* \*

Wieder zurückgekehrt in die Mauern, die mir nur dadurch lieb seyn können, weil sie Sie einschließen, und mich zuerst wieder mir selbst, meiner Einsamkeit und meinen Gedanken überlassen; flieht meine Seele unaufhaltsam zu Ihnen. — Wie kommt es doch? — Ich habe Sie erst vor drei Tagen gesehen, ich muß es wohl oft länger ertragen, Sie nicht zu sehen: Entfernung ist doch immer Entfernung, und ich bin gleich abgesondert von Ihnen, ob ich in Flaach, oder

ob ich im Schwertde zu Zürich bin; — aber wie kommt es, daß die jetzige Entfernung mir länger geschienen hat, daß mein Herz sich stärker nach Ihnen sehnt, daß ich Sie Wochenlang nicht gesehen zu haben glaube? — Habe ich neulich etwa falsch über Entfernung philosophirt? O daß doch immer unsere Empfindungen unseren strengsten Schlüssen widersprechen müssen!

Ich habe seitdem viel gelebt; bin so ganz in der Sphäre gewesen, wo mir's wohl ist, in einer starken, angestregten, mannigfaltigen Beschäftigung. Hätte ich die Lücken dieser Geschäfte mit Ihrem süßen Umgange ausfüllen können, hätte ich mit Ihnen, edle, gleichgestimmte Seele, laut empfinden und denken können, was ich größtentheils im Innern meiner Seele verschließen mußte: diese Tage wären beneidenswerth gewesen. Von der Geschichte derselben mündlich. — Daß ich hier mitten in meiner stillen Lust durch die Nachricht von dem Tode eines Mannes unterbrochen wurde, den ich schätzte und liebte, dessen Achtung eine meiner süßesten Genüsse war, die mir Zürich gegeben hat, und dessen Freundschaft ich mir noch erwerben wollte, wissen Sie ohne Zweifel schon, und werden mich bedauert haben, wenn Sie wußten, wie lieb mir der Mann war.

Ich werde Sie Morgen sehen. Wie freue ich mich auf den Augenblick! Aber wie schmerzt es mich schon — sehen Sie das ungenügsame Herz! — daß es nur ein Augenblick seyn wird.

Aber es hat eben 12 Uhr geschlagen. Schlafen Sie wohl und sanft. Ich hoffe Morgen noch ein oder ein Paar Viertelstunden zu erhaschen, sie meinen übrigen Geschäften abzustehlen, um sie bei diesem

Papiere, das mir theuer ist, weil es in Ihre Hände kommt, zuzubringen.

Wie mögen Sie diese Tage, wie besonders den Sonnabend Abend zugebracht haben? — Das werde ich ohne Zweifel aus Ihren Briefen sehen, die immer ein so schönes und so getroffenes Gemälde Ihrer Seele sind; aber doch kann ich es kaum erwarten. Werden Sie meiner gedacht, werden Sie mit Ihren Gedanken meine Beschäftigungen begleitet haben? Fast hoffe ich, daß Sie es thaten, denn ich habe es gethan! Besonders waren von 6 bis 8 Uhr Sonnabends meine Gedanken nur bei Ihnen, und ich spielte gegen meine Gesellschafterinn in Flaach, eine gewisse Igfr. D. aus Sch., eine sonderbare Rolle. Sie bemerkte mein Stillschweigen und meine Trockenheit, und da sie mich sonst nicht ganz so gekannt hat, so hätte sie mich lieber aufgezoget. Ich wendete Müdigkeit und Ermattung von der Reise vor, und nun bedauerte sie mich so umständlich und so genant, daß sie nahe daran war, mir fatal zu werden. Wie kommt es doch, daß die Frauenzimmer am Wenigsten sich von einer gewissen auswendig gelernten Etiquette losmachen können, und dadurch öfters ihre weit glücklichere Natur verzerren? Stoff zu einer Unterhaltung, wenn ich den Sonnabend werde ersetzt bekommen.

Fast würde ich mich schämen, des Ihnen versprochenen Liedes zu gedenken, wenn Sie es nicht in Ihrem letzten Briefe erwähnten. — Ja, Sie sollen mir es noch vorsingen: ich will es noch aus Ihrem Munde hören, um mich aus der Entfernung sicher an Ihr Clavier und in Ihre Gegenwart zu zaubern, in den Stunden, da ich erwarten kann, daß Sie es

singen: — aber ich habe lange nicht mehr daran gearbeitet; und ich sehe kaum, wie ich diese Woche noch dazu kommen werde. Es sollte meine letzte süße Arbeit in Zürich seyn, wenn die andern abgethan sind, die mir auch dadurch angenehm werden, weil ich sie in Beziehung auf Sie betrachte.

Das Buch, wovon ich gesagt habe, will ich noch zu verschaffen suchen, wenn es nur zu finden ist. Tobler kannte es nicht; heute will ich Rüscher Lern fragen, der fast Alles hat und kennt, was gut ist. Es sind Bastholm's Predigten. Ich halte sie für die schönsten, welche existiren.

Wie ungern trenne ich mich von diesem Papiere! Wie gern legte ich noch einen, oder auch wohl zwei Bogen an; aber ich kann nun Nichts mehr meinen Geschäften abstehlen. Ihnen, die Sie mich in Allem beschämen, — ich sage dies mit innigem Gefühl, daß es wahr ist, und mit Schmerz, daß ich's nicht ändern kann, daß ich leider! nach Ihrer Bestimmung ein männliches Geschöpf bin, welches, besonders jetzt, den Kopf immer voll hat, immer voll Projekte und Plane, in einer beständigen Unruhe ist: — Ihnen ist vorbehalten, mich auch im Brieffschreiben zu übertreffen, — schwerlich aber in den Empfindungen, mit welchen ich bin Ihr wärmster Freund.

\* \* \*

— — Morgen, Theuerste, ob ich um 5 Uhr kommen werde, weiß ich nicht. Ich habe eine Pflicht, gegen einen sehr werthen Todten nicht; — der lacht gewiß schon jetzt, wenn er es nicht eher that, unserer närrischen Etikette — aber gegen seine hinterlassene Familie. Ich weiß nicht, wann ich zurückkommen werde.

Daß Sie mir eine so schöne Ersetzung meines Sonnabends machen, dafür danke ich Ihnen herzlich. Daß Sie B. eingeladen haben, — dafür möchte ich Ihnen wohl danken, aber ich wäre lieber mit Ihnen allein.

Br. macht sich mir immer kleiner; er hat es heute im Punkte Rousseau's wieder gethan; aber in der Kaufgeschichte kennen wir seine Lage nicht genug. Ich weiß nicht, wie es mit seinen Finanzen steht. Ueber einer Schwachheit in Ansehung dieser Dinge habe ich ihn noch nie betroffen. Dr. B. aber habe ich schon einige Male über Dinge betroffen, die bei mir schmutziger Geiz seyn würden, die aber bei ihm wohl auch Mangel an Lebensart und Geistesgegenwart (an welchen beiden Dingen es ihm auch zu fehlen scheint) seyn können. Ueberdies kennen wir seine ökonomische Lage gar nicht: er ist zurückhaltend. Die Umstände seiner Aeltern sind gewiß gut, aber es ist nicht bekannt, auf welchem Fuße er mit seinem Vater steht.

Achelis aber, — o wie freue ich mich, daß er Etwas von dem Guten auch gegen Sie gezeiget hat, um deswillen ich ihn so herzlich liebe! — hat sich als ein edler Mann betragen, und das um so mehr, da ich sicher weiß, daß er am Wenigsten Etwas übrig hat. Ich werde bei erster Gelegenheit es ihm merken lassen. — Sonderbar — aber unter uns! Eben dieser Mann knickert zuweilen um ein Paar Schillinge, und doch habe ich immer gewußt, daß er auch in diesem Punkt edel ist.

Und nun zu mir! — Ich gestehe Ihnen ohne Beschämung, weil Sie, ich darf es hoffen, in mein Herz kein Mißtrauen setzen, und weil ich einer

zufälligen Lage gegen Sie mich nicht schäme, daß ich am Sonnabende Etwas, aber nicht von vielem Werthe, hätte kaufen können; daß ich es aber jetzt nicht kann, weil ich seit der Zeit unerwartete Ausgaben bekommen habe, und bis zu meiner Abreise nicht mehr bei baarem Gelde seyn werde. — Sie können nicht wissen, welch ein Zutrauen gegen Sie dieses Geständniß bei mir voraussetzt, wenn Sie nicht einen vielleicht verwahrloseten Winkel meines Herzens kennen, — einen gewissen Stolz, nie eine Geldverlegenheit merken zu lassen, und keine Ausgabe auszuschlagen, und wenn ich es borgen sollte.

Wie liebenswürdig Sie selbst mir — nicht werden, — ich habe Ihr edles Herz längst gekannt und gegen Mad. Titot sehen können — sondern hier, in dieser warmen Theilnehmung gegen den guten B. von Neuem erscheinen, — könnte, dürfte ich darüber Ihnen ein Wort sagen?

Doch es ist wieder 12 Uhr. Es ist mir der süßeste Beschluß meines Tages, mich mit Ihnen zu unterhalten. Einen guten Theil des Abends, den ich sonst Ihnen gewidmet hätte, mußte ich mit Herrn Dtt verplaudern. Der Mann würde mir zuletzt noch lieb werden, wenn er mir nicht wohl eine Stunde genommen hätte, die ich besser im Andenken an Sie zugebracht hätte.

Schlafen Sie wohl! — Ueber Ihre Begebenheit morgen — eine Menge philosophischer Bemerkungen.

Daß Sie nicht immer so verständig, so gesezt gewesen, als jetzt, daß Sie Ihre jetzige vernünftige Denkungsart, Ihre tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens nur durch Erfahrung erwarben; daß auch

Sie durch das Lebhafteste der ersten Jugendjahre hindurchgegangen, konnte ich mir wohl denken. Solch einen Charakter, wie den Ihrigen, erhält man nicht ohne mannigfache Prüfungen. Und da hat denn besonders das Verlangen nach der größeren Welt Sie gereizt! — Sehr natürlich, da Sie Kräfte, stark wirkende, nach Entwicklung ringende Kräfte in sich fühlen mußten. Das häusliche Leben konnte für Sie keinen Reiz haben, so lange Sie noch nicht die volle Kraft hatten, darinnen zu wirken. Sie wurden von Ihrer seligen Mutter geliebt; aber Sie waren dies von Ihrer Kindheit an nicht anders gewohnt, es war Ihnen kein neues, besonderes Gefühl. — Jetzt wurde durch den Tod dieser vortrefflichen Mutter Ihr Herz ganz durchdrungen, zermalmt, gleichsam auf eine Zeitlang getödtet; und nun wandte sich die Liebe Ihres Vaters, die Ihnen eine neue Erscheinung, ein unerwartetes Glück war, zu Ihnen, und wurde Ihnen dadurch nur desto theurer. Sie konnten ihm dienen; Sie konnten ein Hauswesen führen, und zur Erleichterung eines so geliebten Vaters führen: da ging ein neues Herz in Ihnen auf, da waren Sie wie umgeschaffen. Sehen Sie hier einen Plan, einen weislich angelegten Plan der Vorsehung, Sie dazu zu machen, was Sie werden sollten, was Sie jetzt sind, und was nach der Weisheit dieser Vorsehung die beste Art der Existenz für Sie war. So, glaube ich, geht die Vorsicht mit allen Menschen.

M—n kenne ich und liebe ihn nicht: ich möchte durch ihn nicht gern Etwas für meinen Freund erhalten.

Nothwendig ist es nicht, in der verderbtesten Gesellschaft mit verdorben zu werden; B. ist doch

überspannt. Es muß ihm immer an Weltkenntniß gefehlt haben, und es scheint, es fehlt ihm noch daran. Komme ich zu diesem Papiere zurück, so werde ich weitläufiger darüber reden; wo nicht, so leben Sie wohl!

\* \* \*

Ich bin eher wieder zurückgekommen, als ich gerechnet hatte: schon gestern Abends. Ich reiste nicht allein, sondern in der Gesellschaft des Baron von Walldorf und des Dr. Beyr. Die Geschichte meiner Reise und meines Aufenthaltes in Flaach, die nicht uninteressant ist, einmal mündlich, wenn wir — nicht etwa, nichts Interessanteres zu reden haben, — das werden wir immer haben, sondern, wenn wir es, weil wir nicht allein sind, nicht können.

Wie viel ungleich Wichtigeres habe ich Ihnen hier mitzutheilen! Sie haben ein Geheimniß, ein unerklärliches Geheimniß immer stärker und fester an sich zu fetten: meine Anhänglichkeit an Sie entstand nicht urplötzlich, wie sie sonst wohl zuweilen entsteht und eben so plötzlich verschwunden ist. Mein Genius zwar deutete mir, als ich Sie das erstemal sahe, ganz leise, daß diese Bekanntschaft für mein Herz, für meinen Charakter, für meine Bestimmung nicht gleichgültig seyn werde. Aber so wie ich Sie näher kennen lernte, zog mein Verstand und mein Herz mich immer näher zu Ihnen hin, und jetzt — zieht sich das Band immer enger zu! — Wie machen Sie das? Oder vielmehr, wie mache ich es? — O ich weiß es nur zu wohl! In Ihnen ruht ein Schatz, der sich nur willkürlich eröffnet, der sich nicht ohne Wahl vergeudet; — und einer gleichge-

stimmten Seele eröffnet er sich immer mehr, und zieht sie an sich.

Ihr Anerbieten vom Freitage hat mich gerührt, hat mich noch weit mehr von Ihrem Werthe überzeugt, als ich es war, wenn das möglich ist. — Nicht, daß Sie Sich etwas, was Ihnen vielleicht, wie Sie es nennen, eine Kleinigkeit seyn kann, für mich berauben wollten: tausend Andere konnten das auch thun: — sondern, daß Sie, da Sie doch Etwas von meiner („stolzen“ nennt es die Welt) Denkungsart bemerkt haben mußten, es mir mit so einer Natürlichkeit und Offenheit antrugen, als wenn Ihr ganzes Herz Ihnen sagte, daß ich Sie nicht verkennen könnte; daß, wenn ich noch auf der Erde von keinem Menschen so Etwas angenommen hätte, ich es von Ihnen annehmen würde; daß wir zu einig wären, um über solche Dinge zweierlei Meinung zu haben. — Theuerste, Sie haben mir dadurch einen Beweis Ihres Zutrauens, Ihrer Güte — Ihrer (darf ich das Wort schreiben?) Liebe gegeben, worüber ein größerer nicht möglich ist. — Wäre ich jetzt nicht ganz der Ihrige, so wäre ich ein Ungeheuer, das weder Kopf noch Herz, noch Ansprüche auf Glück hätte.

Um aber auch mich in meinem wahren Lichte zu zeigen, so haben Sie hier meine wahren Gedanken über diese Sachen und meine Empfindungen, so wie ich sie selbst in meiner Seele lese.

Anfangs regte sich in mir, ich gesteh' es mit tiefer Beschämung, der Stolz. Es fiel mir ein, was ich Ihnen neuerlich geschrieben; ich — Thörichter! — konnte einen Augenblick — länger nicht — glauben, Sie hätten mich mißverstanden. Doch war ich

selbst in diesem Augenblicke mehr betrübt als beleidigt. Der Schlag kam von Ihrer Hand. — Plötzlich erwachte die bessere Seele; ich fühlte den ganzen Werth Ihres Herzens in dieser Begegnung, und war tief gerührt. Wäre nicht in diesem Augenblicke Ihr Papa gekommen, ich wäre meiner Nahrung nicht Meister gewesen. Nur etwas Beschämung, Sie und mich einen Augenblick herabgewürdigt zu haben, hielt sie so lange in Schranken.

Doch, annehmen konnte ich es nicht: nicht als ob Ihr Geschenk mich erniedrigte, nur erniedrigen könnte. — Eine Gabe aus bloßem Mitleid mit Dürftigkeit könnte ich verabscheuen, ja den Geber hassen: hier ist vielleicht die verwahrlosetste Seite meines Herzens. Aber die Geschenke der Freundschaft, einer Freundschaft, die, wie die Ihrige, innige Achtung zum Grunde hat, können aus Mitleiden nicht kommen, sie ehren, statt zu entehren. — Aber, wahrhaftig, ich brauche es nicht! Ich bin ohne Geld, das heißt bei mir: ich habe keines, unberechnete Ausgaben zu machen; zu den sehr kleinen, regelmäßigen habe ich bis zu meiner Abreise genug. In Verlegenheit — ich glaube, die Vorsehung waltet über mir, — komme ich selten, wenn ich kein Geld habe. Ich habe Beispiele davon, die ich drollig nennen würde, wenn ich nicht auch da die Wege der Vorsicht erkennen müßte, der es nicht zu gering scheint, sich bis zu unsern kleinen Bedürfnissen herabzulassen.

Das Geld im Ganzen erscheint mir ein sehr geringfügiges Möbel: Ich glaube, daß man mit etwas Kopf immer seine Bedürfnisse findet, und weiter ist das Geld doch wahrlich zu Nichts nütze. Ich habe

habe es daher immer verachtet; aber leider ist besonders hier zu Lande ein Theil der Achtung unserer Mitmenschen daran gebunden, und diese ist mir nie gleichgültig gewesen. Vielleicht werde ich auch diese Schwachheit nach und nach los; sie trägt eben nicht zu unserer Ruhe bei.

Durch diese Verachtung des Geldes nehme ich schon seit 4 Jahren keinen Heller von meinen Aeltern, weil ich noch 7 Geschwister habe, die alle jünger, zum Theil noch ganz unerzogen, sind; und weil ich einen Vater habe, der in seiner Zärtlichkeit gegen mich, das, was er seinen übrigen Kindern schuldig ist, an mich wenden würde, wenn ich es zuließe. Ich nehme selbst nicht Geschenke, unter welcherlei Vorwand es sey, und habe, seit der Zeit, mich recht wohl erhalten, und mich gegen meine Aeltern, besonders gegen meinen zu zärtlichen Vater, mehr à mon aise gestellt, als ich zuweilen war.

Dennoch — wie glücklich fühle ich mich, theure, herrliche Seele, mit Ihnen so reden zu dürfen! — verspreche ich Ihnen, daß, wenn ich je in Geldverlegenheiten kommen sollte, wie es nach meiner Denkart und nach meinem Glücke nicht das Ansehen hat, — Sie die erste Person seyn werden, an die ich mich wende; an die ich je, seitdem ich von meinen Aeltern Nichts haben will, mich gewendet habe. Ihr Herz ist es werth, diese Versicherung zu erhalten; und das meinige nicht unwerth, sie zu geben.

Weil wir bei diesem Artikel sind, Etwas vom Herrn Achelis. — Er war vorige Woche bei mir, und ich bezeugte ihm meine Verehrung seiner braven Handlung. — „Ich denke darüber so,“ antwortete

er mir: „Wenn Jemand, der mehr Verdienst hat, als ich, weniger Vermögen hat, so halte ich das für eine Ungerechtigkeit, und ich suche es, so viel als möglich, abzustellen. Ich glaube dann, daß ich nur aus Barmherzigkeit so von der Vorsehung getragen werde.“ — Daß dies bei ihm nicht so ein zur Schau ausgehängtes Sentiment, sondern das ganze Herz ist, weiß ich. Und zugleich erfuhr ich, daß er ein so schlechter Wirth ist, daß er nie weiß, wie er mit seinen Schulden und mit seiner Einnahme steht. Das Letztere ist ohne Zweifel ein Fehler, aber es erhöht den Werth seiner Handlung, es zeigt sein Herz offen. Es ist ein herrlicher Mensch, aber man muß sein Gutes erst herauszugraben wissen. — Daß er Ihr Mitleid erregt hat, lassen Sie Sich nur nicht reuen; er steht unter der Vormundschaft der Vorsehung, wie ich. Er ist bestimmt, zu geben, so lange er hat, und nicht zu darben, wenn er auch einmal Nichts hat.

— Ueber Hofleben hätte ich noch sehr viel zu sagen. Den Gesichtspunkt, aus dem ich es ansehe, — als eine neue Bearbeitung des Charakters — wissen Sie. — Mündlich oder ein andermal schriftlich mehr davon! Nur dies noch — Aufrichtigkeit und Geradheit wirken am Meisten, wo sie am Seltensten sind: ich habe mit diesen Dingen nie mehr gewirkt, als bei falschen Leuten.

M—n habe ich in Olten unter einer Gestalt kennen lernen, die man allensfalls dem jungen Studenten verzeiht, die aber dem gesetzten ernsthaften Manne nicht wohl ansteht, und die bei ihm eine große Verdorbenheit des Geschmacks und Mangel an Gefühl für's Gute und Edle anzeigt. Ueberdies habe

ich ihn schon vorher mehrmals gesehen, ohne zu ihm die geringste Anziehung zu fühlen; und einen solchen werde ich nie lieben können, und ihm gern verbunden seyn. Mit mir ging es ihm, scheint mir's, eben so; und wenn er sich meines Namens noch erinnert, so hält er mich gewiß für einen du commun. Ueberdies war er der Freund eines Clubbs, den ich nicht liebe, — —; zugleich mit ihm lernte ich den Baron von Salis, den bekannten Dichter kennen; diesen sah ich nur einmal, habe gewiß weit weniger mit ihm gesprochen, als mit jenem; aber wie gern wäre ich diesem verbunden!

Für die Bekanntschaft, die Sie mir mit der Berner Dame verschaffen wollen, und das Interesse, das Sie bei ihr für mich erregen wollen, danke ich Ihnen tausendmal. Einer Freundin von Ihnen mag ich gar zu gern verbunden seyn; dieser Weg scheint mir weit liebenswürdiger. — Der Erfolg desselben, so wie alles Andere, sey der Vorsehung überlassen, von der allein ich abhänge, und der allein ich folgen werde. Was sich mir Passendes zuerst anbieten wird, das werde ich als aus ihren Händen annehmen, und will daran ihren Wink erkennen.

Dienstags.

Ich hoffe Sie heute zu sehen, — darf es aber leider nur hoffen, und dennoch habe ich es nie mit mehr Sehnsucht gewünscht. Ich weiß nicht, ob Sie unwillig auf mich sind. Sie könnten es wohl seyn; Sie hätten Ursache genug. — Ich bin in Angst wegen meines Billets am Sonnabende; ich weiß nicht, ob es sicher in ihre Hände gekommen ist. Ich glaube, Sie, von der ich so gern alle liebenswürdigen

Eigenschaften in mich überpflanzen möchte, haben mir auch Etwas von Ihrer kleinen Schwachheit, Ihrer Aengstlichkeit mitgetheilt. Können Sie glauben, daß ich es nicht über mich habe erhalten können, den Knecht zu fragen, an wen er das Billet abgegeben hat, da ich sonst eben nicht schüchtern gegen ihn bin? — Und werden Sie es mir vergeben haben, daß ich Sie am Freitage ruhig in der Meinung ließ, ich käme den Sonnabend zu Ihnen? Ich glaubte wirklich schonend und zärtlich zu handeln: es ist aber sehr möglich, daß ich nur eigennützig gehandelt habe. Ich wollte nur Ihr Mißvergnügen darüber nicht sehen; aber konnte ich verhindern, daß Sie es nicht ebensowohl, obgleich in meiner Abwesenheit, empfanden? Ich wollte nur meine Betrübniß darüber nicht Ihnen zeigen; aber konnte ich verhindern, daß Sie sie nicht eben sowohl sich dachten, und mich vielleicht bedauerten?

Könnte Etwas für einige Stunden Ihres Umgangs entschädigen, so wäre ich entschädiget. Ich habe die rührendsten Beweise von der Zuneigung der guten alten Wittwe erhalten, die ich doch nur zum dritten Male sah, und von ihrer Dankbarkeit für einige Gefälligkeiten, die mir Nichts, gar Nichts wären, wenn sie mir nicht zwei Tage bei Ihnen gekostet hätten. Sie weinte, als ich Abschied von ihr nahm, ohnerachtet ich ihr Hoffnung gelassen hatte, daß ich sie vor meiner Abreise noch sehen würde. — Ich suche alle Eitelkeit abzulegen: mit einer z. B. mit dem gelehrten Ruhme, sehr früh, mit der Begierde, wißig zu seyn, u. dgl. hat es mir angefangen ein wenig zu gelingen: aber die Begierde, geliebt,

von simplen treuen Seelen geliebt zu werden, kann keine Eitelkeit seyn, und diese will ich nie ablegen.

Welch ein ganz neues, fröhlicheres, herrlicheres Daseyn ich habe, seitdem ich sicher bin, es von Ihnen zu seyn; wie sehr wohl es mir thut, daß eine so edle Seele an mir Antheil nimmt, und solchen Antheil nimmt: dies kann ich Ihnen nicht aussprechen. Ich möchte es wohl, um Ihnen danken zu können.

Meine Abreise, Theuerste, naht heran, und Sie haben endlich das Geheimniß gefunden, mir den Tag derselben, der mir sonst ein Tag der Erlösung schien, zum bittersten meines Lebens zu machen. Ich will Ihnen nicht sagen, ob der Tag schon bestimmt ist. Wenn Sie es nicht schlechterdings wissen wollen, so sollen Sie ihn nicht erfahren. Wegen des Abschiednehmens, — ja es ist bitter, es ist sehr bitter; und die Erinnerung desselben hat immer etwas Schmerzliches. Aber Eins von uns, und das bin ich, muß doch das Bewußtseyn tragen, es ist jetzt — für einige Zeit, wenn Gott nicht über Eines von uns Leben befiehlt, — das letzte Mal, daß wir uns sehen. Wenn Sie also nicht schlechterdings das Gegentheil wollen, so sollen Sie nicht erfahren, wann ich das letzte Mal bei Ihnen bin.

\* \* \*

Traurig breche ich meinen Brief wieder auf. — O, warum bin ich so ungeschickt, warum mußte eben die häßliche alte Frau auf dem Lindenhofe seyn, warum mußte ich so lange aufgehalten werden?

Wie bitter wurde mir das Vergnügen vereitelt, das ich gehofft hatte! — Ich habe Sie gesehen! Ja;

aber nur auf einen Augenblick; ich habe Nichts gesehen, als daß Sie in Verlegenheit waren. Weiter habe ich keinen Gedanken auf Ihrem lieben Gesichte entwickeln können. Hat mehr darauf gestanden; — Wer so in Verlegenheit war, als ich, Wer so hier und dort hinsah, und so Manches dachte und empfand, der ist eben nicht bestimmt, auf einem Gesichte, wie das Ihrige, zu lesen, das immer den Grundzug des Verstandes an sich trägt. — Ich hoffte, nachher Sie noch zu finden: ich lief, nachdem ich mich von meiner Verlegenheit erholt hatte, und Sie schon weit genug glaubte, um Sie nicht mehr in der Stadt zu treffen, auf die Promenade, wo ich Sie noch zu finden hoffte: ich durchrannte sie pfeilschnell mit der Porgnette vor dem Auge, wurde durch jedes Frauenzimmer, aus der Ferne nämlich, getäuscht, — wollte nun gerne noch ihren Brief verschlingen, und konnte nicht, — rannte nach Hause, wo kein Mensch mich erwartete, von 55 — 60 Minuten auf 5 Uhr verschlang ich ihn wirklich, und gieng dann nach Ihrem Hause, in der Hoffnung, Sie da zu finden — klingelte, — die theure Barbel, que Vous connaissez, — antwortete; und indem kam ihr Papa. — Wäre er nicht zu gut, um scharfer Beobachter zu seyn, er hätte mir meinen Verdruß über seine Erscheinung ansehen müssen, — ich machte eine lustige Miene zu schlechtem Spiele, und gieng mit ihm, ruhig, wie ich schien, zu Tobler. Auf dem Rückwege fragte ich nach Ihnen. Sie wären zu Waagmeister Tobler. Ich erwartete beim Abschiede noch — wie kindisch! — ich könnte da noch mit ihm hinaufgehen, Sie sehen und Ihnen den Brief geben. Nichts: ich gieng also verbrießlich nach Hause.

Daß er heute die Gesellschaft hat, weiß ich: aber es ist mir 1) verdrießlich in solcher Gesellschaft zu seyn; 2) brauche ich meine Zeit nothwendiger; 3) würde ich Sie doch nicht sehen. Doch hätte ich ihm, wenn er mich ausdrücklich dazu eingeladen hätte, was er nicht that, mit un peu de libertinage gesagt: Ich würde mit der Bedingung kommen, wenn er Ihnen sagte, daß ich Sie einen Augenblick sehen müßte. Und nun ist die Sache so geworden, und muß so bleiben; und ich, aus Verdruß, verriegele mich auf meine Stube; sehe keinen Menschen, und arbeite im Aerger am Aufsätze über den Messias. — Meine Aufwärterinn wundert sich über meine heutige böse Laune. O, wenn sie wüßte, wie viel Ursache ich dazu hätte! Sonst ist sie gewohnt, mich, wenn ich nicht Stunden gebe, an mein Pult angekettet zu sehen, so daß sie sagt, wenn ich stürbe, so würde mein Geist an diesem Pulte spuken. —

Den Sonnabend hoffe ich ersetzt zu bekommen. Arrangiren Sie Sich darüber; ich habe mich arrangirt. Ich lasse mir keine Stunde von den wenigen Stunden, die ich vor der Hand noch Sie sehen werde, abbrechen. — Ich lache, und die Thränen stehen mir in den Augen.

Ueber Ihren Brief, — den ich dann freilich langsamer genossen habe, — werde ich ihnen weiter antworten, besonders über den Vorschlag wegen Bern, sobald ich ruhiger bin. Jetzt bin ich's nicht. Wie sehr ich auf Ihre Versicherung, daß Sie meine Hand leicht lesen können, losfündige, das sehen Sie.

Nur über Eins. — Ihr Mädchen hat gelogen, wenn sie gesagt hat, daß ich vorigen Sonntag manchmal

zu Ihrem Fenster hinaufgesehen. Einmal — wohl berechnet, in welcher Lage — lange vorher auf der Brücke berechnet, welche Lage die günstigste sey, habe ich hinaufgesehen; und das mit einem Blicke, daß ich mit meinen schwachen Augen einen großen Theil Ihrer Stube übersehen zu haben glaube: — aber dann zogen sich auch gleich meine Augen zurück, und blickten auf die Erde, wie ein Dieb, der auf der That ertappt ist, ohne daß ich's ihnen befehl. Ich habe alsdann nachgedacht, wie ich, der ich doch nicht immer wegen meiner Bescheidenheit berühmt gewesen bin, zu dieser Schüchternheit komme. — O, ich habe es wohl gefunden!

Ich komme zur Beantwortung Ihres Briefes; besonders in Absicht des Artikels von Bern. Ihnen sagen, wie sehr ich hieraus von Neuem Ihre Güte gegen mich erkenne, wie ich sehe, daß Sie einen großen Theil Ihrer theuern Gedanken mir widmen; wie könnte ich das? Wie könnte ich Ihnen würdig dafür danken?

Bern oder Kopenhagen, Lissabon oder Madrid oder Petersburg ist mir in Absicht auf mich gleich: ich glaube auch, daß mein Körper so ziemlich alle Climate verträgt. Wahre Winterkälte, wie z. B. die Sächsische, ist mir nie sehr drückend gewesen; aber die scharfen Winde vor Zürich waren es mir zuweilen. Vielleicht kam zu meiner mehreren Kranklichkeit allhier auch die veränderte Lebensart. Ich kann mich mit der hiesigen Kocherei, und vielleicht auch mit dem hiesigen Weintrinken nicht vertragen. Geräuchertes, Gesalzenes, Seefische, Bier, voila, ce qui faut à mon estomac! Von dieser Seite aus also würde ich von Kopenhagen wenig befürchten.

Aber Ihnen, meine Theuerste, Ihnen wäre es lieber, mich näher zu wissen? Ich bin von ihrer Zärtlichkeit gerührt; ich erkenne sie mit dem wärmsten Danke: ich empfinde auch hier gleich mit Ihnen, wiewohl ich darüber nicht ganz gleich denke. Die Briefe gehen von Kopenhagen z. B. eben so sicher, und machen eben die Freude, als von Bern. Reise ist Reise; sey sie lang oder kurz; und schon jetzt ist es mir ziemlich gleichgültig, ob ich 10 oder 100 Meilen reisen soll. — So schließt mein Verstand, und ich kann ihn nicht widerlegen, so gern dies täuschende Herz auch es möchte.

Im Ganzen denke ich darüber so: der Hauptzweck meines Lebens ist der, mir jede Art von (nicht wissenschaftlicher — ich merke darin viel Eitles) sondern von Charakterbildung zu geben, die mir das Schicksal nur irgend erlaubt.

Ich forsche dem Gange der Vorsehung in meinem Leben nach, und finde, daß eben dies auch wohl der Plan der Vorsehung mit mir seyn könnte. Ich habe manche Situationen erlebt, manche Rollen gespielt, mancherlei Menschen und Stände kennen gelernt, und im Ganzen habe ich gefunden, daß durch alle diese Vorfälle mein Charakter immer bestimmter geworden ist. Es fehlte mir bei meinem ersten Eintritt in die Welt Alles, als ein bildsames Herz. Manche dieser mir mangelnden Eigenschaften habe ich seitdem erhalten: viele, unter andern die, mich zuweilen nach Andern zu accommodiren, falsche, oder meinem Charakter ganz entgegengesetzte Personen zu behandeln, etwas in's Größere zu wirken, fehlen mir noch gänzlich. Ohne dies kann ich die Kräfte, die

mir die Vorsicht etwan könnte gegeben haben, nie so brauchen, wie ich es damit kann.

Sollte die Vorsicht etwan den Plan haben, auch diese Fähigkeiten in mir zu entwickeln? Sollte sie es etwan durch mein Auftreten auf einem größeren Schauplatze wollen? Sollte etwan mein Treiben an einen Hof, mein Projekt, eine Fürstenerziehung zu erhalten, Ihres Papa Plan, mich nach Kopenhagen zu bringen, Winke oder Wege der Vorsicht zu diesem Zwecke seyn? Und sollte ich dann durch ein Drängen in eine kleinere Sphäre, das mir noch nicht natürlich ist, diesen Plan zu vereiteln suchen? — Ich habe zu wenig Talente, mich zu plüiren, Leute, die mir zuwider sind, zu behandeln, kann nur mit braven Leuten zurecht kommen, bin zu offen; — dies war Ihnen ein Grund schier, daß ich an keinen Hof taugte, mir ist es im Gegentheil einer, daß ich daran muß, wenn sich mir eine Gelegenheit dazu darbietet, um dadurch zu erlangen, was mir fehlt.

Den Stand der Gelehrten kenne ich; ich habe da wenig neue Entdeckungen zu machen. Ich selbst habe zu einem Gelehrten von *métier* so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht bloß denken; ich will handeln: ich mag am Wenigsten über des Kaisers Bart denken. — Und überdies ist ein schweizerischer Professor, d. i. ein Schulmann, mein Fach nun eigentlich gar nicht.

So stehe ich mit meinen Neigungen.

Nur aber zu meinen Pflichten! — Könnte nun nicht auch die Vorsehung, die besser wissen muß, zu was ich taugte, und wo sie mich braucht, als ich selbst, nicht beschlossen haben, mich in eine solche

Sphäre zu bringen? Könnte nicht Ihr Einfall, Deren Schicksal sie mit dem meinigen zugleich entworfen zu haben scheint, ein Wink, und das, was Sie mir vorschlagen, ein Weg dieser Vorsehung seyn? Könnte nicht mein Treiben in die große Welt eine Verblendung meiner Sinnlichkeit, meiner angeborenen Unruhe seyn, die diese Vorsehung jetzt fixiren wollte? Auch das ist eben so möglich, als das erste; und deswegen müssen wir auch hier thun, was von uns abhängt, und das Uebrige von Gottes Leitung erwarten.

Nur glaube ich, daß der Weg, den Sie dazu vorschlagen, nicht eben die Wirkung haben muß, die Sie davon erwarten. Meine Aufsätze können nicht das machen, was man Sensation nennt; dies ist weder in ihnen, noch in meinem Geiste überhaupt. Viele werden gar nicht verstehen, was vielleicht darinnen liegt; die es verstehen, werden mich, ich glaube es, für einen brauchbaren Mann halten, aber — *comme il-y-en-a beaucoup*. Ein Anderes ist's, wenn man Interesse für den Verfasser hat und ihn kennt.

Sollten Sie durch Ihre Verbindungen ein dergleichen Interesse veranlassen können, — ja dann läßt sich mehr erwarten; aber die Sache scheint nicht dringend. Vor allen Dingen müßte in Bern erst eine Professur, und zwar eine solche, die ich übernehmen könnte, offen seyn. Dann ist es schwer, während meines Hierseyns noch, eine Abschrift von meinen Aufsätzen zu nehmen. Und vielleicht schreibe ich binnen der Zeit noch etwas Besseres, oder kann vielleicht selbst mit diesen Aufsätzen in Leipzig ein Arrangement treffen, daß sie in Bern bekannt und

bequemer bekannt gemacht werden können. Auf alle Fälle wissen Sie und jeder gute Mensch, der sich mit Ihnen für mich interessiren will, immer, wo ich bin. — Zu gleicher Zeit aber ersuche ich Sie, was ich nach Ihrer gütigen Denkart gegen mich nicht bedürfte, sowohl jetzt, als nach meiner Abreise, keine Gelegenheit, die sich Ihnen darbietet, wo mir ein Dienst zu leisten wäre, vorbeizulassen, und sie mir anzuzeigen. Ich glaube an eine Vorsehung, und ich merke auf ihre Winke.

Bei der Gelegenheit noch Etwas über mich. — Wenn Sie sagen, am Hofe, und wenn ich selbst Premierminister würde, wäre kein wahres Glück; so reden Sie aus meiner Seele. Das ist unter dem Monde nirgends, beim Dorfpfarrer eben so wenig, als beim Premierminister. Der Eine zählt Linsen, der Andere Erbsen; das ist der ganze Unterschied. Glück ist nur jenseits des Grabes. Alles auf der Erde ist unbeschreiblich klein; das weiß ich: aber Glück ist's auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden.

Ich habe nur Eine Leidenschaft, nur Ein Bedürfnis, nur Ein volles Gefühl meiner selbst, das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir. Ist das auch Täuschung? Es kann seyn, aber es liegt doch Wahrheit zum Grunde.

Aber das ist gewiß keine, daß es ein Himmelsgefühl giebt, von guten Seelen geliebt zu werden, Personen zu wissen, die Antheil, lebhaften, innigen, steten, warmen Antheil an mir nehmen. Seit ich Ihr Herz näher kenne, empfinde ich dies Gefühl in

aller seiner Fülle. Urtheilen Sie, mit welchen Empfindungen ich diesen Brief schliesse!

\* \* \*

— — Ich verreise nach Flaach und komme Montags wieder. So sauer es mir ankam, konnte ich es doch der Wittwe eines Mannes, den ich liebte, und die in gewaltiger Verlegenheit die ganze Stadt durchgeschickt hatte, nicht abschlagen zu predigen. Ich hätte mich um keinen Preis überwinden können, es Ihnen gestern zu sagen; es hätte mir, — weiß Gott warum? — tief, tief weh gethan, — Ihnen zu sagen, daß ich wieder einige Stunden von den wenigen verlieren muß, die ich noch bei Ihnen zubringen kann; — zumal da ich gestern über einen gewissen Vorfall sehr gerührt war. Vor jetzt darf ich darüber nichts weiter sagen.

Dienstags, dünkte ich, wieder das Arrangement vom vorigen! Wenn Sie mir unterdessen keine Nachricht geben, so werde ich es erwarten. — Mein Herz wird bekloffen, trauriger; es fängt an, die nahende Entfernung zu fühlen, und sucht sich zu täuschen.

Leben Sie wohl, recht wohl! Meine Seele wird bei Ihnen seyn!

\* \* \*

Beste, theuerste Freundin! — Es thut mir doch weh, daß meine Reise nach Flaach, eine Abwesenheit von höchstens 30 Stunden, von denen ich doch nur etwa 3 in Ihrer Gesellschaft hätte zubringen können, Sie so geschmerzt hat! — Hätte ich mir das so gedacht; gewiß, ich hätte es abgeschlagen. — Aber, gute, theure Seele, ich habe weiter zu reisen, und länger entfernt zu seyn. Ich habe ein Herz, das

meinen eigenen Schmerz vielleicht wird tragen können; aber den Schmerz einer so theuern Person auch noch dazu? — Wäre eine Bekanntschaft von einer nicht gar zu langen Zeit, von der wir nur im letzten Theile einander ganz haben kennen lernen, des Schmerzes, den uns die Trennung verursachen wird, werth, wenn wir uns nicht wiedersehen, nicht froher wiedersehen sollten? — So denke ich jetzt, und dieser Gedanke gewährt mir viel Trost. Ich wünschte, daß Sie denselben mit eben der Sicherheit, und Ueberzeugung fassen möchten.

— — Daß Sie meine Paar Vers'chen so werth halten, dafür danke ich Ihnen tausendmal; ich lasse Ihnen nun wenigstens Etwas von mir, das Ihnen lieb ist. Aber hier hat wieder Ihre Güte Ihr Urtheil geblendet. Die Verse, obgleich sie die besten sind, die ich machen konnte, sind doch schlecht: ich versichere es Ihnen, und wollen Sie es bewiesen haben, so fragen Sie nur Herrn Br. Das aber gestehe ich, daß sie mir vielleicht werden lieb werden, wenn ich sie von Ihnen singen höre.

Papa's Brief will ich weder jetzt noch je lesen. Es genirt eben so, sein eigenes Lob zu lesen, als es den Freund genirt, im Schreiben zu denken, sein Freund werde es lesen. Wollte ich ihn um Etwas bitten, so würde es das seyn, ja nicht zu viel Gutes zu sagen: wenn Etwas aus dem Projekte werden sollte, so ist es hart, eine hohe Meinung zu soutenniren: doch die Vorsehung thue auch hier, was sie wolle. Eine hohe Meinung spornt kräftig an, und ich will so viel werden, als ich werden kann, und unterliege ich, — nun wohl, — so war auch das der Wille der Vorsehung, daß ich unterliegen sollte.

Predigen werde ich hier, leider! nicht mehr können, in Flaach gewiß nicht! Gern thäte ich es, da es Sie freut, wenn sich eine Gelegenheit darböte. — Ich habe keinen offenbaren Widerwillen, Prediger zu werden; und wenn sich jetzt in Sachsen eine honette Gelegenheit zu erst dazu zeigte, und die theologische Denkungsart dort sich ein wenig änderte, wie es das Ansehen gewinnt, so würde ich es nicht ausschlagen. Aber ich will Alles erwarten und zu Allem gefaßt seyn.

Ihr Urtheil über mein Predigen ist wohl auch durch Ihre gütige Denkungsart gegen mich sehr modificirt. Ich glaube — denn ich hasse die falsche Bescheidenheit, — einige Anlage zum Prediger zu haben; aber es fehlt noch weit mehr, als da ist.

\* \* \*

— Nur sehr kurz kann ich Ihnen schreiben; ich habe nur noch wenig Zeit übrig. — Ich habe sie — aber ich darf Ihnen nicht sagen, wozu ich sie angewendet habe.

Zuerst das Nothwendigste, was ich Ihnen zu sagen habe: — den Tag meiner Abreise, und über den Abschied. — Sie wünschen also das so Bittere des Abschiednehmens? Gut — aber nur unter Einer Bedingung. Ich muß den Abschied von Ihnen allein nehmen. In jedes Andern Gegenwart, selbst in der Ihres vortrefflichen Papa, wäre er durch jene Zurückhaltung, über die ich so klage, genirt. — Ich reise, weil es doch gesagt werden muß, morgen über 8 Tage ab. Heute über 8 Tage sehe ich Sie das letzte Mal; denn ich reise Sonntag sehr früh. — Suchen Sie es einzurichten, daß ich Sie zuletzt allein

sehe. Wie es einzurichten ist, sehe ich noch nicht. Aber lieber will ich gar nicht von Ihnen Abschied nehmen, als einen kalten, etiquettenmäßigen Abschied.

Für Ihren gestrigen herrlichen Brief danke ich Ihnen innig, — besonders auch deswegen, weil die Erzählung mich so sehr in meinem Lieblingsgrundsatz bestätigt: Gott sorgt für uns, und verläßt keinen ehrlichen Mann. Dann auch, weil er mir einen neuen Beweis von Ihrem edlen Charakter giebt. — Ihr kindliches Herz — Ihre Standhaftigkeit, Ihren Aeltern zu dienen — Alles habe ich von Ihnen fest erwartet: aber es freut mich innig, daß Sie es Sich Selbst mit so einer Festigkeit zutrauen können, da Sie es schon gezeigt haben.

Und so seyn Sie überzeugt, daß auch bei mir dem Andenken an Sie Nichts Eintrag thun kann. Die Ursachen davon sind Ihnen längst bekannt. Sie wissen meine Denkungsart, Sie kennen Sich, Sie wissen, daß ich Sie kenne: können Sie also noch zweifeln, daß die einzige weibliche Seele, die ich am Meisten werde schätzen, ehren, lieben können, gefunden ist; daß ich Nichts mehr unter dem weiblichen Geschlechte zu suchen habe, und Nichts mehr finden kann, was für mich ist?

Ich habe öfter, in meinen Briefen sowohl, als in der Unterredung, mich dieser oder jener Ausdrücke bedient, die nicht in ihrem eigentlichsten Sinne zu nehmen waren. Ich lasse öfter bloß mein Herz, das in der Freude von Ihnen, theure, gute Seele, geliebt zu werden, ein etwas muthwilliges Herz ist, reden. Ach ich bitte, bitte, theure Freundin, glauben Sie doch ja nicht an das Wort, sondern an das Herz. Wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen böse bin, so  
bin

bin ich Ihnen gewiß recht gut: und wenn ich Ihnen sage, daß Sie mich zum Kinde gemacht haben, so kann das wohl seyn; aber ich freue mich dann gewiß ein Kind zu seyn, wenn es durch Sie ist, daß ich's geworden bin.

Leben Sie recht wohl. Ich hoffe heute Ihrer Gesellschaft recht zu genießen. Ihr Papa wird sich an Jemand anders adressiren; und von Ihnen werde ich, so viel möglich, Alles wegdisputiren. Der Stunden werden wenig, und hier ist einige Unhöflichkeit zu verzeihen.

Leben Sie wohl, theure, herrliche Seele!

---

Wir begleiten jetzt Fichte'n auf der Rückreise in sein Vaterland, die er, mit einigen Empfehlungsschreiben an den Württembergischen Hof und nach Weimar versehen, unter den besten Hoffnungen antrat. Einige Briefe nach Zürich, die wir hier mittheilen, enthalten einiges Nähere darüber.

Schaffhausen, den 6ten April, gegen  
Abend.

Theuerste Geliebte! Erst diesen Mittag bin ich hier angekommen. Wie ich mich nach Schaffhausen gesehnt habe, ist unaussprechlich; denn ich wußte, daß ich hier Briefe von Dir erhalten würde. Mein Wunsch, meine Hoffnung betrog mich nicht: aber Deine Sorge für meine Gesundheit ist zu gültig. Bestes, theures Kind, Dir zu Liebe, mit dem Andenken, mit dem Glauben an Dich will ich das Hausmittel gebrauchen, das Du mir nachgesendet hast. Schade, daß ich es nicht noch diesen Abend nehmen kann; aber mein Koffer, in den ich es hineingethan, muß

eben jetzt auf die Post. In Stuttgart aber wird es gebraucht. — Doch, guter Engel — ist es Dein Schutzgeist, der mich so gütig begleitet — ich bin in Absicht des Magens sehr gesund. Einen Catarrh zwar führe ich schon seit einigen Tagen; aber das hat nicht viel zu sagen.

Ich habe eine sehr ermüdende Reise gemacht. Mittwoch früh, den 31<sup>ten</sup> März, war ich in Sax bei Eschern, wo ich seinen herrlichen Bruder und seine treffliche Mutter kennen lernte. Den grünen Donnerstag habe ich mit Andacht und Andenken an Dich communicirt, und Nachmittags gepredigt, um nicht müßig zu seyn; denn mein unruhiger Geist begleitet mich allenthalben hin. Den Freitag darauf machte ich mit Escher's Bruder eine kleine Fußreise nach einem österreichischen Städtchen, Namens Feldkirch. — Sonnabends, den 3<sup>ten</sup> April, verreise ich von Sax durch das Rheinthal herauf, und kam den ersten Feiertag nach Constanz; den zweiten verreise ich von da, und bin heute hier.

Escher, der wirklich schlecht ist, aber — wohl ihm! — Glauben und Muth noch nicht verloren hat, noch voller Plane und Aussichten auf die Zukunft ist, noch fleißig und gut arbeitet, hat sich anheischig gemacht, Dir die Frühlingsfeier (von Klopstock) in Musik gesetzt zu schicken. Er wird und muß Wort halten. Dafür bitte ich Dich, ihm, wenn er nach Zürich kommt, die confessions von Rousseau zu leihen. — Sieh, meine Theure, so disponire ich auch in der Entfernung noch über meine Freunde! Lache, aber nimm es nicht übel! —

Gutes Kind, auch sogar in Briefen kann ich mich nicht mehr so, wie ich es möchte, mit Dir un-

terhalten. Die dritte Seite geht zu Ende, und ich habe noch viel zu schreiben, und bin herzlich müde. Doch denke ich in Stuttgart ein Paar Stunden zu erobern; und diese sollen Dein seyn, so wie alle meine andern freien Stunden, so wie mein ganzes Leben, so wie ich selbst Dein bin.

Papa soll nicht spotten. Die gute Titot, welche ich herzlich zu grüßen bitte, soll nicht vergessen werden. Ich habe einen Brief von Lavater an die Herzogin von Württemberg.

Grüße Br. und Achelis, und theile dem letztern, so viel als Dir gut scheint, aus meinem Briefe mit. Die Silhouette hat er genommen. Er soll auch die Deinige nehmen, und sie mir schicken, oder ich bin ihm böse. — \*\*\* hat mir Politesse erwiesen; aber seyde gegen ihn auf der Hut; ich weiß nicht ganz, ob sein Charakter nicht zweideutig ist. \*)

Lebe wohl, theurer Engel. Gott sey bei Dir. Mein Geist fliegt Dir zu, mein Herz schlägt für Dich. Ewig der Deine.

\* \* \*

Stuttgart, den 6ten April, 1790.

An Rahn.

Bester, ehrwürdiger Freund! Ich bitte Sie nicht um Verzeihung, daß ich so geradezu mit Ihnen bin.

---

\*) Eine Ahnung, die eingetroffen ist! Rahn hatte jenem Manne den größten Theil seines Vermögens anvertraut: er fallirte ein Jahr darauf, — und dies unglückliche Ereigniß griff auch in das Schicksal der beiden Verlobten höchst schmerzlich ein, indem es der Grund wurde, daß ihre Verheirathung um mehrere Jahre aufgeschoben werden mußte.

Ohnerachtet der Entfernung, die Stand und Jahre zwischen Ihnen und mir machen, wissen Sie doch, daß ich Sie innig verehere und liebe, und Sie sind so gut und erlauben mir, dies Ihnen zu sagen.

Von Sax aus konnte ich Ihnen nicht schreiben; ich war keinen Posttag dort. Ich wollte Ihnen einen Entwurf zu einem Briefe an den Prinzen von Hessen schicken. — Wenn Sie es wollen — Sie verzeihen meine Freiheit und lächeln doch nicht über den Jüngling, der einem Meister einen Entwurf geben will? — Hier ist er:

„Ew. Durchlaucht verzeihen es dem Alter, daß sich so gern in verlebte, glücklichere Tage zurückversetzt, wenn mein Andenken oft und am Liebsten bei Ew. Durchlaucht verweilet, und wenn das, was ich sonst nur still zu empfinden wagte, jetzt durch einen Zufall in Worte ausströmt.

Es hielt sich einige Zeit ein junger Mensch hier auf, dessen moralischer Charakter mir schon längst von keiner unvortheilhaften Seite bekannt war, und dessen Anlagen ich erst durch einen Aufsatz, den ich mir die Freiheit nehme, Ew. zu überreichen, und durch einen zweiten, der in den Händen des Herrn Grafen von Bernstorff ist, näher kennen lernte. — Bei einigen Anlagen wünscht er sich Gelegenheit, sie weiter auszubilden, welche ich ihm von Herzen wünschen möchte.

Ew. kennen und schützen die Wissenschaften. — So wie ich den jungen Mann kenne, so wäre es mir wahrscheinlich, daß er sich Ew. mit seiner ganzen Seele widmen würde, wenn er so glücklich seyn könnte, Ihnen anzugehören, und wenn

er vielleicht das beneidenswerthe Loos haben könnte, einige von wichtigern Geschäften freie Stunden durch Lektüre &c. nicht unangenehm verkürzen zu helfen.

Dies träfe mit den Wünschen dieses Jünglings überein, der als Lector bei einem edlen Großen zu leben, längst begehrt hat; und ich sehe, wie beneidenswertig sein Schicksal seyn würde, wenn er in diesem Wunsche bei Ew. reüssiren sollte.“ —  
u. s. w.

Nicht ein Brief soll das seyn, wie es sich versteht, sondern die Gedankenreihe eines Briefes, wie ich etwa ihn schreiben würde. Verzeihen Sie und lächeln Sie nicht zu sehr.

Ich höre überdies, bester Herr Waagmeister, daß Sie ein Spötter geworden sind. O, ich bitte, bitte, seyen Sie das doch nicht!

Ich habe heute den Rheinfall gesehen. Alles wird in der Beschreibung leicht übertrieben. Dieses Wunder der Natur allein wird ewig unerreicht, unausgesagt, unbeschrieben, unbesungen, und ungemahlt bleiben.

Leben Sie wohl, erhalten Sie mir Ihre Liebe. Es gehört unter die Dinge, die mich ewig freuen werden, daß ich in Zürich so glücklich war, die Freundschaft des liebens- und verehrungswürdigsten Mannes zu erhalten. Doch hier Punktum, um nicht in den Ton der guten Titot zu verfallen. Ich bin für immer Ihr verbundenster &c.

\* \* \*

Stuttgard, den 10ten April, 1790.

Thuerste Geliebte! Aus einem Wirbel von Zerstreuungen entronnen, am Abende vor meiner Abreise

von hier schreibe ich Dir; sammelt sich meine Seele, und wo könnte sie sich sammeln und wo könnten alle Gefühle, alle Wünsche, alle Kräfte derselben sich vereinigen, als in Dir? Ich habe, Dank sey es Cavater'n! anderthalb sehr angenehme Tage hier verlebt. Man hat mich in Stuttgart mit einer Distinktion aufgenommen, die alle Erwartung übersteigt.

Der Madame Titot\*) sage, daß ich die Herzoginn nicht hätte sprechen können, indem sie während meiner Anwesenheit nicht nach Stuttgart gekommen ist; daß ich ihr aber geschrieben hätte; — der Brief folgt als Beilage, — daß man sich, d. h. Leute, die die Herzoginn kennen, von dem Briefe Etwas verspricht, daß ich Hoffnung habe, selbst Antwort zu erhalten, daß ich ihr eine neue Fürsprecherinn bei der Herzoginn, welche sie oft sieht, eine gewisse Madame Ehrmann (von welcher weiter unten) verschafft habe. — Ich habe — und das sage der Titot nicht — den eigentlichen Zusammenhang der Sache erfahren. Die Herzoginn war wirklich tief gerührt, und hätte für sie das Unmögliche möglich

---

\*) Es ist vielleicht hier am Orte, des merkwürdigen Schicksals dieser achtungswerthen Frau mit einigen Worten zu erwähnen, deren in den mitgetheilten Briefen mehrere Mal gedacht wird. — Maria Christina von Titot, Tochter eines Fürstl. Hohenloheschen Oberbeamten, Wittve eines württembergischen Obristlieutenants, der seinem Fürsten 16 Jahre lang treu gedient, kam durch mancherlei Unglücksfälle unverschuldet endlich in die Lage, daß sie als Dienstmagd ihr Leben zu fristen genöthigt wurde. Die damalige Herzoginn von Württemberg war früher, noch

gemacht: der Herzog aber ist darüber verdrießlich gewesen, und hat ihr befohlen, sie mit ein Paar Louisd'or fortzuschicken: — die Absicht ist also wirklich gewesen, sie mit jenen Paar Goldstücken Lavater'n wieder über den Hals zu schicken. Hat er das gemerkt? Ist er darüber böse geworden? — Liebes Kind, wir müssen ihm Alles verzeihen, er hatte doch Recht! Doch diese Nachricht ganz unter uns, sie ist von guten Händen, aber sie ist nicht communicable. — Der Herzog ist, trotz seiner Bibelsammlung, immer noch Menschenfeind. — Die Herzoginn ist ganz für die Titot, aber sie kann Nichts. So viel sie kann, will ich an meinem geringen Orte von ihr herauspressen; denn durch die Ehrmann kann ich sie quälen, wie ich will. — Ganz Stuttgart weiß die Geschichte und nimmt warmen Antheil.

Er. habe ich gesprochen; er ist Hofmann, Politikus, scheint nicht zu wissen, was Mangel ist; er hat mir nicht gefallen, und ich habe ihn nicht wieder gesehen. Dies braucht indeß die zutrauliche Seele, Titot, nicht zu wissen. Er. läßt ihr sagen, sie solle nur nach Stuttgart kommen; ihre Freunde würden

---

als Frau von Leutron, oft als Gast in ihrem Hause gewesen; jetzt war diese Herzoginn, jene in kränklich hülfslosem Alter Dienstmagd. So lernte durch Zufall Fichte in der Nähe von Zürich sie kennen, und empfahl sie dem Rahni'schen Hause. Man suchte Lavater für sie zu interessiren, der durch seine Verbindungen mit dem Württembergischen Hofe ihr vorzüglich zu helfen im Stande war, und Fichte selbst wollte die Sache in Stuttgart betreiben. Das Resultat davon, und das endliche Schicksal der Unglücklichen erwähnen die Briefe selbst.

für sie sorgen: sie solle es aber erst schreiben. — Ich zwar würde darauf Nichts geben; aber laß sie immer reisen; wenn sie erst da ist, müssen sie sich doch schämen.

Jetzt zur Ehrmann. Diese, an welche ich Briefe von Lavater hatte, ist eine geborne Zürcherin, und schreibt ein Journal, Amaliens Erholungsstunden, für Frauenzimmer. Sie hat eine Menge fürstlicher Personen zu Subscribenten, und ihr Journal findet in ganz Deutschland, nur in Zürich noch nicht, eine Menge Abnehmer. Sie hat mich sehr stark in ihr Interesse gezogen, und ohnedem mußte ich wünschen, ihr zu dienen, weil sie der Titot für mich dienen soll. Du thust mir einen Gefallen, wenn Du es unter Deinen Freundinnen bekannt machst, und etwa Subscribentinnen sammelst. Der Umstand, daß die Verfasserin eine geborene Zürcherin ist, sollte wohl den dortigen Patriotismus rege machen &c. — — Du darfst es übrigens sicher empfehlen; ich habe es gelesen, und zur Probe ist es bei Lavater zu bekommen.

Nun erst, nach Beobachtung der Pflichten der Dienstfertigkeit, zu uns! — Ich habe hier keinen Brief von Dir erhalten, und es war auch unmöglich. Solltest du indeß mir geschrieben haben, so ist es sehr schlimm; denn da ich deine Adresse nicht weiß, so kann ich keine Erkundigung darüber einziehen. — Also erst in Weimar, unter dem Couvert an Herrn Lips! — Ich werde mich genug sehnen; aber leider geht die Schule der Geduld schon an.

Grüße Deinen lieben, herrlichen Vater. — Die Fortdauer meiner Liebe darf ich Dir nicht versichern, und es ist mir sehr wohl in dem Gefühle, daß ich

es nicht darf. Deine Briefe führe ich in meiner Briefftasche, und lese sie alle Abende vor dem Schlafengehen, wenn Schlafnacht ist, zur Erholung von den Beschwerden des Tages.

Gott sey bei Dir, und erhalte Dein edles Herz  
Deinem Freunde.

\* \* \*

Leipzig, den 14ten Mai, 1790.

An Lavater.

Nur das beständige Andenken an Ihre herzliche Güte macht mich so frei, Ihre Geschäfte durch einen Brief auf einige Augenblicke zu unterbrechen.

Ich bin nach einer höchst angenehmen und interessanten Reise von 6 Wochen hier angekommen. Herrn Herder in Weimar habe ich nicht sehen können, weil er krank war; ich habe aber den Brief, den Sie so gütig waren mir anzuvertrauen, ihm überliefern lassen. Herr Lips hat mir viel Güte erwiesen; auch das danke ich Ihnen; Herrn von Göthe aber habe ich nicht angetroffen, weil er, wie Ihnen ohne Zweifel bekannt ist, nach Italien der ver Wittweten Frau Herzoginn entgegengereist ist.

Mein Hauptzweck, den ich mir vorgesezt hatte, kann vor der Hand nicht erfüllt werden, wie auch freilich eigentlich nicht zu erwarten war; und ich finde wirklich hier Nichts für mich zu thun, als schriftstellerische Arbeiten. Herrn Weiße, der so gütig seyn wird, mich hierbei zu leiten und zu empfehlen, spreche ich erst Morgen, weil er auf dem Lande ist.

Ich habe es nie gern wagen wollen, Sie, theuerster Herr Pfarrer, um die Verwendung Ihres Wortes für mich zu ersuchen, weil ich mir nicht schmei-

cheln konnte, Ihnen von so einer Seite bekannt zu seyn, daß Sie es sehr gerne thun würden; und weil ich Sie viel zu sehr ehrte, und wenn ich es sagen darf, liebte, um Ihre Herzensgüte durch ungestüme Zudringlichkeit zu quälen. Jetzt ersuche ich Sie, wenn Sie bei Ihrer ausgebreiteten Bekanntschaft unter den Großen Deutschlands von Etwas hören sollten, das in mein Fach schlägt, — Erziehung eines Großen mit anständigen Bedingungen und Ausichten verknüpft, oder Führung eines jungen Herrn von Stande auf Akademien und Reisen — meiner gütigst zu gedenken. Die gute Titot, welche wieder sehr krank gewesen ist, wie ich höre, vielleicht es noch ist, leidet viel. Ich habe es gewagt, ein Paar Zeilen an die Herzoginn zu ihrem Vortheil zu schreiben. Ihr Rector versprach mir in ihrem Namen Antwort; ich gab Herrn Weißen als Adresse. Ich weiß noch nicht, ob vielleicht Etwas angekommen ist. Wenn doch auch nur dieser Person könnte geholfen werden.

Sie Selbst um ein Paar Zeilen Antwort zu bitten, wage ich nicht; aber es wird meinem Herzen sehr angenehm seyn, wenn Sie mir durch Herrn Achelis wollen sagen lassen, daß Sie Sich meiner noch gütig erinnern, und daß Ihnen die Freiheit, die ich mir genommen habe, nicht entgegen ist. Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken ic.

\* \* \*

Den 14ten Mai 1790.

Thuerste, innigst geliebte Seele! Du wirst auf mich — zürnen —; nein, das wird dein sanftes Herz nicht; aber es wird sich betrüben, es wird leiden, vielleicht bitter leiden, daß ich Dir nun seit Stuttgart, seit

4 Wochen und darüber, nicht geschrieben habe. Soll ich mich jetzt entschuldigen? Nein; bei Dir hätte ich mich nicht zu entschuldigen, Du gute, edle, sanftliebende Seele; aber bei meinem eigenen Herzen hätte ich es, daß ich Dir Leiden verursacht habe.

Während ich in Frankfurt oder vielmehr in Offenbach war, war kein Posttag, und ich ersah übrigens aus Deinem Briefe, daß Du den meinigen aus Stuttgart noch nicht erhalten hättest. Ich beschloß daher erst auf der nächsten Post zu schreiben. Jetzt kam ich aber aus aller Connerion mit den Posten, und, seit Tobler'n, mit Menschen, mit denen ich mich hätte verständigen können, — reiste meistens zu Fuß, oder mit Miethkutschen, weit ab von der gewöhnlichen Straße, um den nächsten Weg zu wählen, und gab meinen Koffer unterdeß einem Fuhrmanne. Hier war ich aber durch die Abspannung der Fußreise so unfähig, Etwas zu schreiben, daß auch mein Reisetagebuch unterblieb, welches erst in Gotha nachgeholt werden konnte. Hier angekommen erwartete mich aber ein neuer Verdruß. Ich mußte hier, wo ich wieder Menschen finden sollte, anderthalb Tage im Gasthose bleiben, um den langsamen Fuhrmann mit meinem Koffer zu erwarten, und überdies noch ihm doppelt so viel bezahlen, als recht war. Da stiegen Besorgnisse in mir auf; denn ich sah nun deutlich, was ich vorher nur mit der höchsten Wahrscheinlichkeit vermuthet hatte, daß meine Reise, statt 6 Carolin, wie ich berechnet, volle 11, den größten Theil meiner Baarschaft mir kosten würde. Was sollte ich Dir in dieser Lage über mein Befinden schreiben? Die Unwahrheit sagen? Die sage ich keinem Menschen. Die Wahrheit verschweigen? Dies kann ich

wohl gegen Andere; aber durfste ich es gegen Dich, ohne die erste Pflicht der Liebe zu verletzen? —

Es findet sich vor der Hand hier Nichts für mich zu thun, als Schriftstellerei. Ideen habe ich genug dazu, und morgen werde ich Weiße'n, der bis jetzt auf dem Lande war, darüber sprechen. Ich habe einen Plan zu einem Journale gemacht, um das lesende Publikum, und besonders Dein Geschlecht vor schädlicher Lektüre, der Quelle so vielen Verderbens, zu warnen, und ihm nützlichere Bücher in die Hände zu bringen. Wenn ich hierzu einen Verleger finde, so kann ich hoffen, aber erst nach einiger Zeit, Auskommen und vielleicht auch Ehre zu haben, und dann ruhiger meinem Hauptzwecke entgegenzuarbeiten. —

Du theure, liebe Seele, mit welcher Engelszärtlichkeit verlangst Du mein Porträt! Hätte ich doch, da ich dieses las, zu Dir fliegen können, um Dir danken, ganz meine Liebe Dir zeigen zu können. Ich las den Brief auf der Promenade, da ich zu ungeduldig war, erst von Bohn nach Hause zu gehen. Neben mir auf der Bank saß ein vierschrotiger Markthelfer, eine dicke Seele. Sogar diese dicke Seele schien meine Bewegung zu merken, als ich an diese Stelle kam; denn sie glözte mich an. — Ja, Theuerste, ich brenne vor Begierde, daß mein Bild bald an dem seligen Plaze sey, den du ihm bestimmst, — gleich Deinem Vater — an der Seite Klopstock's! Aber Du siehst, Theuerste, daß ich dies in meiner gegenwärtigen Lage nicht besorgen kann, daß ich warten muß.

Ueber die Rosenblätter, die von Deiner Hand gepflegten Rosenblätter, lächle der Fühllose: mir sind sie heilig, und sie sind bei Deinem ersten Beil-

chen und bei dem Hyazinthenstrausse, den Du mir in der heiligen Stunde des Abschieds gabst, verwahrt. Ich zürne, daß sie vergänglich sind, sonst trüge ich sie auf meiner Brust.

Dein Hausmittel habe ich erst einmal, und zwar in Leipzig gebraucht. Ich bedarf seiner nicht, denn ich habe die ganze Reise über und auch hier in Leipzig eine eiserne Gesundheit. Wenn es nur so bleibt, und wenn das viele Sitzen, das ich jetzt von Neuem anfangen, meine Gesundheit nicht wieder angreift! — Ich habe auf der Reise mehr Farbe bekommen, bin aber entsetzlich schwarz geworden. Doch das ist kein Unglück; nicht wahr? Und die Stubenluft wird wieder bleichen, was die Sonne geschwärzt hat.

Aber wann erhalte ich denn dein Porträt? O, ich bitte, bitte! Es wird das Labsal meiner Einsamkeit seyn, (denn ich bin ganz einsam, und will es bleiben; ich will mir keinen Vertrauten wählen, den ich hier ohnedies nicht finden würde;) es wird der Trost meiner trüben Stunden seyn. Schon jetzt ist es Deine liebe Silhouette, die in Engels: „Wir werden uns wiedersehen“ — vorn eingepappt ist. Aber du hast recht: Silhouetten sind todte Bilder; sie sagen Nichts, Auge fehlt, Ausdruck der Miene fehlt, Farbe fehlt, alle die holden Grazien fehlen, die auf Deinem Gesichte wohnen.

Für den herzlichen Antheil, den Du an meiner Familie nimmst, danke ich Dir sehr. Ich kann sie jetzt nicht sehen, bis sich meine Lage geändert hat; dann werde ich einen kleinen Abstecher zu ihnen machen.

— Zugleich mit dem Deinigen sende ich sechs Briefe nach Zürich; — — ich liebe überhaupt das

Brieffschreiben, und würde an alle Welt schreiben, wenn es nicht so viel Porto kostete. Könnte ich wohl einen Brief schreiben, den sogar Dein Vater gut findet, wenn ich nicht gar viel auch überflüssige Briefe geschrieben hätte?

Die arme Titot! Ich habe bei Lavater'n, dem ich heute auch schrieb, und dessen Vorwort ich zugleich mich selbst empfahl, ihr Andenken aufgefrischt. Von der Herzoginn habe ich noch Nichts für sie erhalten. Deshalb werde ich nächstens an Madame Ehrmann schreiben: diese ist gar keine große, gelehrte Dame, sondern ein gutes, ehrliches Weib, die auch in der Klemme gewesen ist: etwas Weniges Pretension, aber keine Splitterrichterei! — Das Zürcher Frauenzimmer schildere ihr ja nicht mit Deinem Pinsel, sonst verliere ich meinen Credit bei ihr: denn ich dachte da eben an Dich, als ich es ihr schilderte. — Grüße die Titot. — Grüße Deinen Bruder, der mir herzlich lieb ist. Hierbei fällt mir Dein Bruder, der Kaufmann, ein. Sobald ich selbst mich rühren kann, — denn jetzt kann ich es nicht, — soll Dein Wunsch in Absicht auf ihn erfüllt werden, es halte so schwer, als es wolle.

Lebe wohl, Gott segne Dich, und sey bei Dir, so wie mein Geist stets bei Dir ist.

\* \* \*

Den 8ten Juni.

— — Wie magst Du leben, was machen, was denken, was lesen, was reden? — Sieh, so frage ich mich oft; denn fast jede Minute, die ich meinem Geiste frei gebe, fliegt er zu Dir. In der Dämmerung lasse ich erst nach einer halben Stunde mir Licht geben, und in dieser halben Stunde träume ich

mich hin zu Dir, setze mich an Deine Seite, schwage mit Dir, frage, ob ich auch noch Dir lieb bin; — frage freilich: aber nicht aus Zweifel! Ich weiß schon, daß Du Ja antworten wirst. Die Sonnabende aber ist mein Geist sicher allemal bei Dir. Ich kann mich von diesen Sonnabendsgesellschaften noch gar nicht entwöhnen; ich glaube oft noch in Zürich zu seyn, nehme Sonnabends Hut und Stock, und will zu Dir, besinne mich dann, ärgere mich über mein Schicksal, und lache über mich!

Mein Leben ist sehr einförmig, und im Grunde sehr unschmackhaft. Meinen Mangel an Freunden habe ich Dir schon geklagt. Ich habe nur einen alten Bekannten getroffen, mit dem ich umgehe, eine herzensgute Seele; weiter aber nicht viel. Seine herrschende Beschäftigungsart — Stunden geben im Schreiben und Rechnen — sein gänzlicher Mangel an schönen Wissenschaften, die mein ganzes Labsal sind, und an Geschmack — sein eben so großer Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, an Witz und Lebhaftigkeit: — denke, wie viel ihm mangelt, um ein Umgang für mich zu seyn! Hätte ich doch meinen braven Achelis hier! — A propos! war denn Achelis noch in Zürich, als Du meinen letzten Brief erhieltest? Ich habe mit eben der Gelegenheit ein Packet Briefe an ihn geschickt. — Wenn er nicht da gewesen wäre, so weiß ich nicht, wer die Briefe erbrechen soll. Sie sind an D. B., Escher, den jungen Ott, Lavater, u. s. w.

Ich habe vor ein paar Tagen meinen ersten Zögling als Studenten getroffen. Er scheint ein feiner Mann zu seyn. Vielleicht finde ich an ihm einen Umgang, wie ich ihn wünsche; obgleich frei-

lich einige Entfernung zwischen uns statt findet; und ich überhaupt keinen Studenten-Umgang haben mag.

Vorige Pfingstfeiertage war ich in Wurzen, einem Städtchen 5 Stunden von hier, wo ein Freund von mir Diakon ist. Ich machte da eine interessante Bekanntschaft in einer dasigen angesehenen Familie. Man staunte mich an, wie den Mann aus dem Monde, wegen meiner kleinen Excursionen; und meinen Mund durfte ich kaum schließen, so viel fragte man, so viel wollte man von mir wissen. — Ich kann aber freilich nur selten hinreisen.

In hiesige Familien Zutritt zu haben, ist einem Gelehrten fast unmöglich. Ich wünschte es — nicht des Vergnügens wegen, das ich da hoffen könnte — der ganze Ton hier ist unbegreiflich fade, — sondern um das theure Leipzig nur auch einmal in seinem Innern kennen zu lernen.

Es ist hier ein Gelehrter, der die Declamation nach einem hartnäckigen Studio von 20 Jahren in die Form einer Wissenschaft gebracht, und fast unwandelbar auf die Natur der Sache gegründet, und leicht faßliche Regeln für sie erfunden hat, auch besondere Noten für ein zu declamirendes Stück giebt; sie selbst mit der höchsten Vollkommenheit ausübt, und die trefflichsten Schauspieler gezogen hat. Bei diesem — sage das Deinem Vater — werde ich jetzt privatissima nehmen, und habe nichts Geringeres im Sinne, als nach ihm der Erste in dieser Kunst zu werden. Ich predige nicht mehr, bis ich ansehnliche Fortschritte darin werde gemacht haben. Mein ganzer Geist ist darauf gerichtet. Und dann — muß mein  
Ruf

Auf gemacht seyn, oder es wäre kein Recht mehr in der Welt. Mein Sinn steht auf Weimar gerichtet, wo der Hof für dergleichen Dinge sehr viel Sinn hat. Jener Declamator, M. Schocher heißt er, hat aus Mangel an Unternehmungsgeist und aus Planlosigkeit nie den Gebrauch davon gemacht, den ich davon machen werde; sonst säße er nicht in der Dunkelheit und unbekannt in Leipzig. Uebrigens ist er kein Prediger.

Auf Dein Offenbacher Projekt bin ich sehr neugierig. Ich fürchte nur den Mangel an Canälen; denn fast errathe ich's. Wenn Du nicht etwa welche hast, ich kenne keine! — Wie die Reformirten denken, weiß ich nicht genug; besonders in Gegenden, wie in der Nähe von Frankfurt der Fall ist, wo sie von den Lutheranern kein zu erbauliches Beispiel erhalten; wie die Lutheraner denken, weiß ich leider! aber dies ist mein geringster Kummer. Verkehrt werde ich immer werden, wäre es auch nur wegen meiner kezerischen Nase; das ist nun einmal gewiß: und ein Prozent'chen auf und ab, thut immer nicht viel. Wie ich denke, weiß ich wohl; ich bin weder Lutheraner noch Reformirter, sondern Christ; und wenn ich zu wählen habe; so ist mir, da doch einmal eine Christen-Gemeine nirgends existirt, diejenige Gemeinde die liebste, wo man am freisten denkt, und am tolerantesten lebt, und das ist die lutherische nicht, wie mir's scheint. Der Fürst aber ist zu fürchten; er soll etwas bornirt seyn, sagt man. — Doch wie viel schwaze ich über eine Sache, die ich noch nicht weiß! — Uebrigens ist es sehr leicht, T — s Nachfolger zu seyn. Er predigt, dies:

ganz unter uns — sehr kalt, weil er im Herzen nichts glaubt.

Ich selbst habe ziemlich weit aussehende Projekte, denen ich ganz in der Stille entgegen arbeite. Auf mein Vaterland thue ich gänzlich Verzicht. — Gewiß herrscht unter den gegenwärtigen jüngern Geistlichen desselben, die sich alle durch schöne Wissenschaften (mehr als die Zürcherischen bilden) ein Grad der Aufklärung und der vernünftigen Religionskenntniß, wie ihn in dieser Ausdehnung gegenwärtig kein Land in Europa besitzt. Diese werden aber durch eine mehr als spanische Inquisition eingezwängt, unter die sie sich, theils weil es ihnen durchgängig an Kraft fehlt, theils weil man ihrer wegen der Menge von Geistlichen in unserm Lande entbehren kann, sie aber nicht das Amt, schmiegen, und heucheln müssen. Daraus entsteht denn eine knechtische, lichtscheue, heuchlerische Denkungsart! — Freilich steht bei dieser Lage eine Revolution bevor: aber wann? und wie? Kurz ich will in Sachsen kein Geistlicher seyn!

Meine Schriftstellerei! — o gute Seele, auch diese Quelle der Volksbelehrung ist sehr verunreinigt. Ich hatte ein Projekt, das mir gut und nützlich schien: eine Monatschrift zu schreiben, in der ich vor geschmacklosen, zeit- und seelverderbenden Leseereien warnen, nützlichere empfehlen, den Geschmack des Publikums zu berichtigen suchen wollte. Ich habe mit sehr gutdenkenden Leuten, z. B. Weiße und Palmer, darüber gesprochen; Alle gestehen mir, daß das ein guter, nützlich Gedanke, daß es ein Bedürfniß unseres Zeitalters sey — aber eben so sagen mir alle, daß ich dazu keinen Verleger finden werde. Ich habe, aus Verdruß darüber, meinen

Plan\*) gar keinem Buchhändler mitgetheilt, und werde nun — nicht auch verderbende Schriften schreiben, — das werde ich nie — sondern Etwas, das weder gut noch böse ist, zubereiten müssen, um mir etwas zu verdienen. Ich arbeite an einem Trauerspiele, — ein Fach, das unter allen möglichen Fächern am wenigsten das meinige ist, und wo ich sicher nichts Kluges mache, — und an Novellen (kleinen romantischen Erzählungen) eine Leserei, die zu Nichts gut ist, als die Zeit zu tödten: aber, das würden die Buchhändler nehmen und bezahlen, sagt man. — Glaubst Du wohl, daß es möglich wäre, hier eine Predigt, und wenn man noch Geld zugäbe, gedruckt zu bekommen? — Doch — ich merke, daß ich in üble Laune komme; und mit der möchte ich Dich doch nicht gern anstecken; ich breche also ab, und rede von etwas, das bessere Laune giebt, von Dir.

Weißt Du wohl, was Du mir noch Alles, selbst in dieser Entfernung, bist? — Wenn ich Verdruß habe, daß ich so viele meiner Gedanken, keinen einzigen fast, in ein Menschenherz ausschütten kann; so denke ich Dich zu mir, und sage ihn Dir. Ich denke, was Du mir antworten würdest, und ich glaube, ich treffe es sehr richtig. — Wenn ich einsam spazieren gehe, so gehest Du an meiner Seite. Wenn ich finde, daß die hiesigen Spaziergänge durch die lange Gewohnheit, und durch die fade Einförmigkeit, die in ihnen herrscht, ihre Reize gänzlich für mich verloren haben; so zeige ich sie Dir; erzähle Dir,

---

\*) Er ist, da es nach Geist und Gesinnung uns charakteristisch scheint, in der zweiten Beilage (Bd. II.) mitgetheilt worden.

was ich hier einst gedacht, hier gelesen, hier empfunden habe, — zeige Dir diesen Baum, unter dem ich einst gelegen, und das gedacht — jene Bank, auf der ich einst mit einem Freunde das gesprochen, und der todte Spaziergang erhält Leben. Da ist ein Garten in Leipzig, den keiner meiner Bekannten gut leiden kann, weil er sehr unbesucht und durch eine dicke Allee ganz verfinstert ist. Dieser Garten ist fast der einzige, der mir noch lieb ist, weil es der erste ist, den ich mit erst aufkeimenden Empfindungen beim Uebergange vom Knaben zum Jünglinge, in der Blüthenzeit kennen lernte; wo ich zuerst so mancherlei empfand. Hier führe ich Dich oft spazieren, und erzähle Dir die Geschichte meines Herzens.

Leb wohl, theure Geliebte, und bleib in meiner Einsamkeit mein Schutzgeist. Ich bin ewig und unverändert

Dein

F.

Viel Grüße an Deinen theuren Vater verstehen sich.

\* \* \*

Den 1sten August.

Zuerst Deine Verzeihung, zärtlich Geliebte meines Herzens, daß ich Dir nicht gleich auf Deinen Brief, den ich vor einigen Wochen durch die Post erhielt, antwortete. Daß ich Deiner vergessen, oder Dich vernachlässigt habe — o, Du fühlst es selbst zu tief, in Deiner eigenen schönen Seele, daß das nicht seyn kann. Aber ich hatte so mancherlei, so unaufhörliche, und in einander eingreifende Beschäftigungen und Sorgen, verreiste überdies bald nach Erhaltung Deines Briefes, und war fast zwei Wochen abwesend. Deinen letztern durch den Fuhrmann erhielt ich erst den 31sten Juli.

Dein Kummer um meinetwillen, so sehr er mir Deine Zärtlichkeit von einer Seite versichert, ist mir dennoch sehr bitter. Ich bitte Dich, Kind, so lieb Dir meine Ruhe ist, Sorge, gräme Dich nicht um meinetwillen! Ich werde mir helfen; ich könnte mir längst geholfen haben, wenn ich gewisse Projekte wollte fahren lassen, wenn ich mir hier und da vergeben, wenn ich mich gewisser Maßen, — nicht moralisch, versteht sich, — degradiren wollte. Ich für meine Person ginge lieber zu Grunde, ehe ich meine Plane fahren ließe; aber für Dich werde ich mich, wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, erhalten; und sollte ich auch wieder die zärtlichen Zweige eines sächsischen Edelmannes beschneiteln.

Aber dafür bitte ich auch Dich — erhalte mir Deine Gesundheit! Daß Du der Liebe das Unrecht zufügen würdest, mir Deine Unpäßlichkeit zu verschweigen — das wolle die Liebe nicht! Ich würde es also wissen, und wie würde mich das kränken! Ich für meine Person, versichere Dich, daß ich mir helfen will, oder ich müßte keine Kraft mehr haben; und Euch wird auch geholfen werden, Euer Verlust kränkt mich bitterer, als je einer mich gekränkt hat. Ueber das Offenbacher Projekt habe ich schon geschrieben. Bössartig kann ich den Fürsten wohl nicht genannt haben; aber bornirt, und also nimmt er gewiß keinen Lutheraner; denn ein bornirter Reformirter muß eben so intolerant seyn, als ein bornirter Lutheraner. Ueberdies ist zu befürchten, daß das Beispiel der Intoleranz, welches die Lutheraner in diesen Gegenden geben, auch die Reformirten überhaupt anstecke. Ich habe sogar während meiner Durchreise Manches davon bemerkt. Madame Tob-

ler z. B. konnte sich nicht genug verwundern, daß ich als Lutheraner in Zürich gepredigt habe; und ihr Mann sagte es ihr mit einigem Nachdruck, vermuthlich, um ihr ein Beispiel der Toleranz aufzustellen, von welchem er wissen mußte, wie sehr sie desselben bedürfe. — Ich für meine Person bin mit Leib und Seel für die reformirte Partei, weil sie unter den drei im römischen Reiche tolerirten in ihrer gegenwärtigen Gestalt, der wahren christlichen Religion am nächsten kommt. Aber was thut hier meine Ueberzeugung?

Mein Plan zu einem Journale ist, so lange ich in Leipzig lebe, in Zürich nicht ausführbar. Ich muß in dem Lande leben, für welches ich schreibe; muß wissen, was das Publikum in demselben liest; wie es davon affizirt wird; wie sein Geschmack überhaupt ist, und wie er sich von Zeit zu Zeit modifizirt. Das kann nur in Sachsen der Fall für mich seyn, wo ich aller Orten Bekannte habe; reisen, in Gesellschaften aller Art kommen, unbemerkt den Volksgeschmack beobachten, überdies in alle Winkel korrespondiren kann. Dies könnte in Z. kaum von dem geschehen, der immer da gelebt hat, weil man da verschlossener ist.

Sachsen hat freilich für den geistlichen Stand seine Unbequemlichkeiten; aber das Licht ringt jetzt mächtig mit der Finsterniß, und ich sehe die Morgenröthe besserer Tage. Ich muß gestehen, daß es ein Unternehmen ist, das mich seiner Schwierigkeiten halber reizt, mich durch alle die Verschanzungen durchzuschlagen, und mir doch eine Laufbahn zu machen. Ich habe unsern Präsidenten, — das ist ein großer, großer Mann, — souveräner General-Auf-

seher der Gelehrsamkeit und Religion durch ganz Sachsen — neulich gesprochen. Es ist ein Mann, der für Gelehrsamkeit und Talent wirklich Gefühl hat; dabei ehrlich, und, nach seiner Art, gerecht; aber in der Theologie . . . . ! Ich habe mit Fleiß in einer theologischen Abhandlung, die ich ihm mittheilte, mich ihm ganz gezeigt, wie ich bin. Er nahm mich, auf dieselbe hin, mit Distinktion auf; ließ mir alle Gerechtigkeit wiederfahren, und suchte mich durch gute Aussichten für das Catheder zu bestimmen; für die Kanzel schien er mich zu fürchten.

Geschicht dies aber nicht, wie ich fast rechnen kann; so wird doch zu Michaelis sich eine Stelle für mich finden, außer Landes zu gehen. Ich nehme Alles, es sey nach Rußland oder nach Spanien; und erwarte dann mein ferneres Glück vom Schicksal und von meinem Unternehmungsgeiste. Die Männer alle, die Verschreibungen von der Art bekommen, habe ich auf meiner Seite.

Uebrigens ist es unbegreiflich, wie viele Projekte mir seit meiner Abreise aus J. entweder ganz verunglückt, oder in's Stocken gekommen sind. Bernstorff muß Brief und Aufsatz richtig erhalten haben; ich habe es Herrn Bohn von Hamburg in seine eigene Hände gegeben, und er versprach mir es sogleich zu besorgen. Noch hat er nicht geantwortet. — Eine Dame in Weimar hatte ein Projekt gemacht, mich an einen gewissen sehr guten Hof zu bringen. Es mag gefehlt haben, sie schweigt seit ein paar Monaten. Von andern Aussichten, die ich so gut als gewiß hatte, zu schweigen! Für Schriftstellerei hat auch wenig oder nichts gethan werden können, weil ich unter beständigen Unternehmungen

und Entwürfen herumgeworfen, wenig ruhige Tage gehabt habe. Michaelis ist nahe, und in dieser Messe werden von mir schwerlich Geschäfte gemacht werden. — Kurz, entweder die Vorsehung behält mir etwas Anderes auf, um dessen willen sie mir bis jetzt Nichts hat geben wollen, wie sie es wohl sonst auch gethan hat; oder sie will meine Kraft durch Verlegenheiten noch mehr stärken und üben. — Ich habe fast Alles verloren, als den Muth.

Du! Engelsseele, hilf Du mir ihn aufrecht erhalten, — und Du thust es! Welcher Kummer kann mich wohl kränken, welche Verlegenheit muthlos machen, so lange ich mit fester Ueberzeugung weiß: die beste, edelste Seele nimmt Antheil an mir; sie betrachtet mein Schicksal mit dem ihrigen als genau verbunden; sie ist nur Ein Herz mit mir? Die Vorsehung erhalte mir Dein Herz, und mir mangelt Nichts. Das meinige ist ewig Dein.

Liebe Seele! ich bitte Dich, betrübe Dich doch nicht so, wenn Du zuweilen einige Zeit ohne Briefe von mir bist. Glaube, daß ich deswegen doch auch in der Abwesenheit nur durch Dich lebe, daß jede geschäfteleere Stunde ich bei Dir zubringe. Jetzt z. B., da die Tage schon kürzer werden, und es eine Abenddämmerung giebt, lasse ich mir allezeit etwas spät Licht geben, um die Zeit der ersten Dämmerung nur dem Andenken an Dich zu widmen. — Aber, nicht zu schreiben, — dazu treten bisweilen unwiderstehliche Ursachen ein. Es giebt Tagen, in denen ich Dir nicht schreiben kann. — Deine ersten Briefe, die ich mit dem Fuhrmann bekam: — o einige Stellen derselben haben mich tief, tief geschmerzt! Aber Du hattest sie schon vorher widerrufen. — Ich werde,

da Du doch einmal über ungewöhnlich langes Stillschweigen Dich kränkst, Dir diesen Schmerz so viel als möglich, oder ganz zu ersparen suchen.

Vom Namenstage Deines Papa wußte ich Nichts. In unserm Calender heißt er anders. Durch Zufall habe ich ihn in einem Städtchen, 2 Meilen von Dresden, in Gesellschaft eines mir sehr werthen Freundes sehr vergnügt zugebracht. — Gratulire Deinem Papa in meinem Namen, und versichere ihn der Fortdauer meiner unbegrenztesten Hochachtung und der wärmsten Wünsche für sein Wohlseyn.

Vor einigen Wochen reisete der B. v. Wallendorf hier durch, der auch einmal in Eurem Hause in der Sonnabends-Gesellschaft gewesen ist. Ich habe mehrere Tage ziemlich in seiner Gesellschaft zugebracht, und wir haben uns gemeinschaftlich nach Zürich versetzt.

Achelis hat mir eine große Freude durch Deine sehr edel getroffene Silhouette gemacht. Sie ist über meinem Pulte, weil ich an dem mein Leben verlebe, und sie mir also immer vor Augen ist. — Ihm wird kein Unglück begegnen. Der Himmel muß einen so guten Menschen schützen. Ich liebe keinen meiner ältesten Jugendfreunde mehr, als ihn. Ich kann mir's nicht versagen, ein paar Zeilchen an ihn beizulegen. — Ich danke für die überschickten Bergisemeinnicht und Rosenknospchen. Es ist süß, Etwas zu haben, das durch Deine Hände gegangen ist. — Warum kann ich Dir doch auch nicht durch den Fuhrmann schreiben, theils um Dir auch etwas dergleichen schicken zu können, theils um Dir längere Briefe zu schreiben? Melde mir doch, wer es ist, und wo er zu treffen ist? Ich sehe ihn nie, weil

die Briefe durch Palmern gehen. — Wenn Du nichts dagegen hast; ich habe nichts dagegen, daß Du mir Deine Briefe geradezu adressirst. Geöffnet werden sie nicht. Wer sollte sich das unterstehen? — Doch weiß ich von Michaelis an den Ort meines Aufenthaltes noch nicht sicher.

Madame Titot, so viel Theil ich auch an ihr nehme, kann ich aus eben dem Grunde jetzt nicht antworten. Grüße sie herzlich. — Lavater scheint mich ganz vergessen zu haben. Es sey!

Grüße alle, die sich meiner gütig erinnern. Schreiben kann ich Niemanden. Escher's Faulheit lasse ich auch grüßen, und sie bitten, sich wenigstens einem weit entfernten Freunde zu Gefallen, nur ein klein wenig in Unkosten zu setzen. Ich bin ewig  
der Deinige.

N. S. Chorherr Tobler schreibt mir sehr freundschaftlich; aber nichts von Wichtigkeit. Seine Reisebemerkungen freuen mich in mehr als einer Rücksicht. — Mit Drell bin ich schlimm daran. Er erwartet Etwas von mir, das nicht zu leisten ist. Ich schreibe ihm das rund, weil ich muß.

\* \* \*

### Nachschrift.

Den 12ten August.

Es zeigt sich mir eine, aber noch etwas entfernte Gelegenheit nach Wien zu gehen. — Dort würde ich Schriftstellerei treiben, und von da wäre mir Z. näher, und wenn ich einmal im Reisen wäre, könnte ich wohl auch dorthin kommen: aber wie gesagt — die Sache ist noch sehr ungewiß.

Von Graf Bernstorff habe ich ganz das erwartet.

Diese Woche scheint eine Zeit der Entscheidung für mich zu seyn. — Alle meine Projekte, bis auf die letzten sind verschwunden. — Sachsen z. B. ist mir jetzt gar nichts mehr, so wie ich auch ihm nichts mehr bin.

Deinen Papa grüße herzlich in meinem Namen, und sage ihm, daß ich meinem Declamations=Professor für das Praktische eben nicht viel ablernte, daß er aber eine neue sehr scharfsinnige Theorie hätte: — daß ich mich jetzt über Hals und Kopf in die kantische Philosophie wüfse, und sichtbar spürte, daß Kopf und Herz dabei gewönnen. — Ich gebe jetzt einem Studenten Unterricht in dieser Philosophie, die man unter andern auch in Z. für ganz unverständlich hält.

Noch einmal kann ich in meinem jetzigen Logis einen Brief von Dir erhalten; im Fall ich es dann verändern sollte, würde ich in meinem nächsten meine Adresse geben. Es könnte leicht kommen, daß weder mein Wirth, noch Professor Palmer meine Adresse wüßten, weil ich verreist seyn könnte.

Leb wohl, und glaube, daß ich, Du liebe, theure Seele, mit unaufhörlicher, durch so viele Proben Deiner Zärtlichkeit immer wachsender Liebe bin  
ganz der Deine.

\* \* \*

Den 5ten September 1790.

In einem so angenehmen Sonntags=Morgen, als ein Herbst=Morgen nur immer seyn kann, setze ich mich hin, um meine Woche mit dem angenehmsten Geschäfte anzufangen, mit welchem ich sie anfangen kann; mit dem an Dich zu schreiben. — Ich

habe in der vorigen Deinen zärtlichen und liebevollen Brief erhalten. O! wie leid thut es mir, daß ich Dich so oft durch Verzögerung meiner Antworten habe betrüben müssen. Jetzt will ich es nicht thun. Aber habe ich es wohl je thun wollen? Nein; das glaubst Du von mir gewiß nicht: aber ich habe es nicht ändern können.

Wie soll ich Dir die Zärtlichkeit belohnen, die sich in Deinem wiederholten liebevollen Bitten zeigt, nach Zürich zu kommen; in der Art zeigt, wie Du alle Schwierigkeiten zu heben denkst! Wird mein ganzes Leben hinreichen, mit Allem, was ich vermag, der Anhänglichkeit einer so schönen Seele würdig zu werden? Es ist Dir geweiht; Du weißt es; und hiemit weihe ich Dir auch alle meine Projekte und meinen unruhigen Ausbreitungstrieb, und will mein ganzes Leben darauf einschränken, mich von Dir glücklich machen zu lassen, und Dich glücklich zu machen, wenn ich's kann. Ich gebe mich Dir in Allem hin; leite Du meine Schicksale, und ich weiß, sie sind wohl geleitet. Nur eine einzige Erinnerung erlaube mir jetzt. — Ich bin Deiner noch nicht würdig, und wenn auch Du mich dafür hieltest, so werden doch Deine Freunde, Deine Landsleute einen Menschen, der weder Amt noch Ruf hat, noch sich auf irgend eine Art bekannt gemacht hat, Deiner nicht würdig finden. Es wäre auffallend, wenn ich gleich jetzt in Zürich wieder erschiene, ohne seit der Zeit das Geringste gethan zu haben. Wie soll ich mich nennen? Laß mich also nur wenigstens erst meinen Anspruch auf den Namen eines Gelehrten rechtfertigen. Ich habe vor einiger Zeit eine Arbeit angefangen, die in die eigentliche Gelehrsamkeit, in

die höhere Philosophie einschlägt. Wenn Gott mir Gesundheit erhält, und mir nur dürftiges Auskommen beschert; so hoffe ich, daß sie künftige Neujahrsmesse die Presse verlassen wird. Ich werde sie unter meinem Namen herausgeben. Daß sie den dortigen Gelehrten bekannt würde, dafür werde ich schon sorgen. Dann erst könnte ich doch nicht ganz mit Unehre erscheinen, wenn ich einige Hoffnung gegeben hätte, daß ich nicht Willens wäre, mein Daseyn ganz unnütz für die Welt zu verleben. In diesem Falle hoffte ich nach Ostern künftigen Jahres die Reise anzutreten. Sollte ich dennoch, wie ich sehr befürchte, wieder eine Hofmeisterstelle annehmen müssen; so laß Dich dadurch ja nicht auf den Gedanken bringen, daß ich darum von diesem Plane abginge. Ich würde keine andere, als im Lande, und in der Nähe von Leipzig annehmen; meine Arbeit dennoch fortsetzen; sie nicht aus Neigung, sondern aus Noth annehmen; und künftige Ostern gewiß wieder aufgeben. Weiße will mich nach Livland oder Curland schicken; aber das wird in keinem Falle geschehen. Die Unannehmlichkeiten des Hofmeister-Lebens kenne ich zu gut, als daß ich mich von ihnen sollte schrecken lassen. Sie sind groß; aber doch sind sie zu ertragen.

Ueberhaupt habe ich vor meinem projektvollen Geiste Ruhe gefunden, und ich danke der Vorsehung, die mich kurz vorher, ehe ich die Bereitung aller meiner Hoffnungen erfahren sollte, in eine Lage versetzte, sie ruhig und mit Freudigkeit zu ertragen. Ich hatte mich nämlich durch eine Veranlassung, die ein bloßes Ohngefähr schien, ganz dem Studium der Kantischen Philosophie hingegeben; einer Philoso-

phie, welche die Einbildungskraft, die bei mir immer sehr mächtig war, zähmt, dem Verstande das Uebergewicht, und dem ganzen Geiste eine unbegreifliche Erhebung über alle irdische Dinge giebt. Ich habe eine edlere Moral angenommen, und anstatt mich mit Dingen außer mir zu beschäftigen, mich mehr mit mir selbst beschäftigt. Dies hat mir eine Ruhe gegeben, die ich noch nie empfunden; ich habe bei einer schwankenden äußern Lage meine seligsten Tage verlebt. — Ich werde dieser Philosophie wenigstens einige Jahre meines Lebens widmen; und Alles, was ich, wenigstens in mehreren Jahren von jetzt an schreiben werde, wird über sie seyn. Sie ist über alle Vorstellung schwer, und bedarf es wohl, leichter gemacht zu werden. Sollte ich in Zürich selbst, wo kein Einziger ist, der sie versteht, — dies unter uns! — denn wenn sie es gleich selbst öffentlich sagen, so könnte es ihnen vielleicht doch unangenehm seyn, wenn es Einer nachsagt, der sie zu verstehen glaubt, — Etwas beitragen können, sie bekannter zu machen, so würde es mir doppelte Freude seyn. Die Grundsätze derselben sind freilich kopfbrechende Speculationen, die keinen unmittelbaren Einfluß auf's menschliche Leben haben; aber ihre Folgen sind äußerst wichtig für ein Zeitalter, dessen Moral bis in seine Quellen verdorben ist; und diese Folgen der Welt in einem anschaulichen Lichte darzustellen, wäre, glaube ich, Verdienst um sie. — Sage Deinem theuren Vater, den ich liebe, wie meinen: wir hätten uns bei unsern Untersuchungen über die Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen, so richtig wir auch geschlossen hätten, doch geirrt, weil wir aus einem falschen Principe disputirt hät-

ten. Ich sey jetzt gänzlich überzeugt, daß der menschliche Wille frei sey, und daß Glückseligkeit nicht der Zweck unseres Daseyns sey, sondern nur Glückswürdigkeit. — Auch Dich bitte ich um Verzeihung, daß ich Dich oft durch dergleichen Behauptungen irre geführt habe. Achelis hatte doch Recht, freilich ohne es zu wissen, warum? Glaube nur hinfort an Dein Gefühl; wenn Du auch die Vernünftler dagegen nicht widerlegen könntest; sie sollen auch widerlegt werden, und sind es schon; freilich verstehen sie die Widerlegung noch nicht! — Wie traurig die Grundsätze sind, die ich ehemals hatte, sehe ich unter Anderm an dem Beispiele eines mir sehr lieben Freundes, der sie vorlängst von mir annahm, ohne sie ganz fassen zu können, und der durch sie auf andere geführt wurde, die die meinigen nicht waren, und die auch nicht nothwendig daraus folgen. Er ist jetzt nicht glücklich, und findet keinen Trost in sich, weil er ein Ungläubiger ist. Er wünschte bessere Grundsätze, und kann sie nicht fassen; und mich kränkt's, daß ich ihm die Hülfe, die er von mir in dieser Rücksicht erwartet, nicht leisten kann, da er in Dresden ist, und ich in Leipzig. Was schriftlich möglich ist, thue ich freilich; aber das ist für ihn zu wenig. Die etwanige Anlage, die ich zur Beredtsamkeit habe, werde ich aber neben diesem Studium nicht vernachlässigen; ja dies Studium selbst muß dazu beitragen, sie zu veredeln; weil es derselben einen weit erhabneren Stoff liefert, als Grundsätze, die sich um unser eigenes kleines Ich herumdrehen. Nach meinem Plane werde ich, nach meiner jetzigen Schrift, und nach einer, die darauf folgen wird, welche freilich nur für gelehrte Denker

bestimmt sind, Nichts thun, als eben diese Grundsätze populär, und durch Beredtsamkeit auf das menschliche Herz wirksam zu machen suchen. Diese Beschäftigung steht mit der Bestimmung eines Predigers in einer sehr nahen Beziehung; bin ich also noch zu derselben bestimmt, so würde sie zur Vorbereitung und Legitimation für diesen Beruf dienen. Bin ich aber nicht für denselben bestimmt, so habe ich wenigstens die Beruhigung, das gethan zu haben, was von mir abhängt: — mich zu demselben tüchtig zu machen. Das Weitere ist nicht meine Sorge. Von meinem Lehrer in der Declamation lerne ich in Absicht der Ausübung derselben Nichts, was ich nicht schon vorher wußte; allenfalls zur Beurtheilung der Declamation Anderer lerne ich mehr. Gepredigt habe ich seit meiner Abreise aus der Schweiz nicht, und werde auch, wenigstens in Leipzig, schwerlich predigen. Es wäre nach meinen jetzigen Planen verlorene Zeit; denn auch ein Tag ist mir kostbar.

Um Dich wegen Deiner sehr gütigen Sorge für meine Gesundheit zu beruhigen, so schreibe ich Dir meinen Lebenswandel, wie ich ihn seit ungefähr 5 Wochen führe; denn vorher war ich zu unstät, um eine feste Ordnung zu befolgen. Um 5 Uhr stehe ich auf, was mir Anfangs, weil ich Zeitlebens spät aufgestanden bin, sehr schwer ward: desto dringender suchte ich es von mir zu erzwingen, weil ich dadurch zugleich mich zur Selbstüberwindung zwingen wollte. Von da bis 11 Uhr (die halbe Stunde ausgenommen, die ich zum Ankleiden brauche) studire ich. Von 11 bis 12 Uhr gebe ich einem jungen Menschen eine griechische Stunde. Ich suchte sie mit Fleiß, um durch das ewige Denken für mich nicht die Gabe

Andern

Andern Etwas vorzutragen, zu vernachlässigen, und nach der Arbeit des Kopfs auch der Lunge Etwas zu thun zu geben. Von 12 bis 1 zu Tische, in einer erträglich artigen und unterhaltenden Gesellschaft. Von 1 bis 2 in einem der Stadt nahen Garten spazieren gegangen, und meistens dabei nicht viel Ernsthaftes gedacht. Von 2 bis 3 etwas Leichtes gelesen, oder Briefe geschrieben, wenn solche zu schreiben sind. Von 3 bis 4 gebe ich einem Studenten Privat-Unterricht über die Kantische Philosophie; (dies war die Gelegenheit, die mich zum Studium derselben veranlaßte). Dies ist nun freilich von einer Seite eine Kopf angreifende, von der andern aber eine Arbeit, die zum Deutlich machen, also für die Einbildungskraft gehört, und also zur Herstellung des Gleichgewichts unter den Seelenkräften beiträgt. Von 4 bis 6 Uhr wird bei jeder Witterung, nicht spazieren gegangen, sondern gelaufen, und der Einbildungskraft völlig freier Lauf gelassen: durch Felder, durch Wälder gestürmt — besonders wenn es sehr regnet, oder windig ist. Von 6 Uhr bis zur Dämmerung wird wieder ein wenig studirt. Die Anwendung der ersten Dämmerung kennst Du schon. Sobald Licht kommt, wird ernsthaft fortstudirt; aber nicht länger als bis 10 Uhr. Urtheile selbst, ob eine solche Ordnung sehr Gesundheit zerstörend ist. Auch befinde ich mich wirklich, was ich theils dem frühen Aufstehen, theils der ernsthaften Kopfarbeit zuschreibe, so wohl, daß ich vor Gesundheit jauchzen möchte, den ganzen Tag völlig bei guter Laune bin, und an meinem ganzen Tage keine verdrießliche Minute kenne. Hierzu kommt aber noch eine Uebung, die die Gesundheit des Leibes und der Seele in gleichem Grade

befördert. Ich suche nämlich völlig Herr über mich selbst zu werden, und lege mir in dieser Absicht jetzt Etwas auf, was ich nicht gerne thue; versage mir jetzt Etwas, was ich gern gehabt hätte, bloß darum, weil ich es gerne gehabt hätte; kündige jeder aufkeimenden Leidenschaft, so wie sie sich blicken läßt, den Krieg an, und so werde ich dann dieser Störer unserer Ruhe und unserer Gesundheit immer mehr entledigt.

Zu meinem Umgange habe ich nur einen Freund, bei welchem ich nicht viel gewinne. Ich suche dagegen ihn gewinnen zu lassen, und auch das giebt mir eine angenehme Beschäftigung.

Wie erriethest Du, daß Sachsen Unruhen bevorstehen? Wirklich hat seit einigen Wochen das Feuer des Aufruhrs im Stillen gelodert, und vorige Woche ist es in helle Flammen ausgeschlagen. In ganz Sachsen war vielleicht kein Ort ruhiger, als Leipzig. Die Bauern wütheten gegen ihre Herrschaften. Und — siehe den National-Charakter! — einige Regimenter sind marschirt; einige billiger denkende Herrschaften haben Etwas nachgegeben, und heute, da ich dieses schreibe, ist, nach allen Nachrichten, Alles ruhig. Schon vorher hatten eben auch die Bauern dem Churfürsten selbst wegen seines Wildhegens den Krieg angekündigt. Er gab nach, ließ sie sein Wild niederschießen, und, — sogleich war Alles gut. — An eine Verbesserung von Grund aus ist jetzt noch nicht zu denken. Der Bauer, welcher allein dabei gewinnen könnte, ist dazu noch nicht aufgeklärt genug, ohnerachtet er Schlözer's Staatsanzeigen liest; und die höhern Stände alle können dabei nur verlieren. Es sind also nur Palliative, die den ein-

stigen Ausbruch des Feuers mit doppelter Kraft nicht verhindern werden. Von außen behält Sachsen Friede; so wie ganz Europa bald einen allgemeinen Frieden haben wird. Dennoch aber werde ich es an Deinem Arme, an Deiner Seite, in Deinem Um- gange nicht vermissen. Sey Vaterland, und Freun- de, und Alles Deinem Dir ewig ergebenen

F.

\* \* \*

Leipzig, den 2ten October, 1790.

Mein ganzes Herz dankt Dir für Deine fort- dauernde Zärtlichkeit und Liebe. Glaube ja nicht, daß Mangel dieses Gefühls die Ursache meiner ver- zögerten Antwort war; sondern, wie immer die Un- gewißheit meiner Lage. Ich wußte nämlich nicht, ob oder wie lange ich in Leipzig bleiben würde; und ich wollte doch wenigstens unsern Briefwechsel sichern, damit nicht Briefe von Dir in Leipzig ausbleiben; bis ich da seyn kann, wo es allein mir gefallen wird, bei Dir. — Ich hatte einige Anträge; aber ich ging ungern daran, mich wieder zu verändern. Jetzt lebe ich in Leipzig so wohl, als ich leben kann, wo Du nicht bist. Ich habe Gelegenheit gefunden, mich nützlich zu beschäftigen; und meine Subsistenz ist gesichert. Zu glänzen verlange ich nicht; nach großen Gesell- schaften ringe ich nicht: ich befinde mich zu wohl bei der Ruhe, die ich mühsam erarbeitet habe, um sie durch neues Treiben in die Welt wieder zu ver- lieren.

Ich wäre jetzt sehr glücklich, theuerste Geliebte, bis auf einen Punkt. Ich bin vollkommen gesund; ich habe Lust zu arbeiten, und finde Arbeit genug; sie geht mir von statten; ich bin frei von allen Lei-

denschaften; nichts stört meine Ruhe — aber wo habe ich einen Freund, mit dem ich dieses Glück theilen könnte? der mit mir harmonirte? der Etwas von dem empfände, was ich empfinde? Und das treibt mich dann zu Dir; und macht, daß mir mein Leben dennoch sehr unschmackhaft vorkommt, weil ich es ohne Dich verleve. Dies ist jetzt der Gegenstand meines Strebens, die Zeit zu beschleunigen, da ich zu Dir abreisen könne; und es ist mein Schmerz, daß ich sie bis jetzt noch nicht gewiß bestimmen kann.

Ich verseze mich im Geiste oft zu Dir, denke Dich, Seele, voll Theilnehmung an Allem, was mich angeht, neben mich, erzähle Dir Alles, was mir begegnet, welches freilich Kleinigkeiten sind; theile Dir Alles mit, was ich etwa Neues finde, welches freilich nicht wichtiger ist: und so finde ich, ohngeachtet der Trennung von Dir, das Mittel sie zu erleichtern: ein Mittel, das freilich nur dann gut ist, wenn man kein besseres hat.

Ich habe diese Michaelis mehrere Schweizer hier gesehen. St., der mir einen Gruß von Deinem theuren Vater, aber keinen Brief von Dir brachte; welches mir in manchem Betrachte nicht unangenehm war, weil ich ihm nicht genug traue. Ich weiß nicht, wie es kommt; er hat mir hier schlechter gefallen, als in Zürich. Er zeigte verschiedenes, das ich vielleicht jetzt entwöhnt bin. Dann H . . . , der in Jena studirt hat, und vielleicht schon jetzt wieder in Zürich ist; ein junger Mensch, der sehr viel Freundschaft und Anhänglichkeit gegen mich zeigt, und den ich sehr liebe. — Mehr würde ich mich gefreut haben, wenn Dein Better, Rahn, der in Halle studirt, mit nach Leipzig gekommen wäre.

Was macht doch Achelis? Ohne Zweifel hat er Zürich schon längst verlassen; aber ich wundere mich sehr, daß er mir nicht schreibt. Ich würde ihm selbst schreiben, wenn ich seine Adresse hätte. Es würde mir leid thun, wenn unsere Verbindung durch seine Nachlässigkeit unterbrochen würde. — Escher schmerzt mich bitterlich; da ich weiß, was an ihm verloren geht; und er schmerzt mich desto mehr, da er nicht Mann genug ist, sein trauriges Schicksal zu ertragen; freilich ist es auch eine harte Prüfung. — Vom Ottischen Hause bekomme ich auch kein Lebenszeichen: doch es sey. Ich kann sie leicht vergessen. — Denkt wohl noch Einer der dortigen Gelehrten an mich? Frage doch darüber Deinen Papa, den ich herzlich zu grüßen bitte. — Es ist traurig, daß man so leicht vergessen wird, und daß man von so vielen Verbindungen immer nicht leicht eine behaupten kann, wenn man nicht an dem Orte gegenwärtig ist. Doch habe ich es vielleicht sonst auch so gemacht; jetzt aber werde ich mich von diesem Fehler zu bessern suchen, weil ich selbst sehe, wie unangenehm es ist.

Ich habe mein Logis verändert, und so glücklich verändert, daß ich eine der schönsten Aussichten, und vielleicht die gesündeste Luft in Leipzig habe. Aus meinen Fenstern sehe ich, oft in der Morgensonne, zunächst vor mir die Promenade, über ihr einen der schönsten Gärten, weiter hin eine lange Vorstadt, und über sie hinaus eine unabsehbare Ebene, mit Dörfern und Wäldchen besäet, deren Laub durch den Herbst mit dem sanftesten Gemisch von roth, und röther, und braun tingirt ist. Da nichts vollkommen seyn kann, so habe ich dabei Wirthsleute,

die mir sehr zuwider sind. Nun verschlägt das zum Glück bei mir nicht viel.

Ich beschäftige mich jetzt mit einer Menge von Dingen, weil ich Unterricht darin gebe, und gern Alles so gut als möglich mache. Außer der Kantischen Philosophie, der ich fortfahre, alle meine Zeit zu widmen, die mir von meinen Stunden übrig bleibt, und über deren einen Theil ich an einer Erklärung arbeite, die meinen Willen nach zur Neujahrs-Messe die Presse verlassen soll; habe ich besonders Geschmack an der Mathematik gefunden; über welche ich gleichfalls Unterricht gebe.

Du siehst also, daß ich mich meistens mit abstraktem Denken beschäftige, und der Einbildungskraft wenig Spielraum gebe; und dies ist der Grund meiner Ruhe.

Wie mag es unserer guten Titot gehen? Gern antwortete ich ihr, wenn ich wüßte, daß es ihr Freude machte, und wenn ich wüßte, wo den Brief hinschicken. Alle die Schritte, die sie gemacht hat, werden ihr, glaube ich, nicht viel helfen. Ganz verderben wird man sie wohl nicht lassen; aber bis an ihr Ende wie ein Ball aus einer Hand in die andere geworfen zu werden, dazu scheint sie doch bestimmt zu seyn. O, was ist doch Menschen Schicksal! So oft ich so eine Geschichte höre oder lese, so verstärkt sich mein Blick in jene Welt, wo alles gleich seyn wird, und wo die Arbeit der Mühevollen herrlich enden wird. O könnte man doch allen Geplagten diesen Gedanken recht stark in ihr Herz rufen!

Bahrds Leben habe ich nicht gelesen, weil ich leider! wenig Zeit habe, Schriften, die bloß zur

Unterhaltung geschrieben sind, zu lesen: aber daß es Dir ein Vorurtheil gegen Leipzig beigebracht hat, ist mir darum nicht lieb, weil es Dein liebes Herz betrüben könnte, mich da zu wissen. Die Umgänglichkeit der Gelehrten, die auf andern deutschen Universitäten herrscht, ist freilich hier nicht anzutreffen; und kann nicht anzutreffen seyn. Denn die Stadt ist zu groß; das Interesse der Menschen zu sehr verschlungen; reines Interesse für Wissenschaft giebt es an allen Enden der Welt wenig; Bedürfniß nach Gesellschaft, welches in kleinen Orten das Band der Geselligkeit knüpft, findet bei denen, die lange hier sind, nicht statt; und die Menschen, die in so großen Haufen beisammen leben, haben überhaupt die wenigste Gelegenheit, sich recht kennen zu lernen. Dagegen hat Leipzig, eben wegen seiner Größe, den Vorzug, daß man recht unbekannt und unbemerkt leben, ungestört studiren kann; und wegen vieler Bedürfnisse, die nur der Meinung wegen erfunden sind, nicht im Geringsten genirt ist. Jeder lebt, wie er kann; kleidet sich, wie es ihm gefällt; geht, wie es ihm die Natur gab; thut, was ihm gut dünkt: und kein Mensch hat Etwas dagegen. Was Bahr dt zu seiner Entschuldigung wegen seiner bekannten Liederlichkeit anführt, scheint mir nicht hinreichend zu seyn; denn ein Mensch von Charakter — und ein Geistlicher sollte das doch wohl seyn, — läßt sich nicht verführen. Für einen jungen Menschen möchte eine solche Entschuldigung hinreichen.

Doch was vertheidige ich Leipzig, das doch nicht der Ort ist, wo ich zu leben wünsche, weil Du nicht da bist, und Du nicht da seyn kannst!

Antworte mir bald, und glaube, daß alle Tage mir unschmackhaft verfließen werden, so lange ich von Dir getrennt bin, und daß nur an Deiner Seite mich mein Glück erwartet. Bleib Du mein, und glaube, daß ich mit der innigsten Zärtlichkeit ewig bin ganz der

Deinige F.

Den 1sten November, Abends.

— — Meine Lebensart ist nicht mehr die vorige. Früh um 8 Uhr fange ich an Stunden zu geben; und gebe zwar nicht ununterbrochen, aber doch in nicht längern Zwischenräumen, als höchstens eine Stunde, welche fort, bis Abends um 7 Uhr. Freilich geht mir ein großer Theil meiner Zeit verloren; aber desto theurer wird mir dann derjenige, der mir bleibt, nämlich die Abende. Diese widme ich nun eigentlich dem Studiren; denn den Tag über ist freilich an ernsthaftes Studiren nicht viel zu denken.

Inzwischen bekommt mir diese Beschäftigung gut; und ich vereinige dadurch zwei Dinge, die sonst nicht gut zu vereinigen sind: Unabhängigkeit von Sorgen — und Freiheit.

Wie glücklich würde mir dieser Winter verfließen, wenn ich ihn an Deiner Seite verleben könnte; aber das Schicksal wollte es nicht so. Noch ehe ich Deinen letztern lieben Brief bekam, wurde ich mit einem hiesigen Kaufmanne bekannt, der sich vor allen seinen hiesigen Mitbrüdern sehr vortheilhaft auszeichnet, und der, was hier ein Wunder ist, und was mir den Mann sehr lieb machte, drei wohlgezogene Söhne hat. Er glaubte, daß ich etwas zum Besten derselben beitragen könnte, verabschiedete alle seine Lehrer, und übertrug mir alle Stunden bei densel-

ben. Ich hatte es ihm versprochen, wenigstens bis Ostern hier zu bleiben. Mein Versprechen reute mich nach Erhaltung Deines Briefes; aber es war zu spät, und, liebe Seele, daß ich einem guten Manne Hoffnungen vereitle, die ich ihm gemacht habe, das wolltest Du doch wohl selbst nicht.

Uebrigens behaupte ich meine Unabhängigkeit; gebe meine Stunden, und bekümmere mich weiter um nichts. Man belohnt mich mit Zutrauen, und Achtung; und alle Möglichkeit dies zu verlieren, verhüte ich durch die Entfernung, in der ich mich halte. Zum Glück habe ich mit sehr guten Knaben zu thun, und Beschäftigungen mit denselben, die über die Anfangsgründe längst hinaus sind.

Achel's Brief hat mir viele Freude gemacht. Nach Deiner Liebe, deren Werth mir ohne alle Vergleichung groß ist, ist die Freundschaft dieses trefflichen jungen Mannes der erste Schatz, den ich aus Zürich mitgebracht habe, und wohl mir! daß er von einem Charakter ist, sie nicht untergehen zu lassen. Schreib ihm immer, gute Seele; die Freundschaft braver Leute ist uns Ehre. B., ersehe ich aus Achel's Briefe, hat sich auch gegen ihn herzlich schlecht betragen. Ist es Dir nicht anderwärts her bekannt, so muß das unter uns bleiben. Daß doch Schwäche so leicht in Schlechtigkeit ausartet! — Escher dauert mich sehr. Ich habe ihm geschrieben. Gern hätte ich ihm einen längern Brief geschrieben, um vielleicht etwas zu seiner Beruhigung beizutragen: aber bei seinem Charakter würde man vielleicht durch Berührung mancher Punkte, z. B. des Sterbens, nur Uebel ärger machen. Sein Trost würde die Kantische Philosophie seyn. Ich habe ihm ge-

schrieben, was sie auf mich gewirkt hat: aber wird er Kraft — ach! wird er Zeit haben sie zu studiren? Gott gebe, daß ihn mein Brief noch am Leben antreffe! Eine Zeile von ihm würde mir sehr theuer seyn; da ich ihrer wahrscheinlich nicht viele mehr zu erwarten habe. — Ich habe hier in Sachsen einen Freund, Weißhuhn, (aber ich habe ihn seit 2½ Jahre nicht gesehen, denn er ist seit dem auf dem Lande) der in der frühesten Jugend an Kenntnissen und Verstand Männer übertraf; seit geraumer Zeit eine sehr edle moralische Denkungsart angenommen zu haben scheint; aber schon seit mehreren Jahren eine vielleicht unwiederbringlich zerrüttete Gesundheit hat, — den ich auch vielleicht nicht wieder sehe. Das ist Menschen = Schicksal! Laß uns hinaus sehen über das Grab hinüber!

Grüße Deinen herrlichen Vater, Deine Liebe, die Freundschaft von Leuten, wie Dein Vater ist; — womit verdiente ich dies Glück? Wie viel habe ich noch zu thun, um desselben würdig zu werden!

Lebe wohl. Gott erhalte Dich

Deinem F.

\* \* \*

Leipzig, den 6ten Dezember, 1790.

— — Ich denke, wenn bei Dir die Umstände so bleiben, zu Anfange des Aprils künftigen Jahres die Reise zu Dir, dem Inbegriffe alles Glücks, auf welches ich auf der Erde noch Anspruch mache, anzutreten: denn keine Veränderung in meinen Umständen soll mich daran verhindern. Schon jetzt ist es mir Erholung von aller Arbeit, mich an Deine Seite hinzuträumen: ich genieße dann die frohesten Stunden, die ich in meiner gegenwärtigen Lage genießen

kann; und auch jetzt will ich mich mit Dir über diesen meinen Lieblingstraum, dessen freudige Erfüllung mir so nahe bevorsteht, unterhalten. — Das Unangenehmste zuerst!

Wie werden die Züricher wohl meine Erscheinung in Zürich, und meine Erscheinung, als Dein Geliebter, aufnehmen? Denn eben erhalte ich einen Brief von Herrn Ott, der durch Herrn Fäsi von der bloß unbestimmten Aeußerung, daß ich wohl wieder in die Schweiz kommen dürste, die ich gegen den letztern that, gehört hat. Dieser schreibt, es werde sie alle freuen, u. s. w. Möchte ich davon nur recht gewiß seyn! Möchte ich nur recht überzeugt seyn, daß — nicht für mich (ich kann dies allenfalls tragen), sondern daß für Dich keine Unannehmlichkeiten daraus entstehen! Dies zu ertragen, wäre ich vielleicht zu schwach! Möchte ich ferner recht gewiß seyn, daß ich Niemanden in Deiner Familie Anlaß zum Mißvergnügen gebe! Für diejenigen Glieder zwar, die ich kenne, bürgt mir ihre gemeinschaftliche Liebe gegen Dich. Mir ist eingefallen, ob es vielleicht um der Leute willen besser sey, vor's erste, bis Jeder männiglich wieder an mein Gesicht gewöhnt wäre, die wahre Absicht meiner Rückkehr nach Zürich zu verbergen, und bloß den Schein anzunehmen, als ob ich mich etwa noch ein Jahr in der Schweiz aufhalten wollte, zu meinem Aufenthalte vorzüglich das Haus Deines Vaters wegen seiner ehemaligen Freundschaft für mich gewählt habe u. s. w., und dann bei diesem Aufenthalte mir Deine unschätzbare Liebe, deren überzeugter Besitz schon jetzt mein Glück ist, mir allmählig erwürbe? — Doch, was Sorge ich dafür, als ob ich Deine praktische Weisheit nicht kenne;

nicht überzeugt wäre, daß Du dies Alles am besten beurtheilen könntest; nicht wüßte, daß ich meine Schicksale ruhig Deiner Hand übergeben könnte? Es fiel mir nur, wegen der Idee, die ich einmal von den Zürichern habe, ein, daß man nöthig hat, sich mit ihnen vorzusehen: und ob ich gleich keinen Beruf zu haben glaube, meine wahre Lage jedem Ersten zu entdecken; so stimmt es doch auch mit meinen Grundsätzen nicht ganz überein, Jemanden Etwas über dieselbe glauben zu machen, das nicht ist. Jedoch, was sage ich auch dies? Dir guten, religiösen, gewissenhaften Seele kann ich ja auch diese Sorge so sicher, und sicherer, als mir, übertragen.

Wegen meiner Lebensart habe ich den Plan. So lange wir in Zürich sind, — und Gott erhalte Deinen guten herrlichen Vater lange! — denke ich mich als Schriftsteller zu beschäftigen. Kommt Etwas nebenbei von Stunden, so würde ich es zwar nicht abweisen; ich weiß aber, daß das in Zürich bei Einem, der, wie ich, gar nicht Neues, noch nie Gehörtes zu lehren, Profession macht, seine Schwierigkeiten hat, und also nicht darauf zu rechnen ist. Aber auch auf das erste Metier — was ist darauf zu rechnen? Ich weiß es; und bin im Voraus beschämt, daß ich den Aufwand, statt ihn zu erleichtern, vielleicht vergrößern werde. — In Absicht der Zukunft bleibt mir wegen Unterschied der Religion — von welchem zu befürchten ist, daß er Andern wichtiger seyn könnte, als er mir ist — und noch mehr wegen der egoistischen Verfassung der Schweiz, Nichts übrig, als das Württembergische, oder Marggräflisch Badische. In Absicht des erstern ist mir die Nachricht von Herrn Lavater sehr lieb gewesen. Der

jetzige Herzog von M ö m p e l g a r d ist Erbfolger des jetzigen Herzogs von Württemberg. Lavater würde mir also in Absicht einer geistlichen Stelle im Württembergischen dienen können: aber ob er wollen wird, davon bin ich nicht ebenso überzeugt. Suche die Freundschaft dieses Hauses zu erhalten. Im Fall es durch diesen Weg nicht ginge, bliebe mir die academische Laufbahn, etwa in Tübingen, übrig; wie wohl ich gegen das Letztere, theils um der Sache selbst willen, theils wegen des Orts einige Abneigung habe. In Absicht des Marggrafen von Baden könnte mir vielleicht Klopstock helfen, wenn ihm Gott sein Leben fristet. Aber würdest Du mir auch gern außerhalb Zürich folgen? Doch ich hätte diese Plane gar nicht gemacht, wenn ich nicht zu entdecken geglaubt hätte, — daß Dich Nichts an Zürich bindet, als Dein guter Vater.

Der Vorschlag, meine jetzigen Lehrlinge mit nach Zürich zu bringen, und Deine liebenswürdigen Anerbietungen in diesem Falle sind Deines Geistes und Deines Herzens gleich würdig. Ich sehe die vielen Vortheile, die in so manchem Betracht daraus herfließen würden; und dann würde auch ein Wunsch, der nach dem, Dich zu besitzen, einer meiner ersten ist, der, mich besonders von einem der Knaben nicht zu trennen, erfüllt. Und doch getraue ich mich kaum den Vorschlag dem Vater zu thun; so sicher bin ich, daß er abgewiesen wird. In Absicht der beiden ältern Knaben, welche schon künftiges Jahr im Comptoir des Vaters angestellt werden sollen, findet er gar nicht statt. Der kleinere aber, der zum Studiren bestimmt ist, und der mir unendlich lieb ist, ist es wahrscheinlich seinen Aeltern eben so sehr; und

die Trennung von ihm müßte ihnen wahrscheinlich eben so viel, und mehr kosten, als mir, da sie durch dieselbe nicht der ersten Glückseligkeit ihres Lebens entgegen gehen, wie ich es thue. Dieser Knabe verbindet mit einem Kopfe, der mich fähig macht, mit ihm, den ich vor drei Monaten bekam, ohne daß er einen griechischen Buchstaben kannte, jetzt den Homer zu lesen, eine liebenswürdige Bescheidenheit und Unschuld. Es thut mir sehr weh, wenn ich mir den Gedanken denke, daß er doch verdorben werden könne; ein Schicksal, von welchem unter einer Menge Leipziger Kinder nicht leicht Einer frei ist. Ueberdies ist der Vater gar nicht nach der neuen Mode, sondern piquirt sich, ohnerachtet er einer von der französischen Colonie ist, ein ächter Deutscher zu seyn; und dadurch wird er mir lieb; und er würde mir's noch mehr seyn, wenn sein Kaufmannsgeist sich nicht auch auf die Wissenschaften erstreckte, und wenn er nicht darauf auszugehen schiene, recht viel Ellen Gelehrsamkeit für seine Kinder um einen recht wohlfeilen Preis einzukaufen. Alle obigen Betrachtungen abgerechnet, würde ihm zwar nicht das Vermögen, aber der Wille fehlen, so viel auf seinen Sohn zu wenden.

— — Und so, theuerste Erwählte, gebe ich mich denn Dir feierlich hin, und weihe mich hiermit ein, Dein zu seyn. Dank Dir, daß Du mich nicht für unwerth hieltest, Dein Gefährte die Reise des Lebens hindurch zu werden. Ich habe viel übernommen, Dir einst Ersatz — Gott gebe spät — für den edelsten Vater, Dir Belohnung Deiner frühen Weisheit, Deiner kindlichen Liebe, Deiner behaupteten Unschuld, aller Deiner Tugenden zu werden: ich fühle beim

Gedanken der großen Pflichten, die ich hiermit übernehme, wie klein ich bin. Aber das Gefühl der Größe dieser Pflichten soll mich erheben: Deine Liebe, Deine nur zu vortheilhafte Meinung von mir wird meiner Unvollkommenheit vielleicht das leihen, was mir fehlt. Hienieden ist nicht das Land der Glückseligkeit; ich weiß es jetzt: es ist nur das Land der Mühe, und jede Freude, die uns wird, ist nur Stärkung auf eine folgende heißere Arbeit: Hand in Hand wollen wir dieses Land durchwandern, uns zurufen, uns stärken, uns unsere Kraft mittheilen, bis unsere Geister — o möchten sie es vereint! emporschweben zu den ewigen Hütten des Friedens. — Ich stehe jetzt im Geist an der wichtigsten Begebenheit meines irdischen Lebens, an der, die es in zwei sehr verschiedene Theile theilet, und bewundere die unsichtbare Hand, die mich durch den erstern gefährlichen Theil, durch das Land der Verwirrungen leitete. Wie schon längst hatte ich Verzicht gethan auf eine Gefährtin, wie Du bist, in welcher männliche Erhabenheit des Geistes mit weiblicher Zärtlichkeit sich vereinigte! Hätte mich abfinden lassen durch eine Zierpuppe Deines Geschlechts. Jenes Wesen war gütiger gegen mich, als ich's, im Gefühl meiner Unwürdigkeit, zu wünschen, oder zu bitten wagte: Es führte mir Dich zu. Jenes Wesen muß noch mehr für mich thun wollen. Wir werden, o Theuerste, einst wieder so an der Scheidewand stehen, die unser ganzes Leben in ein irdisches und in ein geistiges theilet: dann werden wir auch den letztern Theil des erstern, den wir gemeinschaftlich durchzuwandern denken, übersehen, wie wir jetzt den erstern Theil desselben übersehen können: und gewiß, wir werden dann eben die Weis-

heit bewundern, die wir jetzt bewundern; nur mit erhabnern Empfindungen und mit hellern Einsichten. Ich liebe es, mich in diese Situation zu setzen.

Ueberhaupt denke ich jetzt über geistige Dinge um Vieles anders, als sonst. Ich habe die Schwachheit meines Verstandes in Dingen der Art nur seit Kurzem so gut kennen gelernt, daß ich ihm hierüber nicht gern mehr trauen mag; er mag sie bejahen oder verneinen. Ich habe seit meinem Aufenthalte in Leipzig wieder wunderbare Spuren der Vorsehung erfahren! — Unser Verstand ist so eben hinlänglich für die Geschäfte, die wir auf der Erde zu betreiben haben: mit der Geisterwelt kommen wir nur durch unser Gewissen in Verbindung. Zu einer Wohnung der Gottheit ist er zu enge: für diese ist nur unser Herz ein würdiges Haus. Das sicherste Mittel, sich von einem Leben nach dem Tode zu überzeugen, ist das, sein gegenwärtiges so zu führen, daß man es wünschen darf. Wer es fühlt, daß, wenn ein Gott ist, er gnädig auf ihn herabschauen müsse; den rühren keine Gründe gegen sein Daseyn, und er bedarf keiner dafür. Wer so viel für die Tugend aufgeopfert hat, daß er Entschädigungen in einem künftigen Leben zu erwarten hat; der beweist sich nicht, und glaubt nicht die Existenz eines solchen Lebens; er fühlt sie.

Bereint, holde Gesellinn für diese Spanne Leben, und für die Ewigkeiten, wollen wir uns in dieser Ueberzeugung nicht durch Gründe, sondern durch Handlungen bestärken.

Und dies bringt mich auf das Schicksal des armen Escher's. Ich kenne Etwas von seinem Charakter; ich glaube, daß Du in Deinem Urtheile über ihn

ihn nicht irrt, und ich würde für ihn zittern, wenn ich nicht an Gott glaubte. Es scheint, in dieser Welt war seine Bildung zu etwas Besserem unmöglich, und sein und unser Vater versetzt ihn in eine Sphäre, wo sie nicht unmöglich ist. Warum er es auf eine so schmerzliche Art thut, weiß ich nicht; aber er muß es wissen; denn ohne Grund hat er sie nicht gewählt. Seiner Mutter zu schreiben, habe ich jetzt, im eigentlichen Sinne des Wortes, keine Zeit: ich werde es aber mit dem nächsten Briefe an Dich thun, wenn Du glaubst, daß es ihr Freude macht. Muß ich doch die viel süßere Pflicht verabsäumen, Deinem Vater zu schreiben, und das aus eben dem Grunde, weil ich jetzt, vor Abgang der Post, keine Zeit mehr habe. Auch dies werde ich das nächste Mal thun. Für jetzt grüße ihn herzlich von mir, und versichere ihn meiner lebenslänglichen Verehrung und Dankbarkeit.

Deinem Porträte seh' ich mit Sehnsucht entgegen. Es wird mir das heiligste Unterpfand Deines Besizes seyn; bis ich Dich selbst haben werde.

Uebrigens, zärtliche Freundin, bitte ich Dich um unserer Liebe, um alles, was Dir theuer ist, willen, mache Dir keine Besorgnisse um meine Gesundheit, um zu überhäuftes Studiren, um Verdruß, und dergleichen. Ich bin sehr gesund, gehe fleißig spazieren, studire, leider! nur sehr mäßig, und ein großer Theil meiner Geschäfte ist so ziemlich mechanisch. Die Nächte nehme ich seit einiger Zeit nicht mehr zum Studiren, sondern arbeite lieber früh bei Lichte. Verdrießen lasse ich mich nichts, weil ich mit Leuten zu thun habe, die nach meinen Begriffen der Zurechnung nicht fähig sind.

Lebe wohl, theure Geliebte, und glaube, daß ich  
ewig bin der Deine.

\* \* \*

Leipzig, den 27sten Dezember, 1790.

Mein ganzes Herz dankt Dir, daß Du meine  
Bitte sobald erfülltest, mich sobald mit einem lieben  
zärtlichen Briefe erfreutest.

Meine Seele ist diese Feiertage über (noch heute  
habe ich einen) mehr bei Dir gewesen, als je. Ich  
habe sie ganz eigentlich der Ruhe und Erholung ge-  
widmet, deren ich freilich zuweilen bedarf. Und wo  
könnte ich sanfter ruhen, und mich besser erholen,  
als bei Dir? Ich habe mir Dich am ersten Feier-  
tage an Deiner liebenswürdigen, dem ewigen We-  
sen gewiß wohlgefälligen Andacht vergegenwärtiget,  
und mein Gebet mit dem Deinigen an die ewige  
Güte vereinigt, uns zu segnen — nicht mit den Güt-  
tern, die auf der Erde bleiben, sondern mit denen,  
die wir in das Reich der Geister mit hinübernehmen  
werden; auf uns gütig herabzusehen, und uns als  
vereinigte zu betrachten. Und gewiß, der Allgütige  
hat uns gesehen, und wird uns erhören! — In die  
Kirche, (Dir darf ich's sagen!) gehe ich hier wenig,  
oder nicht. Pflicht gegen Andere legt es mir in ei-  
ner Lage, in der kein Mensch meine Existenz bemerkt,  
nicht auf: und die Pflicht gegen mich selbst rath es  
mir eher ab. Es giebt keinen Prediger hier — außer  
einem, dem reformirten, dessen Besuch aber mit eini-  
ger gene verknüpft ist — den ich gern hören könnte;  
aber manche, deren Predigten mich mehr betrüben  
und fränken, als erbauen. Das Predigtwesen ist  
hier, was kein Mensch glauben sollte, der nicht Zeuge  
davon ist, schlecht bestellt. Aber den Sonntag der

Selbstprüfung und Andacht zu widmen ist mir heilige Pflicht, die ich nie unterlasse.

Die Maasregeln in Absicht meiner Erscheinung in Zürich überlasse ich Dir gänzlich: denn ich kenne Deine Klugheit und Deine Herzensgüte.

— Es thut mir leid, daß ich nicht zugleich mit dem Fuhrmann meine Schrift über die Kantische Kritik der Urtheilskraft mitschicken kann. Der Druck derselben ist durch mancherlei Ursachen, und besonders durch einen Freund, dem ich das Manuscript auf das Land schickte, und der es 6 Wochen zurück behielt, aufgehalten worden. Es wird also erst zur Oster-Messe im Publikum erscheinen. Der Druck aber soll noch vor meiner Abreise vollendet werden, und sobald es fertig ist, schicke ich's durch den Commissär der Gesnerischen Buchhandlung allhier nach Zürich. — Ich bin übrigens höchst unzufrieden mit diesem Schriftchen; und hätte ich nicht eine Menge Gründe, so würde ich es nicht publiciren. Das deutsche Publicum ist nicht so nachsichtig, als das Züricher. Ich befürchte auch für meine Absicht noch viel zu dunkel geblieben zu seyn.

Freilich werde ich die Frist, die ich durch Aufschiebung des Druckes erhalte, noch zum Besten desselben zu benutzen suchen. Aber wenn ich nicht fast genöthigt wäre, ich gäbe es nicht heraus. Aber theils möchte ich nicht anders, denn als angehender Schriftsteller in Zürich erscheinen; theils möchte ich auch noch vor meiner Abreise mit hiesigen Buchhändlern in Verbindung kommen. Den Anfänger bezahlen sie vielleicht schlechter, den bekannten Schriftsteller aber besser. So ist es z. B. Nichts bezahlt, wenn Hesen ein Louisd'or bezahlt wird. Salzmann, der

vielleicht wenig mehr gelesen wird, als Hefß, bekommt ihrer viere. — Inzwischen ist weder das Erste noch das Zweite, weder jetzt noch je von mir zu verlangen. Nichts wird schlechter bezahlt, als Sachen, die für Gelehrte geschrieben, und eigentlich wissenschaftlich sind. — In Zürich verspreche ich meiner Schrift gerade die schlechteste Aufnahme. Keiner unter den dasigen Gelehrten war, wenigstens zu meiner Zeit, mit der Kantischen Philosophie auch nur durch's Hörensagen bekannt; und sie scheint mir auch allerdings nicht für ihre übrigens in anderer Art trefflichen Köpfe zu seyn.

Der Tod des armen Escher betrübt mich, weil ich in ihm einen Mann verliere, auf dessen Umgang ich mich herzlich freute; und freut mich, weil ich ihn nun von aller Noth erlöset weiß. Sein Geist wird jetzt in bessern Regionen zu Einsichten kommen, die ihm hier fehlten, und sein Herz wird sich der Empfindung des Edlen, und der Liebe öffnen; — dort, wo Alles liebt! — Seiner Mutter kann ich jetzt nicht füglich schreiben, weil ich erst Deinen Rath hören möchte, ob ich ihr etwas von meiner Ankunft nach Zürich schreiben soll oder nicht; eben so in der Absicht des Herrn Dtt. — Nichts zu schreiben ist unfreundschaftlich: etwas zu schreiben, vielleicht übereilt. Auch das hänge von Deinem Rathe ab.

Ich darf Dich nicht beschwören, theure Seele, mir Deine Liebe zu erhalten; mir Dein Andenken, Dein Gebet, Dein Herz zu schenken; ich fühle die süße Ueberzeugung, daß ich alles das besitze. Aber darum darf ich Dich bitten, ruhig zu seyn, Dich nicht zu kränken; sicher auf die Vorsehung zu rechnen.

Achelis habe ich vor 4 Wochen nach Bremen geschrieben; aber noch keine Antwort. Es ist möglich, daß er meinen Brief noch nicht gehabt hat, als er nach Z. schrieb. Ich freue mich über seine fortwauernde Freundschaft.

Sa wohl war dies Jahr, das Du, in dem Du diesen Brief liesest, vollendet haben mußt, wichtig für uns. Die Güte, die in demselben uns leitete, mache dasjenige, das wir im Begriffe sind anzutreten, uns segensvoll: denn unsere beiden Schicksale sind vereinigt, und wir können nichts abgesondert von ihr bitten, ohne es für uns beide zu bitten.

Lebe wohl, Gott segne Dich. Dein F.

\*

\*

\*

Leipzig, den 7ten Februar, 1791.

Thuerste Geliebte!

Erst seit einigen Tagen komme ich von meiner Reise nach Dresden zurück, wo ich mich einige Wochen aufgehalten habe. Dein zärtlicher Brief nebst dem theuren Einschlusse Deines besten Vaters ist während meiner Abwesenheit angekommen. — Obgleich ich den Auftrag hinterlassen hatte, mir alle Briefe an mich nach Dresden zu schicken, so ist doch eben der Deinige durch die Nachlässigkeit meiner Wirthin, die mir andere sehr unwichtige geschickt hat, liegen geblieben. Urtheile von meinem Schmerz, daß ich Dir, da ich weiß, wie sehr Dich, zärtliche Seele, ein ungewohntes langes Stillschweigen betrübt, erst jetzt antworten kann.

Dein geliebtes Bild habe ich ohngefähr 2 Wochen nach Anfange dieses Jahres erhalten. Es ist mein Begleiter auf meiner Reise gewesen; es ist

mein beständiger Gefährte. Ich habe die Rührung, die etwas Lebloses, das durch den Gedanken an den geliebten Gegenstand beseelt wird, gewährt, oft empfunden; ich habe sie bei Deinen Briefen, bei Allem, was durch Deine Hand geweiht ist, empfunden: aber nie habe ich geglaubt, daß etwas Lebloses einen solchen Werth für uns haben könnte, als ich es jetzt empfinde. — Dank sey Dir, Engels-Seele, für die Freuden, womit Du die Stunden der Trennung mir versüßest!

— — So angenehm sich mir die Zukunft in Deinem Besitze, theuerste Engels-Seele, zeigt; so erblicke ich doch von andern Seiten Aussichten, die weniger reizend sind. — „Die Beschäftigung in der Kantischen Philosophie ist eine undankbare Arbeit“ für den Geist wohl nicht; — jedoch die Urtheile, von denen Du redest, abgerechnet, welche mehr als oberflächlich sind, für litterarischen Ruhm und Interesse könnte sie es vor der Hand noch, wenn man keine academische Laufbahn laufen will, wohl seyn. Ich bin, wie mir's scheint, nahe daran, es sinnlich zu fühlen. — Ueberhaupt nur an Deiner Seite erwartet mich der Friede; oder er erwartet mich nirgends unter dem Monde. Doch! was theile ich Dir meine schlimme Laune mit!

Achelis hat mir auf einen Brief, der jetzt auf 14 bis 15 Wochen fort ist, nicht geantwortet. Ich kenne ihn zu gut, um daraus auf Erkaltung seiner Freundschaft zu schließen; aber artig ist es doch einmal nicht.

Leipzig, den 1sten März, 1791.

— — Mit Ende dieses Monats bin ich frei und entschlossen zu Dir abzureisen. Ich sehe nichts, das

mich abhalten könnte. Von meinen Aeltern erwarte ich zwar die Einwilligung noch: aber ich bin seit langer Zeit von ihrer Liebe, fast darf ich sagen, von ihrer déference in meinen Willen so überzeugt, daß ich von ihrer Seite keine Hindernisse erwarte. Gebe Gott, daß nicht ein anderer Umstand meine Abreise verzögere. Es ahnet mir leider! so etwas; ob ich es gleich bis jetzt nicht glaube. — Es hatte sich nämlich ein Niederträchtiger unterstanden, das Publicum mit einem erdichteten Unglücksfalle zu täuschen, um von wohlthätigen Herzen eine Collecte zu sammeln. Auch mir kam der Aufsatz zu: ich interessirte mich nicht ohne Wärme und Glück für ihn. Da aber einige Umstände dabei mir verdächtig schienen, so nahm ich mir die Freiheit die Sache zu untersuchen; und entdeckte bald die frechste und unverschämteste Betrügerei. Ich machte sie, da der Betrüger sich überdies dem geistlichen Stande widmet, und von ihm in dieser Lage Alles zu befürchten ist, mit den überzeugendsten Beweisen belegt, durch die Zeitungen bekannt. Jetzt kündigt mein Gegner an, er habe die Sache gehörigen Orts angebracht; und ob mir gleich bis jetzt davon noch nichts bekannt worden, so konnte er doch die Frechheit gehabt haben, mich zu verklagen. Ohnerachtet ich nun in der Sache selbst Nichts wage, da meine Beweise in die Augen springend sind, so könnte man sich doch einfallen lassen, die Sache in die Länge zu ziehen; und mich dadurch, da ich ohne meine Ehre zu wagen, vor ausgemachter Sache Leipzig nicht verlassen kann, länger hier aufhalten. Wolle Gott nicht, daß ich für eine That, bei der ich mir der unsträflichsten Bewegungsgründe bewußt bin, so hart gestraft werde; und daß meine Besorgnisse

so ungegründet sind, wie sie es Jedermann schei-  
nen!

Mein armes Werkchen hat bis jetzt in der Wä-  
sche gelegen, und nun ist es in den Klauen der raub-  
gierigen Buchhändler. Ich bin, so sehr ich es hoffte,  
über diesen Punkt noch nicht in Richtigkeit. Der  
eine, an den ich empfohlen war, und mit dem ich  
sicher hoffte, des Handels Eins zu werden, hat mir  
eine so geringe Entschädigung meiner Mühe gebo-  
ten, daß es Schande gewesen wäre, sie anzunehmen.  
— Ich werde ja weiter sehen.

Es hat meinem Herzen innig wohl gethan, zu  
hören, daß es der guten Titot besser geht, und  
daß sie endlich Hoffnung hat, unter den Augen der  
Freundschaft den Rest ihrer mühseligen Tage zu ver-  
leben. Ich hoffe allerdings über Tübingen zu reisen,  
und sie, wie auch ihre ehrwürdige Beschützerin und  
Deine Freundin, Ule. Merklin, zu sehen. —  
Nach Z. habe ich Niemandem geschrieben, und werde  
an Niemand schreiben, bis Du mir es befehlst.

Und nun, theuerste Geliebte, zu Dir, nachdem  
ich kurz über Dinge hinweggeschlüpft bin, die nicht  
Du sind, und mich also nicht interessiren können. —  
Ist es wahr, oder ist es ein süßer Traum, daß ich  
dem einzigen, dem süßesten Glücke meines Lebens so  
nahe bin, die herrlichste Seele, die unter allen See-  
len für mich auserwählte und vom Schöpfer mir  
Bestimmte Seele zu besitzen; daß mein Glück, meine  
Ruhe, der Gegenstand ihrer Wünsche, ihrer Sorgen,  
ihres Gebets seyn wird? Könnte ich Dir doch meine  
Empfindungen so heiß hingießen, wie sie in diesem  
Augenblicke meine Brust durchströmen, und sie zu  
zerreißen drohen!

Nimm mich hin, theures Mädchen, mit allen meinen Fehlern. Es wird mir wohl, zu denken, daß ich mich einer Person gebe, der ich mich auch mit diesen Fehlern geben kann; die Weisheit und Muth genug hat, mich mit diesen Fehlern zu lieben; sie mir austilgen zu helfen, daß ich einst an ihrer Hand gereinigter vor Dem erscheine, der uns beide für einander schuf. Nie hat mich dies Gefühl meiner Fehler lebhafter durchdrungen, als seit Erhaltung Deines letzten Briefs, der mich an alle die Armseligkeiten erinnert, die ich Dir in meinem vorigen mag gesagt haben; der mich an die schwankende Gemüthsverfassung erinnert, in der ich ihn mag geschrieben haben. — O, was bin ich doch bis jetzt für ein Mensch gewesen! Man hat mir einigemal Festigkeit des Charakters nachgesagt; und ich bin eitel genug gewesen, dies für wahr anzunehmen. Welchem Umstande habe ich wohl diese Meinung zu verdanken, ich, der ich bis jetzt mich immer von den Umständen habe leiten, meine Seele die Farbe der Gegenstände habe annehmen lassen, die mich umgeben? Mit gewaltigen Ansprüchen an die Welt, die ich nicht würde haben behaupten können, verließ ich Zürich. Meine Hoffnungen scheiterten. Aus Verzweiflung mehr als Geschmack, warf ich mich in die Kantische Philosophie, und fand eine Ruhe, die ich wohl am meisten meiner guten Gesundheit und dem Schwunge meiner Phantasie zu verdanken hatte; täuschte mich wohl so sehr, daß ich die erhabenen Gesinnungen, die ich meinem Gedächtnisse einprägte, aus mir selbst als in mir einheimisch zu schöpfen glaubte. Die Umstände führten mich zu einer andern, das Herz weniger ausfüllenden Beschäftigung, die veränderte

Lebensweise, der Winter, der mir nie gut thut, ein Uebelbefinden, die Zerstreungen einer kleinen Reise konnten den so tief gewurzelten Frieden des großen Philosophen stören, und mich in eine so fürchterliche Mißlaunigkeit bringen! — Soll ich immer so wie eine Welle hin und her getrieben werden? Nimm Du mich hin, männlichere Seele, und fixire diese Unbeständigkeit!

Doch indem ich meine Unbeständigkeit anklage, wie glücklich bin ich, daß ich diese Klagen in ein Herz ausschütete, das sich und mich zu wohl kennt, um mich zu mißverstehen. Eine meiner Empfindungen kann ich von Unbeständigkeit aus nehmen. Ich darf es sagen: daß ich Dir nie auch nicht in Gedanken ungetreu gewesen bin; und es ist mir ein ruhrender Beweis Deiner edlen Denkungsart, daß Du, bei allen Deinen zärtlichen Besorgnissen um mich, nie etwas dem Aehnliches besorgt hast.

Den Tag meiner Abreise ganz bestimmt angeben, kann ich bis jetzt noch nicht, und werde es schwerlich eher können, bis ich abreise. Ich denke, daß es einer der ersten Tage des Aprils seyn wird. Ich werde ihn Dir vor meiner Abreise schreiben; so wie ich Dir auch von der Reise aus fleißig schreiben werde. Dein Rath, meinen Koffer an Deinen Vater zu adressiren, ist gut, und ich werde ihn wahrscheinlich befolgen.

Grüße ihn, diesen theuren Vater, und versichere ihn meiner ganzen kindlichen Zärtlichkeit. Auf ihn, auf Dich will ich alle die Empfindungen übertragen, die ich denen schuldig war, die ich hier verlasse.

In einer sehr sanften Rührung schließt diesen Brief ewig der Deine

F.

4.

Es bedarf nur noch weniger Züge, um das Bild seines Innern in dieser Epoche zu vollenden, die wir die entscheidende nennen müssen. Wir bemerken nämlich in den mitgetheilten Briefen, die einen Zeitraum von fast anderthalb Jahren umfassen, eine bedeutende Veränderung in ihm, an welcher das Verhältniß zu seiner Verlobten gewiß nicht ohne Einfluß war, die mit immer gleicher Liebe, treu, aber klarbewußt ihrer andern Pflichten, und einig mit sich selbst, neben dem Zielbewegten stand. Anfangs tritt mehr noch in ihm ein unbestimmter Drang hervor, überhaupt nur zu wirken nach Außen hin; und je höher die Sphäre des Lebens, desto glänzendere und kräftigere Wirksamkeit glaubt er sich zu erringen. Menschenkenntniß und Selbstbildung durch mannigfachen Umgang schien ihm daher vor Allem wichtig, weil es an dieser, wie er glaubte, bisher vorzüglich ihm gefehlt hätte. Aber wofür dies Alles, zu welchem höchsten und letzten Ziele? — Dies fehlte eben noch: die gewaltigen Kräfte, welche in ihm lagen, hatten noch nicht ihren rechten Mittelpunkt, das Bewußtseyn ihrer eigentlichen Bestimmung gefunden; und diese Klarheit über das innere Lebensziel, die allein erst die treibende Unruhe des Geistes beschwichtigt und entscheidet, so daß der Mensch von nun an weiß, was er soll und was er will, konnte ihm auch äußerlich erst die feste Richtung geben. Daher seine getheilten Vorsätze und wechselnden Pläne, wie sie sich noch bis zu seiner Rückkehr nach Leipzig zeigen. Aber keiner derselben gelang in dem Maße, um ihn ganz zu beschäftigen und zu erfüllen, während Alles, was sein Trieb nach Außen, seine höheren Ansprüche

an das Leben bekehrten, mißrieth. So wurde er immer mehr auf sich selbst zurückgewiesen, um da, in seinem Innern, den verworrenen Knoten zu lösen. Daß dies bei ihm nur durch theoretische Klarheit, durch deutliches Erfassen des ganzen Lebens aus Einem Principe möglich war, versteht sich; und so kam es denn immer wieder auf die philosophische oder sittlich religiöse Weltansicht an, die er sich erwerben würde. Zugleich war auch noch ein anderer, tieferer Zwiespalt auszugleichen. Wir haben auf seine frühere deterministische Freiheitstheorie hingewiesen, von welcher er auch in diesen Briefen, doch als von einer abgelegten spricht, und deren die folgenden noch ausführlicher erwähnen. Also auch in diesem Betracht war ihm bisher noch keine völlige, Geist und Gemüth versöhnende Klarheit geworden. — In dieser vielfachen Unsicherheit des Lebens, wie der Theorie, lernte er scheinbar durch Zufall, wie er erzählt, die Kantische Philosophie kennen; und hiermit entschied sich Alles in ihm und außer ihm: denn wie sie seinen Geist ergriff und zu Einigkeit und Klarheit brachte, so gelangte er durch sie auch über seinen äußern Beruf zur völligen Entschiedenheit. Er faßte sie von der würdigsten Seite, wie nur ein kräftiger Charakter sie ergreifen konnte, von der Seite ihres Moralprincips, aber hierin auch mit einer Strenge, wie sie fast noch von Keinem der bisherigen Anhänger war dargestellt worden. Das Bewußtseyn der absoluten Freiheit des Ich, das an seinem Willen die Macht der ganzen Welt sich brechen sieht, diese daher das Uranfängliche jeder wahrhaften That; an den Willen aber gerichtet ein absolutes Gebot, das nun allmächtig herrschend über jede

Neigung und Leidenschaft, völlige Einheit und Gleichmaß dem Gemüthe verleiht: — eine solche Theorie mit der Kraft ihrer sittlichen Weltansicht hatte als Lehre bisher ihm gefehlt, während sein Charakter halb unbewußt sich ihr zuneigte. Indem aber die Kantische Philosophie alle übrige vermeintliche Objektivität zur bloßen Erscheinung verflüchtigte, und so als einzig Reales eigentlich nur die Freiheit des Ich übrig ließ; so wurde gerade dieser Begriff von Fichte späterhin nicht nur zum Principe der Moral, sondern zum Mittelpunkte der ganzen theoretischen Philosophie gemacht.

Die in den folgenden Briefen erwähnte Schrift über die Kantische Philosophie sollte übrigens einen Auszug und eine erklärende Bearbeitung der Kantischen Kritik der Urtheilskraft enthalten, mit einer wissenschaftlichen Uebersicht des ganzen philosophischen Lehrgebäudes als Einleitung. Ein weitläufiges Manuscript, wobei der Verfasser bemerkt hat, daß es vom September 1790 bis zu Anfang des Jahres 1791 geschrieben und zum Drucke bestimmt sey, enthält ein großes, aber in der Mitte durch einzelne Lücken unterbrochenes Bruchstück, wie es etwa den ersten Theil jenes Werks hätte bilden können. Schon hier zeigt sich indeß eine umfassende, auf Einheit dringende Ansicht von der Kantischen Philosophie; er beabsichtigte nämlich in der Einleitung eine zusammenhängende Darstellung der ganzen Transcendentalphilosophie, wie sie Kant in den drei Kritiken nur abgesondert gegeben hatte. Sie beginnt nach Kant's Vorgange\*) mit einer Ein-

---

\*) Einleitung in die Kritik der Urtheilskr. S. XI.

theilung der gesammten Philosophie in die theoretische, als Natur-, und die praktische, als Moralphilosophie: dann erhebt sie die Frage, wie beide Theile zu verbinden seyen, und antwortet gleichfalls noch mit Kant, daß die Urtheilskraft das Vermittelnde sey zwischen dem Verstande und der praktischen Vernunft, daß die Transcendentalphilosophie demnach durch die drei Stufen des reinen Verstandes, der Urtheilskraft und der praktischen Vernunft sich hindurchzuentwickeln habe. (Vgl. Kant's Einl. S. LIII ff.). Die Frage aber nach der innern Einheit jener drei geschieden gefaßter Vermögen des Bewußtseyns, welche Kant kurz dadurch abgewiesen hatte, daß er behauptete, „sie ließen sich nicht ferner aus einem gemeinschaftlichen Grunde ableiten“ (S. XXII.), wird hier schon dahin bestimmt: daß zwischen denselben das innere Verhältniß gegenseitiger Bedingung angenommen werden müsse, wodurch also wie im Reime auf eine Theorie hingedeutet wird, welche das Bewußtseyn aus sich selbst zu konstruiren, seine allgemeine Entwicklung zu fassen versucht, wie dies späterhin in der Wissenschaftslehre geschehen ist. — Hier ist Styl und Terminologie fast ganz kantisch, wie auch noch in der spätern Schrift über die Kritik aller Offenbarung: nur an einzelnen Stellen, in mancher Erläuterung, mancher verkürzenden Wendung des Gedankenganges macht sich wie in den ersten schüchternen Regungen der selbstständigere Geist vernehmlich, der schon aus einzelnen Zügen der Einleitung hervorblickte. — Daß es nicht vollendet und gleich damals zum Druck befördert wurde, davon ist der Grund ohne Zweifel in der unerwarteten Wendung

seiner Schicksale zu suchen, das, wie wir sogleich vernehmen werden, statt des gehofften Glückes im Schooße der Ruhe, ihn neuen Stürmen dahingab.

Zugleich müssen wir an dieser Stelle noch eines andern kürzern Fragmentes erwähnen, das in die bezeichnete Epoche fällt, und das uns den Uebergang zu bilden scheint zwischen der frühern deterministischen Ansicht und der spätern Lehre des Kriticismus. So viel nämlich über den Zweck des Ganzen aus dem vorhandenen Bruchstück geurtheilt werden kann, sollte der unvermeidliche Zwiespalt zwischen Gemüth und Erkennen im Determinismus dargethan, und dadurch mittelbar auf die Enthaltung von aller Entscheidung über solche Fragen aus theoretischen Gründen hingewiesen werden, wie sie dem Kriticismus eigenthümlich ist. Da das Bruchstück kurz ist und manches Eigenthümliche enthält, haben wir uns nicht enthalten können, es im Anhange mitzutheilen.\*)

Endlich müssen wir hier noch die Briefe einschalten, welche, um diese Zeit geschrieben, besser als Alles von der philosophischen Umwandlung Rechenschaft geben, die sich damals in ihm gestaltete und die für sein inneres wie äußeres Leben von großer Wichtigkeit war. Der nachfolgende Brief besonders legt in dieser Beziehung eine Art von Glaubensbekenntniß ab.

\* \* \*

#### An Achelis in Bremen.

— — — Ich lebe seit ungefähr 4 bis 5 Monaten das glücklichste Leben in Leipzig, dessen ich mich

---

\*) S. die dritte Beilage. (Bd. II.)

in meinen ganzen Lebenstagen erinnere: und was das Befriedigendste ist, — ich verdanke keinem Menschen das mindeste Ingredienz dieses Glücks. Sie wissen, daß ich zuletzt in Zürich anfang, ein wenig zu kränkeln. Entweder war dies zum Theil Einbildung, oder die Schwerdt-Küche bekam mir nicht. Seit meiner Abreise von Zürich bin ich die Gesundheit selbst, und ich weiß dies Glück zu schätzen. Mein Aufenthalt in Zürich und noch mehr meine Reise hatten meine Phantasie auf eine unnatürliche Höhe gespannt. Ich kam mit einem Kopfe, der von großen Planen wimmelte, nach Leipzig. Alles scheiterte, und von so viel Seifenblasen blieb mir nicht der leichte Schaum übrig, aus welchem sie zusammengesetzt waren. Anfangs störte dies meine Seelenruhe wohl ein wenig; und es war halbe Verzweiflung, daß ich eine Partie ergriff, die ich schon längst hätte ergreifen sollen. Da ich das Außer mir nicht ändern konnte, so beschloß ich das In mir zu ändern. Ich warf mich in die Philosophie, und das zwar, wie sich versteht, in die Kantische. Hier fand ich das Gegenmittel für die wahre Quelle meines Uebels, und Freude genug obendrein. Der Einfluß, den diese Philosophie, besonders aber der moralische Theil derselben, der aber ohne Studium der Kritik der reinen Vernunft unverständlich bleibt, auf das ganze Denksystem eines Menschen hat, die Revolution, die durch sie besonders in meiner ganzen Denkungsart entstanden ist, ist unbegreiflich. Ihnen besonders bin ich das Geständniß schuldig, daß ich jetzt von ganzem Herzen an die Freiheit des Menschen glaube, und wohl einsehe, daß nur unter dieser Voraussetzung Pflicht, Tugend und überhaupt eine Moral

Moral möglich ist, eine Wahrheit, die ich auch sonst sehr wohl einsah, und auch Ihnen vielleicht eingestanden habe. Es ist mir ferner sehr einleuchtend, daß aus dem angenommenen Satze der Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen sehr schädliche Folgen für die Gesellschaft fließen, daß das Sittenverderben der sogenannten höhern Stände großen Theils aus dieser Quelle entsteht; und daß es ganz andere Gründe hat, als die Unschädlichkeit oder wohl gar Nützlichkeit dieses Satzes, wenn Jemand, der ihn annimmt, sich von diesem Verderben rein erhält. Sie leitete Ihr unverdorbenes sittliches Gefühl besser als mich mein Raisonnement; und — noch gestehe ich mir's — in Absicht auf das letztere ist es verzeihlich, hier zu fehlen; und eine Menge Anderer, die nicht fehlen, haben es nicht ihrem größeren Scharfsinne, sondern ihrer größeren Inkonsequenz zu verdanken. — Ich bin ferner sehr fest überzeugt, daß hienieden gar nicht das Land des Genusses, sondern das Land der Arbeit und Mühe ist, und daß jede Freude nichts weiter als Stärkung zu weiterer Mühe seyn soll: daß die Bereitung unseres Schicksals gar nicht, sondern bloß die Cultur unserer selbst von uns gefordert wird. Ich kümmerge mich daher um die Dinge, die außer mir sind, gar nicht, trachte nicht zu scheinen, sondern zu seyn; und diesen Ueberzeugungen danke ich denn die tiefe Seelenruhe, welche ich genieße. Meine äußerliche Lage ist völlig so, wie sie für eine solche Disposition seyn muß. Ich bin Niemandes Herr noch Knecht. Ausichten habe ich gar nicht; denn die ganze hiesige kirchliche Verfassung, so wie beinahe auch die Menschen, gefallen mir nicht. So lange ich meine jetzige Unabhängig-

feit behaupten kann, werde ich es um jeden Preis thun.

Sie fragen mich: ob ich Antheil an Journalen nehme? Nein; gar keinen. Es war Anfangs mein Plan, in die Bibliothek der schönen Wissenschaften zu arbeiten. Aber da ist Anarchie. Weiße heißt Redakteur; aber der Buchhändler ist's, und ich will, in Geschäften dieser Art, mit einem Buchhändler Nichts zu thun haben. Auch schickte ich meinen Aufsatz über Klopstock's Messias an B. für das deutsche Museum. Dieser schrieb mir zurück, er fürchte, der Dichter, der ihn seit Jahren mit seiner Freundschaft beehre, könnte es übel nehmen, wenn ein Aufsatz, der seinem Messias gefährlich werden könne, durch ihn in's Publikum komme, u. dgl. Es war mir sehr recht, denn schon hatte ich die Sünde bereut. Wenn ich Schriftsteller werde, so will ich es auf meine eigene Hand. Und dann — Schriftstellerei, als ein Handwerk ist für mich Nichts. Es ist unglaublich, wie viel Arbeit es mir kostet, Etwas zu Wege zu bringen, mit dem ich nur halb zufrieden bin. Je mehr ich schreibe, desto schwerer wird es mir. Ich sehe, daß mir das lebendige Feuer fehlt. Ich arbeite seit einiger Zeit an einem erklärenden Auszuge von Kant's Kritik der Urtheilskraft. Aber ich werde ihn wohl, wenn er ja erscheinen soll, ehe hundert Fabrikate mir in den Weg treten, noch halb roh in's Publikum werfen müssen. Erscheint das Kind, so sollen Sie es haben. — Wenn ich Zeit und Ruhe finde, so werde ich vor der Hand sie ganz der Kantischen Philosophie widmen. Seine Moral-Grundsätze, in popularem Vortrage, mit Kraft und Feuer dem Publikum an's Herz gelegt, wären viel-

leicht eine Wohlthat für die Welt. Ich hätte Lust mir dies Verdienst zu erwerben, besonders da ich zu einer Entschädigung, weil auch ich meines Orts nicht ermangelt habe, falsche Grundsätze zu verbreiten, es schuldig bin. Ueberdies ist seine Moral eines populären Vortrags fähig; aber das Geschäft erfordert Muße und Unabhängigkeit, und werde ich die haben?

Der arme Escher! Eben jetzt erhalte ich Briefe aus Zürich, die mir seinen Zustand sehr kläglich schildern. Ich habe ihm geschrieben; aber er kann schon längst nicht mehr lesen, und man hat ihm meinen Brief vorlesen müssen. Ich thue Verzicht darauf, noch eine Zeile von seiner Hand zu sehen; dafür will ich mir seine Idyllen im Helvetischen Kalender kommen lassen. Ich habe in Sax schöne Sachen bei ihm gesehen, und es geht mit ihm viel verloren. Aber schon sein Schicksal macht ihn merkwürdig, denn es ist schrecklich mit so viel Lust zum Leben bei lebendigem Leibe zu verweisen! Wenn ich nicht eine andere Welt glaubte, ich würde beben. —

Schreiben Sie mir bald, und eine ausführliche Schilderung Ihrer Lage: ich werde Sie immer in meinem Herzen lesen lassen, und es wird mir immer ein vortheilhaftes Zeugniß für dasselbe seyn, wenn ich es darf.

\* \* \*

An Weißhuhn. \*)

— Ich lebe in einer neuen Welt, seitdem ich die Kritik der praktischen Vernunft gelesen habe.

---

\*) Die vorhergehenden Briefe in der Reihe sind verloren gegangen, und auch von diesem theilen wir hier nur ein kleines Bruchstück mit, indem wir ihn vollständig

Sätze, von denen ich glaubte, sie seyen unumstößlich, sind mir umgestoßen; Dinge, von denen ich glaubte, sie könnten mir nie bewiesen werden, z. B. der Begriff einer absoluten Freiheit, der Pflicht u. s. w. sind mir bewiesen, und ich fühle mich darüber nur um so froher. Es ist unbegreiflich, welche Achtung für die Menschheit, welche Kraft uns dieses System giebt! Doch was sage ich das Ihnen, der Sie es längst werden empfunden haben, wie ich! Welch ein Segen für ein Zeitalter, in welchem die Moral von ihren Grundfesten aus zerstört, und der Begriff Pflicht in allen Wörterbüchern durchstrichen war: — denn — verzeihen Sie mir — ich überrede mich

---

der Brieffammlung einverleiben werden. — Weißhuhn selbst übrigens war einer der ältesten Schul- und Universitätsfreunde Fichte's, und wurde von diesem eben so sehr wegen seiner Talente, als wegen seines trefflichen Gemüths geliebt und geschätzt. Zudem verband beide noch inniger ihre gemeinschaftliche Liebe zur Spekulation und eine ähnliche Geistesrichtung; und selbst ein gleiches Schicksal war ihnen in ihrem Vaterlande beschieden: beide hinderte ihre freie, zu wenig verhüllte Denkart daran, zu einem kirchlichen Amte zu gelangen. Doch fand Weißhuhn Unterstützung bei seinem Vater, der Prediger zu Schönerwerda in Thüringen (?) war, zu welchem er zurückkehrte, und einige Jahre dort verlebte. Unterdeß war Fichte nach Jena berufen worden, und glaubte hier seinem Freunde eine anregende, seinen Talenten angemessene Thätigkeit bereiten zu können: er lud ihn ein, zu ihm zu kommen, um als Mitarbeiter am philosophischen Journal und an der Litteraturzeitung sich Auskommen und Ruf zu erwerben. Weißhuhn folgte der Einladung;

nicht, daß vor der Kantischen Kritik irgend Jemand, der seinen Verstand selbstständig zu brauchen wußte, anders gedacht hat, als ich, und ich erinnere mich Niemanden gefunden zu haben, der gegen mein System etwas Gründliches eingewendet hätte. Ehrliche Leute habe ich genug gefunden, die anders, nicht dachten, — das konnten sie überhaupt nicht, — sondern fühlten. So täuschte es mich durch die scheinbare Konsequenz, und so täuscht es vielleicht noch tausend.

Haben Sie die Kantische Kritik der Urtheilskraft schon gelesen? Es ist eine Aesthetik und Teleologie, von denen die erste, da Sie sich mit Untersuchung des Schönen beschäftigt haben, Sie doppelt

---

aber seine Gesundheit war schon durch vieljährige Kränklichkeit so zerrüttet, daß er seine Plane und Hoffnungen nicht erfüllt sah. Nach einigen Verwicklungen seiner äußern Lage nahm ihn Fichte in seinem Hause auf, wo er zum höchsten Bedauern seiner Freunde mitten in mancherlei litterarischen Entwürfen im Sommer des Jahres 1795 starb. Ein Theil seines philosophischen Nachlasses wurde im philosophischen Journale nach seinem Tode bekannt gemacht; früher hatte er schon eine Sammlung von Sinngedichten und eine Uebersetzung des Martial erscheinen lassen. Auch sind seine Briefe über Schulpforta nicht ganz unbekannt geblieben. — Was von Briefen an Fichte noch hat aufgefunden werden können, wird der 2te Band enthalten, durch welche der Frühverstorbene sich selbst ein würdiges Denkmal seines Charakters und seiner Gesinnung gesetzt hat. Auch Schiller und Göthe erwähnen seiner in ihrem Briefwechsel mit Achtung und Theilnahme.

interessiren wird; — evident, wie Alles von Kant, deutlicher und besser geschrieben, wie mir scheint, als seine vorigen Werke, und — besser gedruckt! Haben Sie seine Schrift gegen Eberhardt: „über eine ältere Kritik, die alle neue Kritik überflüssig machen soll“ — gelesen? Sie wirft viel Licht auf die Kritik d. r. V., und noch mehr über die Verdrehungen und hinterlistigen Wendungen Eberhardt's, und ist hier und da mit mehr Wiß geschrieben, als man von Kant hätte erwarten sollen. Er verspricht nun noch eine Metaphysik der Natur und eine Metaphysik der Sitten.

Ich habe mich jetzt ganz in die Kantische Philosophie geworfen: Anfangs aus Noth; ich gab eine Stunde über die Kritik der reinen Vernunft; nachher seit meiner Bekanntschaft mit der Kritik der praktischen Vernunft aus wahrem Geschmack. Ein gewisser Denker in Schlessien hat eine Darstellung der Kritik d. r. V., nebst kurzer Widerlegung der dagegen gemachten Einwürfe, geschrieben: es ist größten Theils ein Auszug, der mir indeß trefflich scheint; der mich aber im Grunde nicht freut, weil ich halb und halb Willens war, etwas Aehnliches zu thun. Eine Hauptursache von der Unverständlichkeit der Kritik scheinen mir die oftmaligen Wiederholungen und Digressionen, welche die Ideenreihe unterbrechen; und ich glaube, sie würde leichter seyn, wenn sie halb so dick wäre.

\* \* \*

An Ebendenselben.

— Seit einiger Zeit habe ich mich besonders mit dem Studium der Kritik der Urtheilskraft be-

schäftigt, und da sie mir ziemlich dunkel vorkam, so glaubte ich, sie könnte Andern leicht eben so vorkommen, und es würde kein ganz überflüssiges Werk seyn, sie etwas deutlicher zu machen. Bis hierher dachte ich vielleicht richtig: aber ob ich es seyn könnte, der sie deutlicher mache; dacht ich darin eben so richtig? Dies ist es, was ich von Ihnen erfahren will, und deshalb schicke ich Ihnen hier den Anfang des Manuscripts, d. h. Alles, womit ich aus dem Größten im Reinen bin. — Meine Absicht war, Wiederholungen abzuschneiden, die synthetische Methode, die Kant in Absicht des Ganzen unerreichbar durchführt, auch in die einzelinsten Theile desselben, wo er mir oft unordentlich zu seyn scheint, zu bringen; — was sehr dunkel ist, mit Andern, wenn auch nicht bessern, doch deutlichern Worten zu sagen, damit ein Leser, der zugleich des Kantischen Buches sich bedient, eine Sache von zwei Seiten sehen könne. Bei Stellen, die mir hell genug zu seyn schienen, habe ich möglichst den Kantischen Ausdruck beibehalten. Ob dies nicht ein Plagiat sey? Ich glaube nicht, wenn die Vorrede es ausdrücklich sagt, wie sie es sagen wird.

Die Einleitung schien mir das Dunkelste im Buche. Mühe habe ich mir freilich gegeben, Licht hinein zu bringen; aber wie es gelungen ist, weiß ich nicht. Hier und da bin ich von der Kantischen Vorstellungsart abgewichen, weil eine andere mir deutlicher zu seyn schien, die zu eben den Resultaten führt.

Hinterher scheint es mir, ich hätte besser gethan, bei der Anordnung der einzelnen Materien von Kant abzugehen: die Darstellung müßte an Deutlichkeit,

wäre es auch nur durch veränderte Gesichtspunkte, gewonnen haben; wenigstens hätte sie mehr das Ansehen eines wissenschaftlich verbundenen Ganzen äußerlich bekommen. Vielleicht, und wenn es nicht an Zeit gebricht, schicke ich einem Anhange eine kurze Darstellung der Kritik in einer andern Gedankenfolge nach.

Wegen des Styls muß ich erröthen — so holpricht, so voll von Tautologien und Wiederholungen derselben Worte ist er, so viel lange Perioden sind darin! Aber es ist schwerer, als man denkt, auch Kantische Ideen in einer fließenden Schreibart vorzutragen, und ich hatte mehr zu thun nicht Zeit. Ich habe so schon mehrere Paragraphen mehr als fünfmal umgearbeitet.

Meine Bitte dabei an Sie ist diese: Wollen Sie wohl das Manuscript durchsehen, und mir ihren freundschaftlichen Rath ertheilen, ob es so bleiben kann, oder ob es ganz umgeschmolzen werden muß?

Sollten Sie es nun, wie ich leider mehr wünsche, als hoffe, billigen, so — ich werde unverschämt, aber es ist Ihre Art nicht, ein gutes Werk halb zu thun; und wenn es dies nicht ist, sollen Sie es gar nicht thun! — Kurz, Sie merken, warum ich bitten will. Ich habe keinen Bekannten unter den hiesigen Buchhändlern und Gelehrten, und wenn ich ihn auch hätte, so wüßte ich doch Niemanden, von dem ich lieber in die Schriftstellerwelt eingeführt werden wollte, als von Ihnen. Könnten Sie mir wohl entweder dadurch, daß Sie selbst an einen Buchhändler schreiben, — verlegt Dyk wohl philosophische Sachen? — oder auch durch einen Brief an Heydenreich zu einem Verleger verhelfen?

Aber ich eile und wünschte, daß, wenn es irgend möglich wäre, das Buch mit künftiger Neujahrsmesse herauskäme; nämlich nur der erste Theil, enthaltend die ästhetische Urtheilskraft, während der zweite, enthaltend die teleologische Urtheilskraft, dann nach meinem Plane zu Ostern folgen sollte. Da müßte man freilich wenigstens mit Anfang künftigen Monats mit dem Verleger richtig seyn, damit dann der Druck sogleich angefangen werden könnte.

Ueber den Titel bin ich noch unentschieden. — „Versuch eines erklärenden Auszugs aus Kant's Kritik der Urtheilskraft“: was meinen Sie? Meinen Namen werde ich in jedem Falle darunter setzen.

Ueber eine Revolution in meinem Geiste habe ich Ihnen schon geschrieben, glaube ich. Ich denke so fort, und es erhält und befestigt mir meine Ruhe immer tiefer. Ich weiß nicht, was mir bevorsteht; aber ich mag es auch nicht wissen. Ich habe nur eine Sorge: mein Herz, und wo möglich meinen Geist in Ordnung zu bringen; ist auch letzteres nicht ganz möglich, wie es denn bei so heterogenen Beschäftigungen nicht möglich ist, nun wohl; so ist es nicht meine Schuld. \* \* \*

Um außerdem zugleich Rechenschaft davon zu geben, welch eine Richtung sein Geschmack, sein ästhetisches Urtheil um diese Zeit genommen habe, werde noch ein Brief an eine Dame, die sich mit schöner Litteratur, besonders der französischen, eifrig beschäftigte, im Auszuge hier mitgetheilt:

An Frau Kanzlerin von K.

— Ew. Gnaden rechnen auf einen Briefwechsel mit mir über schöne Litteratur! Aber ich lese so

wenig Neues, wenn ich es nicht etwa Amtshalber lesen muß. Und darf ich es gestehen? Es ist zwar bei mir noch nicht Zeit, das Vergangene zu loben und Tadler des Gegenwärtigen zu seyn, — aber es gefallen mir so wenige der neuern Produkte. Ich habe einige Lieblingsautoren, zuerst die Alten, wie sich versteht, unter den Franzosen Rousseau und Montaigne, unter den Deutschen Lessing, Wieland, Göthe in seinen neuern Arbeiten, — diese lese ich immer wieder und kann sie nicht genug lesen: und vielleicht sind diese es, die meinen Geschmack so einseitig machen. Damit will ich aber nicht behaupten, daß ich den Gedichten Bürger's, Bossen's, Stollberg's nicht einigen Geschmack abgewinnen könnte. Indes täuscht mich nicht die jugendliche Art, die da lieber zu hoffen als zu fürchten pflegt; so ist das goldene Zeitalter unserer Litteratur erst im Werden; und es wird dauerhaft seyn und vielleicht die glänzendsten Epochen aller andern Völker übertreffen. Was Lessing in den Litteraturbriefen und in der Dramaturgie austreute, fängt erst jetzt an Früchte zu tragen. Seine Grundsätze scheint man allmählig immer mehr anerkennen und zur Grundlage der Beurtheilung legen zu wollen; und für die Möglichkeit ihrer Ausführung ist Göthe's Iphigenie der stärkste Beweis. Es ist mir wahrscheinlich, daß der, welcher in seinem zwanzigsten Jahre die Räuber schrieb, über kurz oder lang eben diesen Weg betreten, und im vierzigsten unser Sophokles seyn werde. Die Uebersetzung des Homer und Virgil von Bosc, und des Sophokles von Stollberg wird uns von der Nachahmung der Franzosen, denen wir noch länger huldigen, als

wir es Wort haben wollen, und der Engländer, zu den einzigen wahren Mustern der ästhetischen Vollkommenheit zurückbringen. Durch eine gründlichere Philosophie, die schon anfängt zu siegen, werden auch unsere Grundsätze über die Kunst berichtigt werden; denn es scheint beinahe, daß der Deutsche der Theorie bedarf, ehe er Meisterwerke liefert. Auch der gros unseres Publikums, der doch wohl hergebrachter Maßen immer ein halbes Jahrhundert gegen seine bessern Köpfe zurück seyn muß, wird sich bessern, so wie die Produkte, die bisher seinem verdorbenen Geschmack schmeicheln, sich verlieren werden.

Ich würde das Schwert in der gelehrten Republik führen, sagen Sw. Gn.! — Noch sind die Gelehrten verschiedener Meinung, was das bewußte Instrument eigentlich sey. Kost nennt es einen Besen. Aber das ist eben Kost, und er redet mit Gottscheden, und redet im Namen des T... Horaz ist artiger, und meint, es sey ein Schleifstein. Dazu konnte er recht gute Ursachen haben: er war selbst Kritiker und konnte daher jenes Werkzeug nicht zu tief herabwürdigen wollen; aber er war auch Dichter, und so konnte er es nicht zu sehr erheben. Wie sollen es Leute meines Schlages nennen, die von den ersten nur so eine gewisse kleine Art, von den letzten gar Nichts sind? — Ich weiß sogar nicht, ob ich auch in dieser gewissen Art viel thun werde. Eine kritische Zeitschrift, woran ich ehemals einigen Antheil hatte, und jetzt größeren nehmen wollte, ist eingegangen, weil einige Mitarbeiter — nicht ich, bewahre mich der Himmel! — einige Wahrheiten gesagt haben, die sich nicht angenehm sagen, noch weniger hören ließen. Eine an-

dere, worin ich zuweilen Etwas liefern könnte, hat einen sehr eingeschränkten Plan; und wie mannigfaltig meine litterarischen Entwürfe immer seyn mögen, so wünsche ich lieber etwas Selbstständiges auszuführen, das an seinem Theile Stoff einer Kritik werden könne, als bloß fremde Arbeiten lobend oder tadelnd durchzumustern.

---

5.

Wir erinnern uns aus den oben mitgetheilten Briefen von Fichte an seine Verlobte, daß beide sich im Frühlinge 1791 zu verbinden gedachten, daß Fichte sogar schon die Zeit seiner Abreise nach Zürich bestimmt hatte. Er sollte dort in sorgenfreier Muße nur der Liebe und seinen schriftstellerischen Entwürfen leben: so hatte es seine edle Verlobte mit ihm bestimmt; und nur der Wunsch, auch nach Außen hin seine Pläne nicht aufgeben zu müssen, besonders aber auch, als Schriftsteller mit einiger Auszeichnung zurückkehren zu können, hatte bisher ihn noch abgehalten, das Dargebotene sogleich zu ergreifen.

Jetzt nach manchen vereitelten Planen eilte er mit Sehnsucht dahin: ja die häusliche Stille und sorgenlose Ruhe war ihm doppelt Bedürfnis geworden, weil er nur so seiner innern Entwicklung, seinen wissenschaftlichen Plänen ungestört sich weihen zu können hoffte. Da trat das Schicksal unerwartet zwischen alle diese Aussichten. Der Bankerott eines Hauses, dem Ra hn sein Vermögen anvertraut hatte, zog diesem nicht nur den empfindlichsten Verlust zu, sondern bedrohte ihn sogar in seinem Alter noch mit

den drückendsten Sorgen. Zum Glück wurde später ein Theil des Vermögens gerettet; aber für den Augenblick wenigstens mußten alle Pläne aufgegeben werden, die man auf den früheren mäßigen Wohlstand gründen zu können geglaubt hatte.

So schien das Geschick ihn von Neuem durch harte Entfagungen prüfen zu wollen. Gerade als sein Leben sich für immer und auf das Glückliche entscheiden sollte, sah er plötzlich alle Fäden um sich abgerissen. Für sich selbst freilich hatte er bald den Muth wieder gefunden; aber es bekümmerte ihn tief, seinen Lieben nicht helfen oder wenigstens in ihrer Nähe ihr Loos nicht mit ihnen theilen zu können. Er fand schon dadurch seine Existenz, wenn er sich entschließen konnte, in das längst aufgegebene Verhältniß eines Hauslehrers zurückzutreten. Schon lange indessen des wechselnden Hofmeisterlebens müde, das ihm bisher nicht einmal vergönnt hatte, die Erziehung eines Zöglings zu vollenden, wollte er jetzt nur noch eine Stelle bei einem erwachsenen Zöglinge annehmen, wo er dies eher hoffen konnte, und wo ihm nachher auch für die Zukunft Aussichten gewährt wurden. — Da erhielt er den Antrag, als Erzieher in das Haus des Grafen von P. zu Warschau einzutreten, und die Leitung des einzigen Sohnes zu Hause und später auf Reisen wie auf der Akademie zu übernehmen. In seiner Lage zögerte er nicht, die dargebotene Stelle anzunehmen, wiewohl sie ihn von seiner Verlobten noch weiter zu entfernen drohte, und er in seinen künftigen Verhältnissen Mancherlei sah, was seiner Neigung wie seiner bisherigen Lage unangemessen war. Zunächst aber meldete er seiner Verlobten diese Veränderung, damit sie auch in der

Ferne stets einverstanden bleibe mit seinen Entschlüssen und den Gründen dazu. Uebrigens bat er sie auch bei dem neuen Wechsel ihres Schicksals ruhig auszuharren, und auf seine unwandelbare Treue zu zählen.

Aber ungleich härter war unterdeß das Loos seiner Verlobten: denn auch ihrer hier zu gedenken, hält der Biograph für Pflicht! Ohne die Zerstreuung, welche neue Verhältnisse und mannigfache Wirksamkeit dem Manne so leicht gewähren, hatte sie zudem noch die doppelte Sorge für ihren Vater, wie den Verlobten, zu tragen. Jener war durch den Gram über wiederholtes Unglück in eine langwierige Krankheit gefallen, die mehrmals einen nahen und gewissen Tod drohte, und nur durch die ausdauernde Pflege der Tochter endlich gehoben wurde. Denken wir uns nun ihr Leben in jenen dunkeln Jahren, fast ohne jede erfreuende Hoffnung für die Zukunft, und in der Gegenwart mit dem härtesten Verluste bedrohet: so empfinden wir wohl, wie nur ein Gemüth voll höherer Ergebung dies überstehen konnte, und wie es oft größerer Kräfte bedarf, um still das Unvermeidliche zu tragen, als in rüstigem Kampfe gegen die Verhältnisse ihnen einen unerwarteten Vortheil abzugewinnen.

Bereits am 28ten April 1791 sehen wir Fichte Leipzig wieder verlassen, um von Neuem in der Fremde auf ungewissen Pfaden das Glück und die Ruhe zu suchen, die sein Vaterland ihm nicht gewähren zu wollen schien. Seine Kraft und sein Lebensmuth waren wieder völlig erwacht, und der Anfang eines Reisetagebuches, welches noch übrig ist, spricht

sogar eine Art von Freude darüber aus, sich in des Lebens Wechsel wieder frisch versuchen zu können. — Wir theilen hier Bruchstücke aus demselben mit, weniger, weil wir glaubten, daß die Begebenheiten der Reise merkwürdig oder die Gegenden, durch welche sie führte, unbekannt seyen, als weil uns gerade für Fichte der Beobachtungsgeist, der historische Sinn charakteristisch scheint, mit dem er im Einzelnen ein Allgemeines, im Zufälligen umfassendere Beziehungen unbefangen zu entdecken wußte.

— — „Am 8ten Mai reiste ich in Gesellschaft F — s von Dresden ab, über Pillnitz. Unterweges hatten wir wieder Debatten; — ich glaube, daß es im Ganzen Verdruß ist, meine Uebermacht über sich zu fühlen, die ihn so reizbar macht. Wir sahen Pillnitz — ein lebhaftes Bild davon ist mir in der Einbildungskraft geblieben — gingen über den Borsberg, in das Ruinenschloß. Auf dem Berge trennten wir uns: unsere Trennung war sehr komisch, wie sich wohl noch nie auch nur simple Bekannte getrennt haben. Nach seiner Entfernung erst sahe ich den eigentlichen Gipfel des Borsberges: eine Aussicht, die einzig ist, weniger durch ihre Weite, als durch ihre Mannigfaltigkeit. Nach Böhmen und Königstein zu eine wilde, rauhe Natur; vor den Füßen die anmuthigste Gegend, schöne Wiesen, Bäche, zerstreute Dörfer, in die man hinabspringen zu können meint; hinter sich nach Meissen zu in bläulicher Ferne die Gefilde des Rhäus. Meissen sieht man sehr deutlich, weiter aber nicht. — Von da aus verirrte ich mich in einer sehr interessanten Gegend: durch diese Verirrung gewann ich den prächtigen Anblick des Liebesthals. Die ganze Gegend ist völlig schweizerisch.

Ich näherte mich Elberstdorf,\*) und viele alte Erinnerungen gingen vor meiner Seele vorüber. Ich besuchte Madame H. — Welch ein Anblick, wenn man selbst indeß so viel erfahren hat, so weit fortgerückt ist, Leute zu finden, wo noch Alles ganz beim Alten ist, die Nichts interessirt, die Nichts begreifen! Man erkannte mich nicht mehr, wohl mit Recht! — Von da nach Dittersbach. Die Kinder erkannten mich sogleich; die Aeltern waren nicht da. Die älteste Tochter brachte mir ein Glas Bier. Ich trank nicht; ich war leider, wie man von einer so starken Fußreise ist, etwas verdrießlich. — Ich ging sogleich wieder ab, abermals durch die herrlichste Gegend, doch mit einem etwas anderen Charakter, nach Stolpen, wo ich im Hirsche (einem Gasthose, wo man den guten Willen, aber nicht die Mittel hat,) einkehrte, und an Pastor Fiedler und meinen Vater schrieb.“

„D. 9ten bei guter Tageszeit nach Bischofs-  
werda, im gewöhnlichen Gasthose, trank Thee, und  
schickte meinen Brief nach Rammennau. Sogleich  
erschien mein Bruder Gotthelf, die herzliche Seele,  
den ich schon den Tag vorher in Pillnitz gesucht  
hatte, gleich hernach Gottlob. Der Vater war  
nicht zu Hause gewesen; doch kam er bald nach: der  
gute, brave, herzliche Vater! Wie wohl thut mir  
stets sein Anblick, und sein Ton und sein Raisonne-  
ment! Mache mich, Gott, zu so einem guten, ehr-  
lichen, rechtschaffenen Manne, und nimm mir alle  
meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen!“ —

„Von

---

\*) Wo Fichte früher Hauslehrer gewesen war.

„Von Lauban aus, wo ich mich nicht aufhielt, durch eine erträgliche, aber nicht ausgezeichnete Gegend nach Reichenbach, — kleine, alte, schlechtgebaute Stadt. Hier zeigt sich zuerst die schlesisch-polnische Bauart, mit Gallerien vor den Häusern, und mit Bierkegeln, die besonders in Breslau häufig sind.

Den 15ten unter Regen und in dickem Nebel, mit langem Umherirren nach Königshain, ein außerordentlich schönes Dorf, das ganz zwischen Gebüsch, Felsstücken, Wassern liegt, und dessen Berge, die ich freilich nur beim Pastor \*\*\* im Kupferstiche sah, ganz schweizerisch scheinen. — Sonderbarer Charakter dieses Pastor, der Herrnhuter und Kantianer zugleich zu seyn vorgiebt, und seiner Frau. — Den 16ten über einen Berg mit einem Belvedere, wo Säulen zu geometrischen Vermessungen von Herrn von Gersdorf, diesem bekannten gelehrten Edelmann, der mit Herrn von Meyer die Schweiz zu Fuße durchreist hat, — errichtet sind. Von da über Cunerstorf — (auch in diesen Gegenden war die Bauernrevolution unter merkwürdigen Verhältnissen, wie ich auf Befragen erfuhr, ausgebrochen) — nach Görlitz; eine schöne, fruchtbare, lachende Gegend. — Görlitz, wo ich das heilige Grab vorbeiging, ist eine alte, unregelmäßige Stadt, doch mit einigen schönen Häusern: viel Aehnliches mit Baugen, bis auf die Gallerien vor den Häusern, die hier, besonders am Markte durchgängig sich finden. Conrektor Schwarz, — der mich erkannte — ein lebhafter, wohlgeordneter Geist, und ein treffliches Herz, wie es scheint. Den 17ten nach Löbau: Conrektor B., ein junger, lebendiger, doch nicht umfassender Kopf,

besucht; er hat noch manches Studentitiose. — Von da gleich nach Eische auf Schlesien zu. Man geht bis dicht an Raumburg am Queiß (die erste Schlesi- sche Stadt) durch angenehme Fluren, durch lange reiche Dörfer, mit großen weikkuppeligen Kirchen dahin. Jede Gegend hat in Sachsen einen eigenen Charakter für ihre Kirchthürme. Bei Leipzig und so überhaupt im größeren Theile des Sächsischen Mei- ßen's oben in einem spitzwinkligen Dreieck zulaufend, vermufft, übelaussehend. Von Dresden an besser, aber nicht ausgezeichnet. — Bei Görlitz bis Lauban oben mit einer langen Spitze, die wie eine Spieß- gerte gestaltet ist: von Löbau an die oben erwähnte Bauart mit gewölbten Kuppeln, die oft einen präch- tigen Anblick gewähren. — Woher dies? Der Grund mag zum Theil im Alter der Kirchen liegen, dann auch im Reichthum der Gegend, in dem, was sie für einen solchen Bau verwenden können; doch mag ge- wiß auch viel der Geschmack, die ursprüngliche Bil- dung der Gegend dazu beitragen, ein Gegenstand, dem weiter nachzuforschen interessant wäre). An der Raumburgischen Brücke steht die Sächsische Gränz- säule noch ehe man von der Sächsischen Seite über die Brücke ist. Die Preussische oder vielmehr ein bloßer Preussischer Meilenzeiger, mit dem Adler dar- über, steht eine große Strecke davon auf einer an- dern Straße, die man vor dem Eingange Raumburg's passirt. Raumburg ist von allen Seiten of- fen, gewährt aber wegen eines Klosters mit einem schöngebauten Thurme und andern Thürmen, unter andern auch einem hohen ausgebrannten, ein hüb- sches Ansehen. — Die gute, schlesische Ehrlichkeit: allgemeine Klagen über den Verfall aller Nahrung,

der Gewerbe, u. s. w. — Durch größtentheils Wald und schlechtere Dörfer, als die Sächsischen, indem sie schon sehr den polnischen gleichen, nach Bunzlau. Hier wird die Gegend am Bober hin wieder schöner, so auch die Dörfer. — Die Stadt selbst ist regelmäßig gebaut, die Häuser vielleicht weniger solid, wie in den Städten Sachsens, aber von schönerem Aussehen; die Straßen breit. — In den drei Kautenkränzen eingekehrt. Die Tochter des Wirths recht hübsch, in der so vortheilhaften schlesischen Tracht mit der schwarzen Sammet-Schneppe um den Kopf; — gutherzig, doch nicht zuvorkommend höflich, — wenig Delicatesse: — der ganze schlesische Charakter, wie ich ihn mir denke. Doch war sie in Verlegenheit, da saure Gurken da waren, die man mir nicht hatte geben wollen. Rolle, die die Juden hier spielen: Gesinnung des Wirthes gegen jene, gegen mich, — Alles nicht, wie es in Sachsen gewesen seyn würde.

Den 18ten war Betttag: aber in ganz Bunzlau wurde keine Glocke gehört, welches Recht die evangelischen Schlesier in diesem Theile Schlesiens, außer Liegnitz, noch nicht haben! Ich ging bis nach Gnadenberg, \*) ein schöner, nach Art aller Herrnhutischen Colonien gebauter Ort, hörte da eine elende Predigt (z. B. alle Summen der Welt können nicht eine Seele bezahlen; welch eine Kostbarkeit muß mithin das Blut Jesu seyn &c. — In diesem Tone das Ganze; die Stimme krächzend; dabei keine Wärme, wie doch sonst die Prediger in den Brüdergemeinen haben.) — Charakter eines Gnadenberger

\*) Gnadenfrei.

*Gnadenberg ganz nach Bunzlau.*

Bruders, der ein Stück mit mir ging, leutescheu, zurückhaltend, u. s. w.; und doch war es ein Schlesier. — Den 20<sup>ten</sup> nach Neumarkt zu: ein schlesischer Rundkopf von Wirth sagt mir, da ich ein Gesicht über sein Bier mache: O, es schmeckt doch gut; es ist so recht süß und sauer unter einander! — Ein Anderer sagt mir, da ich nach gutem Weine frage: Er wolle mir ein Glas geben, wie ich es in meinem Leben nicht getrunken hätte, u. dgl. Ihr ganzer Charakter frei, ohne grob zu seyn, zutraulich, scherzhaft, ohne Beleidigung. — So besorgt mir die Kaufmannsfrau, bei der ich hier Wein trinke, eine Wäscherin, schickt deshalb weit herum, recommandirt mir ein Logis, u. s. w. Man denke hier an einen Polnisch-Deutschen: welch ein Abstand! Die Wirthinn selbst erzählt mir ihre ganze Geschichte, bedient mich so ehrlich, so treuherzig, ist wohlfeil und recommandirt mir einen wohlfeilen Ort in Breslau: — das Alles war nicht delicat; aber es war treuherzig und bieder. — Hat vielleicht der Schlesier die Tugenden des Sachsen und des Polen, zwischen denen er liegt, ohne seine Fehler?

Den 21<sup>ten</sup> nach Breslau. Die Stadt ist weit größer als Leipzig, hat schöne Marktplätze, prächtige Palläste, wenig schlechte Häuser: doch ist das Innere der Häuser altfränkisch und übel eingerichtet. Der Salzring (ein Markt heißt hier Ring — z. B. der Kornring). — Der Charakter der Einwohner läßt eine gutherzige Einfalt durch die großstädtischen Sitten doch noch hindurchblicken. Der Breslauer Bürger artig und dienstfertig gegen die Fremden; der Elegant sehr artig, dabei nicht neugierig und zudringlich. Vieler und hoher Adel; prächtiges Mili-

tär; eine glänzende Wachparade, eine Frequenz derselben, wie ich sie selbst hier in Königsberg nicht gefunden habe. — Die Gegend um Breslau sieht zuerst aus, wie die um Königsberg: Weidenalleen (die ich häufig im Preussischen fand), viel Niederungen, mithin auch Dämme, mithin viel Grünes, viel Lustwälder: so ist das Dorf Morgenau bei Breslau ein einziger zusammenhängender Lustwald, und die Promenade dahin, über den Weidendamm, für eine platte Gegend wirklich schön.

Am 23<sup>ten</sup> ging ich in des Prinzen von Hohenlohe Garten in Scheidenicht. Ueberall blickt Armslichkeit hervor; Statuen von Holz, aus denen man auch wirklich Stücke herauschneidet, und durchaus auch sehr hölzern gearbeitet: so unter andern eine sehr steife von Friedrich dem Zweiten: Eisenketten von Weiden geflochten, die man zerreißt, u. s. w. Der Garten selbst ist voll Schnickschnack; man ist mehr in einer Sammlung elender Büsten, als in einem Garten; doch ist das Wäldchen dabei sehr schön. — Ein häßlicher Zug im Charakter der Breslauer: sie zerrissen diesem guten Prinzen, der Nichts vor ihnen verschließt, die Marmortische, zerschneiden seine Statuen, zerreißen die Ketten, u. s. w.

Am 25<sup>ten</sup> gleich nach meiner Rückkehr von Hohenlohe's Garten in die Stadt brach das verrufene entsetzliche Feuer aus. Ich eilte auf Adolph's Kaffeehaus, wo Alles zitterte, aber wie immer in der Noth, unschlüssig zauderte, wo es nach einem festen Plane zu helfen galt. Es wurde bald entsetzlich: ich ging an der Oder hinunter, wo ich das Feuer über den Fluß greifen und in Kurzem 3 große Häuser und ein kleines verzehren sah. Endlich durch

die Soldaten mit der ungeheuern Menge von Zuschauern verjagt, ging ich hinweg. Der Lärm dauerte die Nacht hindurch. Ich ging um 3 Uhr früh wieder hin, wo ich die furchtbarste Verwüstung und den Thurm der Sandkirche niederbrennen sah. Bald darauf verließ ich die Stadt. — Ueber Breslau hinaus verändert sich die Gegend; kleine Berge umgeben den Horizont, hinter welchen höhere sich amphitheatralisch erheben. Der Boden wird lehmiger und fester; ist aber eben so wenig bebaut. Das Volk ungebildeter, seine Sprache rauher; (Bausch statt Busch, Hauf statt Hof, u. dgl.) Eine ungeheuere Menge Windmühlen in der Gegend von Strehlen, ein Zeichen, daß ich mich der wasserlosen Ebene näherte; auch in Polen sind sie häufig.

Den 29ten gegen Mittag bis Gostin, die erste bedeutende polnische Stadt, geschmückt mit einem herrlichen Dome einer Kuppelkirche, und für eine polnische Stadt wohl gebaut. Hier das Gemälde einer solchen!

Die Gassen sind geräumig, weit, nicht ganz schlecht gepflastert; aber sie liegen voll Stroh, Unrath, u. dgl. Die Häuser sind alle von Holz, nicht angestrichen in dieser Gegend, weiterhin auf eine buntscheckige, abgeschmackte Art bepinselt. Die Dächer von Schindeln; auf dem Lande, wie schon in Schlessen, von Rohr. — Der Markt ist der Sammelplatz alles Mistes. Hier sind Gallerien vor den Häusern, wo man Lebensmittel, Brod, Käse, gekochte Fische, Semmeln (die alle schwarz, krümlicht und schlecht sind) feil hat. In der Mitte desselben steht ein hölzernes, viereckiges Ding, mit einem Thurme von eben der Materie, eben der Farbe, Rathhaus

genannt. Meistens alle Städte wimmeln von Juden. — Dies ist das Bild aller, also auch von Gostin. Nur ist diese von ansehnlicher Größe: die Evangelischen wohnen abgesondert in der Nähe des Doms.

Ich trat in das erste Wirthshaus. — Kein Mensch verstand ein Wort Deutsch, aber Alles war sehr höflich. Endlich kam ein deutsch gekleideter, gewesener Feldscheer unter der Russischen Armee, ein Tölpel und Grobian, der mir indeß zum Dolmetscher diente. Er begleitete mich über den Markt, der von Menschen wimmelte, und verkündete Jedem, wer ich sey. Man sah mich an, wie ein seltenes Thier, schien aber Mitleid mit mir zu haben, als man hörte, daß ich um Pferde zu erhalten in Verlegenheit sey. — Endlich kam ich in einen Gasthof außer der Stadt, wo ich Deutsche erwartete. Hier zermartete sich der Wirth, umarmte mich, legte seinen Kopf an meine Brust, machte Wendungen, wie eine schmeichelnde Kaze, um mir begreiflich zu machen, daß er mir nicht, was ich verlangte, Pferde, verschaffen könne. Alle Polen, die ich hier sah, so umständlich höflich, so tendre, so unterwürfig gegen die Deutschen! Diese dagegen trotzig, anmaßend, wie überall die Sieger gegen die Besiegten! Nur zeigt es lange Knechtschaft und Unterdrückung, daß jene sich so rasch in dies Verhältniß hineingefunden haben.

Am 31sten kamen wir nach Pieters, wo ich das erste polnische Militär sah; es war Nationalreiterei. Lange, rothe, weite Hosen, an der Seite mit weißen Borten besetzt. Ein blaues Collet mit rothem Aufschlage. Abgeschnittene Haare, die sie sehr lang und schwarz haben. Eine schwarzgebräunte

Mütze mit viereckigtem Deckel. Ein langer Säbel mit eiserner Scheide; so ist Kleidung und Bewaffnung. Sie selbst meistens schöne, wohlgewachsene Leute, mit schwarzen Augen, ihre Züge mit einem Anfluge von Orientalismus; und doch Welch ein Unterschied zwischen ihren und Judengesichtern! Sie stammen freilich aus dem nördlichen Asien; diese aus dem südlichen: aber sollte nicht diese Gesichtsvergleichung im Großen durchgeführt über die Völkerorigines und ihre Verwandtschaft Licht geben können? — Es war Landgericht in jener Stadt; ein außerordentliches Gericht, wie es schien, wo die Streitigkeiten der Edelleute entschieden werden. Ich sah deren Einen im ersten Hause, wo ich einkehrte. Er war sehr höflich, sprach viel lateinisch mit mir, deutsch konnte er nicht viel, französisch gar nicht. Der polnische gemeinere Adel kann das letztere in der Regel nicht, so wie der vornehmere wenig vom erstern. Er trug eine anständige polnische Kleidung; aber daß es z. B. gut seyn könnte, seine Stiefel zu putzen, fiel ihm erst ein, da ich's that. In der Geschichte seines Vaterlandes war er schlecht unterrichtet. — Nicht lange, so tritt ein Ex-Jesuit herein, und redet mit dem Wirth lateinisch. Ich mische mich in die Unterredung. Der Wirth, Kowalsky hieß er, geräth vor Freude außer sich, daß er sich mit mir unterhalten kann, zeigt mir alle seine Briefschaften, erzählt mir seine ganze Geschichte, so daß ich ihn kaum loswerden kann. Er war gleichfalls ein Edelmann; aber er war Kutscher gewesen, und hatte, wie die andern Bedienten auch, Schläge bekommen. Der Ex-Jesuit war stockorthodox; doch noch ganz erträglich höflich.

Am 7ten Juni endlich in Warschau. Die Stadt hat 9 Vorstädte, sagt die Geographie, die ich nicht zu unterscheiden weiß: die eigentliche Stadt liegt an der Weichsel, ist alt, krumme, doch ziemlich solide Häuser, aber altfränkisch. Sie hat viel Thore, welche die Vorstädte nicht haben. Mitten auf dem engen Marktplatze steht ein massives, gothisch gebautes Rathhaus. In ihr liegt das königliche Schloß auf einem Berge an der Weichsel. Die Vorstädte liegen weiter von der Weichsel ab, und sind voll fürstlicher Palläste, an denen alle Pracht der Architektur verschwendet ist. Doch haben sie vom Massiven nur den Schein. Sie sind nämlich nur von Ziegelsteinen, die nach der Form von Quadern geordnet und angestrichen sind. Auf dem Pferdemarkte ist die Evangelische Kirche, ein runder Dom mit einer Kuppel, in die das Licht von Oben hineinfällt: auf der Kreuzgasse die prächtige Kreuzkirche &c. Kurz Kirchen und prächtige Palläste ohne Zahl; und doch steht oft mitten zwischen zwei herrlichen Gebäuden eine alte, den Einsturz drohende Hütte; ein Bild des ganzen Volkes und Staates!

Die Stadt ist die ganzen 24 Stunden hindurch vom Lärme der Carossen erfüllt: man sieht in ihr zugleich das seltenste Gewimmel von allerlei Kleidung, hört allerlei Sprachen unter einander. Die Gassen sind von schreienden, verstümmelten Bettlern angefüllt, deren selten Jemand zu achten scheint, die aber Meister in ihrer Kunst sind.

Hier lernte ich die Grobheit der Deutschen in Polen erst ganz kennen. Das Hotel, wo ich abtrat, gehört einem Danziger, der meistens Preußen beherbergt. Der Aufwärter, hier charakteristisch Schen-

Ter genannt, sah mich kaum an, und antwortete mir kaum auf meine Frage nach Zimmer und Bett. Wollte ich Thee, Abendessen u. s. f., so mußte ich selbst in die Küche, und da — es herausstreiten. Klagte ich, so sagte man mir: das ist hier so Mode! Die Zimmer schlecht möblirt, schmutzig, halb verfallen; die Fenster ohne Vorhänge! Und dies war das hôtel d'Allemagne, eines der guten in Warschau. — Ebenso der Umgang: da war ein Elbinger Kaufmann, ein Erzgrobian; ein anderer, Preuße, nicht höflicher. Ein Franzose, Abbé Chalmandré, foppte mich und wurde von mir empfohlen; borgte mir einen Dukaten ab, und war nachher noch unverschämt, nachdem er durch mich versorgt worden: ich bestrafte ihn durch verdiente Berachtung! Der einzige erträgliche Mann war Mr. Brun, ein Lausanner, gewesener Hofmeister, der nach Moskau ging. Er hatte nicht studirt und war vernünftig; der Abbé hatte studirt und war intolerant, bigott, süffisant, ein unerträglicher Mensch. Er ist durch mich versorgt, und ich werde wahrscheinlich schmachten.

— Ich besuchte endlich K., und ich wurde durch ihn der Schwägerinn meines Warschauer Hauses, der Castellaninn von P. und ihrem Manne vorgestellt, und gefiel, glaub' ich, nicht. Mein Französisch hatte zu viel deutschen Accent, und ich sprach nicht mit gehöriger Submission. Hier sind beider Schilderungen. Er ist ein Mann von Geschäften und großem Tone: viel Leichtigkeit des Auffassens und Sprechens, doch mit der Gleichgültigkeit eines Weltmannes. Eine aufgestülpte Nase, wie alle ächten P—s. — Sie scheint eine treffliche Frau und gute Mutter zu seyn, entfernt von aller Ziererei der gro-

ßen Welt: ohne Prätension auf Wit, Gelehrsamkeit; eine leutselige Miene, ohne schön zu seyn. Eine liebenswürdige Familie, an der K. nicht Viel verderben, aber auch nicht Viel bessern wird.

Am 9ten wurde ich meinem Hause vorgestellt; ich brauche den Erfolg nicht zu erzählen, da der ganze Briefwechsel mit meinen Concepten hier beiliegt. Setzt Charakterzüge, dann Raisonnement über die Rechtmäßigkeit!

Madame ist eine Frau der großen Welt, und da ich noch wenig dergleichen gesehen hatte, so konnte es nicht fehlen, daß sie mir nicht unausstehlich werden mußte. — Sie ist groß, die Augenknochen stehen stark hervor; dabei hat ihr Blick etwas Leidenschaftliches, Gereiztes. Der Ton ihrer Stimme stumpf, ohne Silber; wie ich es hier bei mehreren Frauen von Stande bemerkte. Sie stößt mit der Zunge an, ich glaube aus Affectation: redet immer im Commandirton, rasch, undeutlich, weshalb sie schwer zu verstehen ist. Sie ist nie zu Hause, kommt, redet ein paar Worte, läßt sich von ihrem gehorsamen Manne die Hand küssen, und geht. — Er ist ein guter, ehrlicher Mann, dick und träge, ein Jaherr!

Wir ergänzen durch eine kurze Erzählung aus der noch vorhandenen Correspondenz, was das Tagebuch nur unvollständig erwähnt. Bei der ersten Vorstellung war der gegenseitige Eindruck sehr unvortheilhaft gewesen: es mißfiel besonders an Fichte sein Ernst, der Mangel an Geschmeidigkeit und Biegsamkeit, woran die Polen durch ihre französischen Erzieher gewöhnt sind; und in der That kann man sich kaum eine seltsamere Lage denken, als Fichte

mit seiner ernsten Geradheit abhängig von einer launenhaften, an die tiefste Demuth gewöhnten polnischen Gräfinn. Aber auch sein französischer Ausdruck genügte nicht, wiewohl er sich früher mit dieser Sprache gründlich beschäftigt hatte; und so mochte denn die Gräfinn ihre unzufriedene Ueberraschung sogleich an den Tag gelegt haben, ohne jedoch den Gedanken bestimmt zu äußern, daß Fichte darum in ihrem Hause nicht Erzieher werden könnte. Doch dieser, das innere Mißverhältniß sogleich fühlend, erklärte ihr in einem französisch geschriebenen Briefe, daß es ihm bei dem Urtheil, das sie über ihn gefällt, unmöglich sey, das Ansehen in ihrem Hause zu behaupten, dessen ein jeder Erzieher bedürfe; er müsse deshalb um seine Entlassung bitten. Wenn sein Aeußeres freilich nicht munter (*enjoué*) erscheine, so sey er doch von immer gleicher Stimmung, was die erste Bedingung einer guten Erziehung sey; ein besserer französischer Ausdruck könne in der Regel nur von dem Deutschen erwartet werden, der in der großen Welt gelebt habe, oder in ihr unterrichten wolle; ihm habe es genügt, sie nach Principien kennen zu lernen. So sehr er also auch fühle, daß er ihrem Hause nicht nützlich werden könne, so sey er selbst doch unschuldig an der Täuschung über seine Kenntnisse und Fähigkeiten; was er versprochen, hoffe er zu leisten: da dies nicht hinreiche, so müsse er um Schadloshaltung bitten. — Die Gräfinn ließ durch ihren Vermittler ihm ihre Protektion zu andern Erzieherstellen in Warschau antragen: der erste, ohne sein Zuthun gemachte Versuch mißlang, und er erklärte, sich auf keinen fernern einlassen zu wollen. „Vorausgesetzt auch, schrieb er, daß sein Gefühl ab-

gestumpft genug wäre, um in dem Gedanken, also ausgedoten zu werden, nichts Arges zu finden, wo ließe sich die zweite Stumpfheit erwarten, das anzunehmen, was ein Anderer nicht mochte? Man schiene ihn wie einen aus der Mode gekommenen Stoff an Solche verhandeln zu wollen, für die es allenfalls sich noch schicke, dergleichen zu tragen, freilich ohne den Stoff um seine Einwilligung befragt zu haben. Er verlange aber vollkommene Unabhängigkeit in seinen Entschlüssen, und habe ein Recht auf Entschädigung.“ Die Gräfinn, welcher vielleicht es ungewohnt war, ihr gegenüber von Rechten zu hören, deren Erfüllung sie für Großmuth halten mochte, wollte höchst aufgebracht sich zu Nichts verstehen. Da ließ ihr Fichte durch ihren Hausarzt, einen Deutschen, dessen Bekanntschaft er gemacht, und der ihm seine kräftigste Verwendung zugesagt hatte, andeuten, daß bei längerer Weigerung er die Hülfe der Gerichte ansprechen würde. Diese Drohung wirkte, und nach einigen Unterhandlungen wurde ihm eine Entschädigung bewilligt, die ihn auf ein paar Monate sicherte. Hier faßte er aber den Entschluß, statt in sein Vaterland zurückzukehren, sich nach Königsberg zu wenden: sein Tagebuch enthält nichts Näheres über die Gründe und Aussichten bei diesem Plane; doch war gewiß die Hauptveranlassung dazu, Kant's persönliche Bekanntschaft zu machen, und gewiß ist es, daß dieser kühne, sogar gewagte Entschluß für sein späteres Leben entscheidend wurde. — Aber auch aus Warschau wollte er nicht scheiden, ohne sich auf eine würdige Art gezeigt zu haben; er bat daher den dortigen evangelischen Oberpfarrer, dessen Bekanntschaft er früher gemacht

hatte, um die Erlaubniß predigen zu dürfen. Und von hier an meldet das Tagebuch den weitem Verlauf.

„Am 23<sup>ten</sup> (Juni) predigte ich endlich: doch war ich Anfangs in Verlegenheit, keinen Friseur finden zu können, und hatte in Hoffnung eines Priesterrocks auf meinem schwarzen Kleide die Stahlknöpfe stehen lassen. Ich lernte bei dieser Gelegenheit die hastige Aengstlichkeit meines Pastors kennen, und predigte endlich in einem Rocke, der mir zu weit, zu lang, zu groß war, und mich an jeder freien Bewegung hinderte. — Auch predigte ich nicht mit dem höchsten Feuer, und dies lag ohne Zweifel an der Ermattung in der großen Hitze, die ich schon vorher auszustehen hatte. Doch hatte ich den Beifall aller Klugen gehabt, wie ich nachher durchgängig hörte. Es sey ihr gewesen, hatte Dlle. D.\*) gesagt, wie Einem, der einen gemeinen Fiedler erwartet, und einen Virtuosen hervortreten sieht.

Am 25<sup>ten</sup> ging ich nach Königsberg ab mit einem Fuhrmann von dorthier; und traf ohne besondere Fährlichkeiten am ersten Juli daselbst ein. — Den 4<sup>ten</sup> Kant besucht, der mich indes nicht sonderlich aufnahm: ich hospitierte bei ihm, und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag ist schläfrig. Unterdeß schrieb ich dies Tagebuch. —

— Schon lange wollte ich Kant ernsthafter besuchen, fand aber kein Mittel. Endlich fiel ich darauf, eine Kritik aller Offenbarungen zu schreiben, und sie ihm statt einer Empfehlung zu über-

---

\*) Erzieherinn im Hause der Gräfinn P.

reichen. Ich fing ungefähr den 13<sup>ten</sup> damit an, und arbeitete seitdem ununterbrochen fort. — Am 18<sup>ten</sup> August überschickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant, und ging den 23<sup>ten</sup> hin, um sein Urtheil darüber zu hören. Er empfing mich mit ausgezeichnete Güte, und schien sehr wohl mit der Abhandlung zufrieden. Zu einem näheren wissenschaftlichen Gespräche kam es nicht; wegen meiner philosophischen Zweifel verwies er mich an seine Kritik der reinen Vernunft, und an den Hofprediger Schulz, den ich sofort aufsuchen werde. — Am 26<sup>ten</sup> speiste ich bei Kant in Gesellschaft des Prof. Sommer; und fand einen sehr angenehmen, geistreichen Mann an Kant; erst jetzt erkannte ich Züge in ihm, die des großen in seinen Schriften niedergelegten Geistes würdig sind.

Den 27<sup>ten</sup> endige ich dies Tagebuch, nachdem ich vorher schon die Excerpte aus den Kantischen Vorlesungen über Anthropologie, welche mir Herr v. Sch. geliehen, beendet hatte. Zugleich beschloß ich, jenes hinführo ordentlich alle Abende vor Schlafengehen fortzusetzen, und alles Interessante, was mir begegnet, besonders aber Charakterzüge und Bemerkungen einzutragen.

Den 28<sup>ten</sup> Abends. Noch gestern fing ich an meine Kritik zu revidiren, und kam auf recht gute, tiefe Gedanken, die mich aber leider überzeugten, daß die erste Bearbeitung von Grund aus oberflächlich ist. Heute wollte ich die neuen Untersuchungen fortsetzen, fand mich aber von meiner Phantasie so fortgerissen, daß ich den ganzen Tag Nichts habe thun können. In meiner jetzigen Lage ist dies nun leider kein Wunder! Ich habe berechnet, daß ich

von heute an nur noch 14 Tage hier subsistiren kann. — Freilich bin ich schon in solchen Verlegenheiten gewesen, aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bei zunehmenden Jahren und dringenderem Ehrgefühl immer härter. — Ich habe keinen Entschluß, kann keinen fassen. — Dem Pastor Borowski, zu welchem Kant mich gehen hieß, werde ich mich nicht entdecken; soll ich mich ja entdecken, so geschieht es an Niemand, als an Kant selbst.

Am 29ten ging ich zu Borowski, und fand an ihm einen recht guten, ehrlichen Mann. Er schlug mir eine Condition vor, die aber noch nicht völlig gewiß ist, und die mich auch gar nicht sehr freut; zugleich nöthigte er mich durch seine Offenheit das Geständniß ab, daß ich pressirt sey, eine Versorgung zu wünschen. Er rieth mir, zu Prof. W. zu gehen. Arbeiten habe ich nicht gekonnt. — Am folgenden Tage ging ich in der That zu W., und nachher zum Hofprediger Schulz. Die Aussichten bei Ersterem sind sehr mißlich; doch sprach er von Hauslehrerstellen im Curländischen, die mich allenfalls nur die höchste Noth anzunehmen bewegen wird! Nachher zum Hofprediger, wo Anfangs mich seine Gattin empfing. Auch er erschien, aber in mathematische Zirkel vertieft: nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch die Empfehlung Kant's desto freundlicher. Es ist ein eckiges preußisches Gesicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit selbst aus seinen Zügen hervor. Ferner lernte ich da noch kennen, Herrn Bräunlich und dessen Pflegebefohlenen, den Grafen Dänhof, Herrn Büttner, Neveu des Hofpredigers, und einen jungen Gelehrten aus Nürnberg, Herrn Ehrhard, einen guten,

guten, trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntniß.

Am 1<sup>ten</sup> September stand ein Entschluß in mir fest, den ich Kant'en entdecken wollte: eine Hauslehrerstelle, so ungern ich dieselbe auch angenommen hätte, findet sich nicht, und die Ungewißheit meiner Lage hindert mich hier, mit freiem Geiste zu arbeiten, und des bildenden Umgangs meiner Freunde zu genießen: also fort, in mein Vaterland zurück! Das kleine Darlehen, welches ich dazu bedarf, wird mir vielleicht durch Kant's Vermittlung verschafft werden. Aber indem ich zu ihm gehen, und meinen Vorschlag ihm machen wollte, entfiel mir der Muth. Ich beschloß zu schreiben. Abends wurde ich zu Hofpredigers gebeten, wo ich einen sehr angenehmen Abend verlebte. — Am 2<sup>ten</sup> vollendete ich den Brief an Kant und schickte ihn ab."

Dieser Brief stellt so lebhaft seine damalige Lage dar, und spricht zugleich so bezeichnend seinen Charakter aus, daß keine passendere Stelle für ihn zu finden ist, als die gegenwärtige, wo er als die Fortsetzung des Tagebuches erscheint. Wir fügen ihn daher seinem wesentlichen Inhalte nach hier ein:

„Ew. Wohlgeboren verzeihen gütigst, daß ich abermals lieber schriftlich als mündlich mit Ihnen reden will.

Dieselben haben mich mit einer gütigen Wärme empfohlen, um die ich nicht gewagt hätte, Sie zu bitten; eine Großmuth, die meine Dankbarkeit unendlich vermehrt, und mir Muth macht, mich Ihnen ganz zu entdecken, was ich in Absicht Ihres Charakters zwar auch vorher wagen, ohne nähere Erlaub-

niß von Ihnen aber mir nicht verstaten durfte; ein Bedürfniß, das derjenige, welcher sich nicht gern Jedermann entdeckt, gegen einen ganz guten Charakter doppelt fühlt.

Zuerst erlauben mir Ew. Wohlgeboren zu versichern, daß mein Entschluß, von Warschau aus lieber nach Königsberg, als sogleich zurück nach Sachsen zu gehen, zwar insofern eigennützig war, als ich dadurch das Bedürfniß befriedigen wollte, dem Manne, dem ich alle meine Ueberzeugungen und Grundsätze, dem ich meinen Charakter bis auf das Bestreben, einen haben zu wollen, verdanke, einen Theil meiner Empfindungen zu entdecken; daß ich, so viel in kurzer Zeit möglich, Sie benutzen, und, wenn es seyn könnte, mich Ihnen für meine künftige etwanige Laufbahn vortheilhaft empfehlen wollte: daß ich aber ein so gegenwärtiges Bedürfniß Ihrer Güte nicht voraus setzen konnte, weil ich mir theils Königsberg so reich, und noch reicher an Hülfsmitteln, als z. B. Leipzig vorstellte, theils im äußersten Falle durch einen Freund, der in einem angesehenen Amte zu Riga steht, von hier aus in Livland unterzukommen glaubte. — Ich glaube diese Versicherung theils mir selbst schuldig zu seyn, um auf Empfindungen, die rein aus meinem Herzen floßen, keinen Verdacht niedern Eigennutzes zu lassen; theils auch Ihnen, wenn ein freier offener Dank der durch Sie Unterrichteten und Gebesserten Ihnen lieb ist.

Ich habe das Geschäft des Hauslehrers 5 Jahre lang getrieben, und die Unannehmlichkeit desselben, Unvollkommenheiten sehen zu müssen, die von wichtigen Folgen sind, und an dem Guten, das man stiften könnte, kräftig verhindert zu werden, so em-

pfunden, daß ich es nunmehr seit 1½ Jahre auf immer aufgegeben zu haben glaubte; und daß ich ängstlich werde, wenn ein wohlwollender Mann es übernimmt, mich zu diesem Geschäfte zu empfehlen, indem ich befürchten muß, daß es nicht zu seinem Vergnügen ausschlagen möchte. Ich ließ mich durch die wenig gegründete Hoffnung, es einmal besser anzutreffen, und vielleicht unmerklich durch Aussicht auf Geldvortheil und Größe ohne gehörige Ueberlegung hinreißen, dies Geschäft noch einmal in Warschau zu übernehmen; ein Entschluß, dessen Vereitlung ich nach Entwicklung der Verlegenheiten, in denen ich jetzt bin, segnen werde. Ich fühle dagegen das Bedürfnis, Alles das, was zu frühes Lob gütiger, aber zu wenig weiser Lehrer, eine fast vor dem Uebertritt in's eigentliche Jünglingsalter durchlaufene akademische Laufbahn, und seitdem die beständige Abhängigkeit von den Umständen mich versäumen ließen, nachzuholen, ehe die Jahre der Jugend vollends verfliegen, mit Aufgebung aller ehrgeizigen Ansprüche, die mich eben zurückgesetzt haben, mich zu Allem zu bilden, wozu ich tüchtig werden kann, und das Uebrige den Umständen zu überlassen, — täglich stärker. Diesen Zweck kann ich nirgends sicherer erreichen, als in meinem Vaterlande. Ich habe Aeltern, die mir zwar Nichts geben können, bei denen ich doch aber mit geringerem Aufwande leben kann. Dort kann ich mich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigen — das wahre Mittel der Ausbildung für mich, der ich Alles in mich hineinschreiben muß, und der ich zu viel Ehrliche habe, um Etwas zum Druck zu geben, worüber ich nicht völlig gewiß bin, — und eben beim Aufenthalte in meiner vaterländi-

schen Provinz (der Oberlausitz) am ehesten und leichtesten durch eine Dorfspfarre die völlige litterarische Muße erhalten, die ich bis zu meiner völligen Reise wünsche. Das Beste für mich scheint also, in mein Vaterland zurückzukehren: hierzu sind mir aber die Mittel abgeschnitten. Ich habe noch zwei Dukaten, und selbst diese sind nicht mein; denn ich habe sie für Miethe und dergl. zu bezahlen. Es scheint also kein Mittel übrig, mich zu retten, wenn sich nicht Jemand findet, der mir Unbekanntem bis auf die Zeit, da ich sicher rechnen kann wieder zu bezahlen, d. i. bis Ostern künftigen Jahres, gegen Verpfändung meiner Ehre, und im festen Vertrauen auf dieselbe, die Kosten der Rückreise vorschiesse. Ich kenne Niemanden, dem man dieses Pfand, ohne Furcht in's Angesicht gelacht zu werden, anbieten dürfte, als Ihnen, tugendhafter Mann.

Ich habe die Maxime, Niemanden Etwas anzumuthen, ohne untersucht zu haben, ob ich selbst vernünftiger Weise bei umgekehrtem Verhältnisse eben das für Jemand thun könnte; und ich habe in dem gegenwärtigen Falle gefunden, daß ich, die physische Möglichkeit davon vorausgesetzt, es für Jeden thun würde, dem ich die Grundsätze sicher zutrauen könnte, von denen ich wirklich durchdrungen bin.

Ich glaube so sicher an eine eigentliche Hingebung der Ehre zum Pfande, daß ich durch die Nothwendigkeit Etwas auf sie versichern zu müssen, einen Theil derselben mir zu verlieren scheine; und die tiefe Beschämung, die mich dabei betrifft, ist Ursache, daß ich einen Antrag von gegenwärtiger Art nie mündlich machen kann, da ich Niemanden zum Zeugen derselben wünsche. Meine Ehre scheint mir so

lange, bis das bei derselben geschene Versprechen erfüllt ist, wirklich problematisch, weil es dem andern Theile immer möglich ist, zu denken, ich würde es nicht erfüllen. Ich weiß also, daß, wenn Ew. Wohlgeb. meinen Wunsch erfüllen sollten, ich zwar immer mit inniger Verehrung und Dankbarkeit, aber doch mit einer Art von Beschämung an Sie zurückdenken werde, und daß das völlig freudige Andenken einer Bekanntschaft, die ich bestimmte, mir lebenslang wohl zu machen, nur dann möglich seyn wird, wenn ich mein Wort werde gelöst haben. Diese Gefühle kommen aus dem Temperamente, ich weiß es, und nicht aus Grundsätzen, und sie sind vielleicht fehlerhaft; aber ich mag sie nicht ausrotten, bis die völlige Festigkeit der letztern mir diese Ergänzung derselben ganz entbehrlich macht. Insoweit aber kann ich mich auch auf meine Grundsätze verlassen, daß, wenn ich fähig seyn sollte, mir ein Ihnen gegebenes Wort nicht zu halten, ich mich zeitlebens verachten und scheuen müßte, einen Blick in mein Inneres zu thun; Grundsätze, die mich stets an Sie und meine Ehrlosigkeit erinnerten, aufgeben müßte, um mich der peinlichsten Vorwürfe zu entledigen.

Dürfte ich eine solche Denkungsart bei Jemanden vermuthen, so würde ich das, wovon die Rede ist, sicher für ihn thun. Wie aber, und durch welche Mittel ich mich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, von der Anwesenheit einer solchen Denkungsart bei mir überzeugen könnte, ist mir eben so klar.

Ich, verehrungswürdiger Mann, schloß, wenn es mir erlaubt ist, sehr Großes mit sehr Kleinem zu vergleichen, aus Ihren Schriften mit völliger Zuversicht auf einen außermäßigen Charakter, und

ich würde auch, noch ehe ich das Geringste von Ihrer Handlungsart im bürgerlichen Leben wußte, Alles verwettet haben, daß sie so sey. Von mir habe ich Ihnen, jedoch zu einer Zeit, wo es mir gar nicht einfiel, je so einen Gebrauch von Ihrer Bekanntschaft zu machen, nur eine Kleinigkeit vorgelegt; und mein Charakter ist wohl noch nicht fest genug, um sich in Allem auszudrücken; aber dafür sind Ew. Wohlgeb. auch ein ohne Vergleich größerer Menschenkenner, und erblicken vielleicht auch in dieser Kleinigkeit Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit, wenn sie in meinem Charakter sind.

Endlich — und dies setze ich mit Beschämung hinzu — ist, wenn ich fähig seyn sollte, mein Wort nicht zu halten, auch meine Ehre vor der Welt in Ihren Händen. Ich denke unter meinem Namen Schriftsteller zu werden; ich werde Sie, wenn ich zurückreisen sollte, um Empfehlungsschreiben an einige Gelehrte bitten. Diesen, deren gute Meinung ich dann Ihnen dankte, meine Ehrlosigkeit zu melden, wäre meiner Meinung nach, Ihre Pflicht; so wie es überhaupt, glaube ich, Pflicht wäre, die Welt vor einem so schlechterdings unverbesserlichen Charakter zu warnen, als dazu gehören würde, um zu dem Manne, in dessen Atmosphäre der Falschheit weh werden sollte, zu kommen, und durch angenommene Miene der Ehrlichkeit seinen Scharfblick zu täuschen, und der Tugend und Ehre so gegen ihn zu spotten.

Das waren die Betrachtungen, die ich anstellte, Ew. Wohlgeb., diesen Brief zu schreiben. Ich bin, zwar mehr durch Temperament und durch meine gemachten Erfahrungen, als aus Grundsätzen, sehr gleichgültig über das, was nicht in meiner Gewalt

ist. Ich bin nicht das erste Mal in Verlegenheiten, aus denen ich keinen Ausweg sehe; aber es wäre das erste Mal, daß ich in ihnen bliebe. Neugier, wie es sich entwickeln wird, ist meistens Alles, was ich bei solchen Vorfällen fühle. Ich ergreife schlechtweg die Mittel, die mir mein Nachdenken als die besten zeigt, und erwarte dann ruhig den Erfolg. Hier kann ich es um so mehr, da ich ihn in die Hände eines guten und weisen Mannes lege. Aber von einer andern Seite überschicke ich diesen Brief mit einem ungewohnten Herzklopfen. Ihr Entschluß mag seyn, welcher er will, so verliere ich Etwas von meiner Freudigkeit zu Ihnen. Ist er bejahend, so kann ich das Verlorene freilich einst wieder erwerben; ist er verneinend, nie, wie es mir scheint!

Indem ich schließen will, fällt mir die Anekdote von jenem edlen Türken bei, der einem ganz unbekanntem Franzosen einen ähnlichen Antrag machte. Der Türke ging gerader und offener; er hatte unter seiner Nation wahrscheinlich nicht die Erfahrungen gemacht, die ich unter der meinigen gemacht habe: aber er wußte auch nicht mit der Ueberzeugung, daß er mit einem edlen Manne zu thun habe, mit der ich es weiß. Ich schäme mich der Schaam, die mich zurückhält, bei dieser Empfindung meinen Brief in's Feuer zu werfen, hinzugehen, und Sie anzureden, wie der edle Türke den Franzosen!

Wegen des Tones, der in diesem Briefe herrscht, darf ich Ew. Wohlgeb. nicht um Verzeihung bitten. Dies ist eben eine Auszeichnung des Weisen, daß man mit ihm redet, wie ein Mensch mit einem Menschen. — Ich werde, sobald ich hoffen darf, dieselben

nicht zu stören, Ihnen aufwarten, um Ihren Entschluß zu wissen, und bin mit inniger Verehrung und Bewunderung“ u. s. w.

\* \* \*

Den Erfolg dieses merkwürdigen Briefes meldet das Tagebuch, leider jedoch nicht die näheren Umstände und Gründe, welche Kante'n bewegen mochten, eine also vorgetragene Bitte dennoch abzuschlagen. Indes scheint dadurch die innige Verehrung und Liebe, von welcher Fichte für Kant erfüllt war, sich nicht vermindert zu haben, und auch das Tagebuch spricht keinen Unwillen darüber aus:

„Am 3ten September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Offenheit; sagte aber, er habe sich über meinen Vorschlag noch nicht resolvirt; jetzt bis in 14 Tagen sey er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Uebrigens machte er Schwierigkeiten über meine desseins, welche verriethen, daß er unsere Lage in Sachsen nicht genug kennt. — — Alle diese Tage habe ich Nichts gemacht: ich will aber wieder arbeiten, und das Uebrige schlechthin Gott überlassen. — Am 6ten. — Ich war zu Kant gebeten, der mir vorschlug, mein Manuscript über die Kritik aller Offenbarungen durch Vermittlung des Herrn Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es sey gut geschrieben, meinte er, da ich von Umarbeitung sprach. — Ist dies wahr? Und doch sagt es Kant! — Uebrigens schlug er mir meine erste Bitte ab. — Am 10ten war ich zu Mittage bei Kant. Nichts von unserer Affaire; M. Gensichen war zugegen, und nur allgemeine, zum Theil sehr interes-

sante Gespräche: auch ist Kant ganz unverändert gegen mich derselbe. — — Am 13<sup>ten</sup>. Heute wollte ich arbeiten, und thue Nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heut über 8 Tage um mich stehen? Da ist mein Geld rein aufgezehrt!“

Mit diesen Worten bricht das Tagebuch ab, wahrscheinlich weil die rasche Veränderung seiner Lage ihm nicht mehr Zeit ließ, es fortzusetzen. — Aber auch damals, wie schon früher einmal in Leipzig, zeigte sich Hülfe, gerade als sie am dringendsten war, und auch hier auf unerwartete Weise. Er hatte sein Manuscript einem Königsberger Buchhändler vergebens angeboten, indem Hartung, an welchen Kant ihn verwies, damals abwesend war; die andern Aussichten, die seine Freunde ihm eröffnen konnten, waren ungewiß, weitaussehend, und so schien jede Hülfe ihm abgeschnitten. — Aber wie es im innern Leben gewisse Wendepunkte giebt, von wo aus eine völlig neue Epoche zu zählen ist, so tritt auch im Aeußern manchmal ein Aehnliches hervor. Glück, wie Mißgeschick, erreicht einen gewissen Gipfel; dann wendet es sich plötzlich in sein Entgegengesetztes, und das Schicksal holt in rascherer Folge nach, was das vergeltende Gleichmaß wiederherstellen kann. Auch hier schien das Unglück sich erschöpft zu haben, und eine Reihe der glücklichsten Ereignisse schien Alles mit Einem Male auf ihn häufen zu wollen, was lange Jahre hindurch ihm entzogen worden war. Gerade als er am wenigsten diese Hülfe erwartete, wurde ihm durch den Hofprediger Schulz eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen von Krokow in

der Nähe von Danzig angeboten, und zwar als einem von Kant Empfohlenen unter den ehrenvollsten Bedingungen! Freilich vermochte nur der Mangel aller andern Aussichten, ihn zur Annahme zu bewegen; solch einen Widerwillen hatten ihm seine Erfahrungen gegen das Hofmeisterleben eingeflößt, und in das Haus eines Grafen besonders schien er sich gar nicht zu passen. Doch auch hier wendete der Ausgang es unerwartet günstig. Er fand in seinem neuen Hause die freundlichste Aufnahme und die angenehmsten Verhältnisse: besonders machte der Geist und die andern trefflichen Eigenschaften der Gräfinn seinen Aufenthalt interessant, ja lehrreich, und die Briefe, die er um diese Zeit schrieb, sind voll eines begeisterten Lobes derselben. Auch stand er zu ihr mehr in dem Verhältniß eines Freundes, als eines Untergebenen; und die nähere Anschauung einer Frau, die, wie die Gräfinn, ihre ganze Bildung sich selbst und ihren mannigfachen Lebenserfahrungen verdankte, scheint so anregend auf ihn gewirkt zu haben, daß der Gedanke vorübergehend in ihm aufstieg, über weiblichen Charakter und seine Ausbildung zu schreiben. Wenigstens erwähnt der Brief eines Freundes um diese Zeit eines solchen Planes, freilich ihn mißbilligend, und zu größeren Unternehmungen anspornend, nachdem er so rühmlich die Schriftstellerlaufbahn begonnen habe. Und in der That trübte nur Eins seine glückliche Lage in diesem Hause, daß sein Erzieherberuf wie die anziehende Geselligkeit ihm fast alle Zeit in Beschlag nahm, während sein Geist, aufgeregt durch das unerwartete Glück, welches seine erste Schrift gemacht hatte, von den mannigfaltigsten Plänen litterarischer Thätigkeit voll war.

Unterdeß hatte nämlich durch Vermittlung seines Königsberger Freundes, des Pfarrer Borowski, der Buchhändler Hartung den Verlag seiner Kritik aller Offenbarung unter leidlichen Bedingungen übernommen. Das Manuscript sollte in Halle gedruckt werden und rasch erscheinen, als indeß ein unerwartetes Hinderniß abermals dazwischen trat. Es mußte dort der Censur unterworfen werden, und der zeitige Decan der theologischen Facultät, als Censor der Schriften in diesem Fache, verweigerte das Imprimatur, wegen der Behauptung, die darin durchgeführt werde: „daß der Beweis für die Göttlichkeit einer Offenbarung nicht durch die Berufung auf die dabei geschehenen Wunder geführt werden dürfe, sondern daß einzig aus dem Inhalte derselben darüber entschieden werden könne.“ ein Satz, gegen den jezo wohl nicht mehr das geringste Widerstreben Statt findet. Vergebens mochte der Verfasser versichern, um seine Schrift vor andere Censoren zu bringen, sie sey philosophischen, nicht theologischen Inhalts; das einmal ausgesprochene Urtheil blieb in Kraft; man suchte Fichte'n vielmehr zu bewegen, durch Umändern des anstößigen Theils seiner Theorie und Vernichtung der bedenklichsten Stellen seinerseits nachzugeben, und selbst der Hofprediger Schulz, dessen strenger Kantianismus sich mit theologischer Rechtgläubigkeit vertrug, machte ihm nachdrückliche Vorstellungen. Fichte erklärte indeß, der ganze Aufsatz solle lieber ungedruckt bleiben, als daß durch Veränderung jener Stellen der einzige Werth der von ihm schon für unvollkommen erkannten Arbeit, konsequente Durchführung eines Principes, voll-

ends noch verloren gehe; und Kant, der zum Schiedsrichter aufgerufen wurde, gab im Wesentlichen seine Beistimmung, fügte jedoch (in einem noch vorhandenen Briefe) einen so genauen Rath hinzu, die angefochtenen Sätze zu limitiren und zu verschleiern, daß auch daraus die Aengstlichkeit hervorleuchtete, mit welcher der bejahrte Mann in den letzten Jahren seines Lebens in politischen und religiösen Dingen zu Werke ging. — Endlich fiel man darauf, das Manuscript im benachbarten Auslande drucken zu lassen, wo man kein Hinderniß befürchtete, als auch in Halle sich jede Schwierigkeit durch den Decanatswechsel bei der theologischen Facultät löste: der treffliche Dr. Knapp wurde gewählt, und dieser nahm trotz seiner anerkannten Orthodorie keinen Anstand, der Schrift die Censurbewilligung zu ertheilen. Doch hatten jene vorbereitenden Schritte in Jena den merkwürdigsten Einfluß auf das fernere Schicksal der Schrift. Dort, wo die angesehensten Lehrer eifrige Kantianer waren, erregte ein Buch dieses Inhalts aus Königsberg, mit offenbar Kantischer Sprache und Denkart sogleich große Aufmerksamkeit. Dazu kam noch, daß es gegen den Willen des Verfassers durch Zufall Anfangs anonym erschien; und eben diese Anonymität, welche sich bei den damaligen politisch-religiösen Verhältnissen in Preußen leicht erklären ließ, eben wenn Kant der Verfasser war, bestätigte nur die gleich Anfangs gehegte Vermuthung: daß jener sie wirklich verfaßt habe. Sofort wurde von Jena aus (in einer Anzeige des Intell. Bl. der allg. L. Z. 1792. Nr. 82.) auf die Schrift und ihren vermeintlichen Verfasser vorläufig hingewiesen, und bald darauf eilte eine umständliche Beurtheilung

Allg. L. Z. 1792. Nr. 190. 91) nur noch nachdrücklicher die hohe Wichtigkeit der Schrift und den Dank gegen ihren großen Urheber zu verkündigen. Die zuversichtliche Sprache dieses Recensentenirrthums ist allzu merkwürdig, und die überschwänglichen Lobsprüche jenes unbedingten Kantianers zu charakteristisch, als daß es nicht auch für unsere Zeit lehrreich seyn sollte, Einiges daraus mitzutheilen. Die vorläufige Anzeige lautet folgender Maßen:

„Man hat es für Pflicht gehalten, das Publikum von der Existenz eines in aller Rücksicht höchst wichtigen Werkes zu benachrichtigen, welches diese Ostermesse unter dem Titel erschienen ist: Versuch einer Kritik aller Offenbarung; Königsberg bei Hartung. Jeder, der nur die kleinsten derjenigen Schriften gelesen, durch welche der Philosoph von Königsberg sich unsterbliche Verdienste um die Menschheit erworben hat, wird sogleich den erhabenen Verfasser jenes Werkes erkennen!“

Die Recension findet nun noch entschiedener bis in die kleinsten Theile der Schrift die Züge ihres unsterblichen Verfassers. „Wir halten es für eine unserer größten Pflichten,“ beginnt sie, „mit der Anzeige eines Buches zu eilen, das vielleicht mehr, als irgend ein anderes unter den seit langer Zeit geschriebenen, den dringendsten Bedürfnissen unserer Zeitgenossen angemessen ist, und also im eigentlichsten Sinne den Namen eines Wortes zu seiner Zeit verdient. Gerade jetzt, wo die verschiedensten Parteien in der Theologie einander befehden, — gerade jetzt muß es um desto verdienstlicher seyn, wenn ein *vir pietate ac meritis gravis* mitten unter sie hintritt, allen Parteien ihr Unrecht, das Uebertriebene

und Grundlose ihrer Behauptungen aufdeckt. — —  
Und auf welche Weise ist dies verdienstliche Werk  
gethan! Freilich findet man das Meiste, vielleicht  
Alles, was die großen, wahrhaft verdienten Gottes-  
gelehrten aller Zeiten über Offenbarung — — gesagt  
haben; allein wie innig verbunden, wie sehr durch  
einander gestützt, wie genau gegen einander bestimmt  
und selbst berichtigt, erscheint nicht das Alles in die-  
sem, bis zur Bewunderung genau verkettete-  
ten Systeme, das in der Hauptsache fast gar Nichts  
zu wünschen übrig läßt; in welches ganz neue Licht,  
zu dem Jedes für sich gar nicht erhoben werden  
konnte, ist hier nicht alles bisher Gesagte gestellt!  
Diese Zusammenstellung, diese Unterordnung des Gan-  
zen unter Principien ist es wohl eigentlich, was der  
Untersuchung die durchgängige Evidenz mittheilt;  
denn sonst gesteht Rec. ohne Scheu, daß er manche  
von den hier dem Ganzen zu Grunde gelegten Sätzen  
und Behauptungen, manche von den weiterhin be-  
nutzten Wendungen und Verbindungen auch selbst  
wohl gedacht und zur Unterstützung seiner Meinungen  
gebraucht habe (wie ihm einige seiner Freunde be-  
zeugen können); aber es wäre Thorheit, solche ein-  
zelne Materialien nur in Anschlag bringen zu wol-  
len, wo eigentlich die größte Wirkung durch die  
tiefgefaßte Idee und durch die weise Anordnung  
des ganzen Gebäudes erreicht wird. Nur um die  
Leser einigermaßen zur baldigen Benutzung dieses  
höchst wohlthätigen Werkes anzulocken, wollen wir  
einen kurzen Auszug desselben hier einrücken, von  
dem indessen Jeder, der nur mit einer Schrift des  
auch hier ganz unverkennbaren unsterblichen Ver-  
fassers sich bekannt gemacht hat, gleich voraussehen

wird, daß von dem gewohnten ideenreichen Vortrage desselben immer ein großer Theil unberührt bleiben muß, u. s. w.“ — — „Zum Schluß dieser Anzeige weiß Rec. nichts Schicklicheres zu sagen, als erstens die Bezeugung des feurigsten Dankes an den großen Mann, dessen Finger hier allenthalben sichtbar ist, daß er, der schon so manche Gegend des menschlichen Wissens aufgehell't, nun auch über diesen Gegenstand eine solche Aufklärung gegeben hat, die wenigstens dem Rec. in Allem, was er gesagt hat, nicht den geringsten Zweifel übrig gelassen, gleichsam als sollte nun auch das letzte Stück des ganzen Grundes menschlicher Kenntnisse befestigt werden u. s. w.“

Merkwürdig ist es, diese Anzeige, die wohl den höchsten Ausdruck adulirender Unterwürfigkeit enthält, welchen blindgläubige Anhänger ihrem Sektenhaupte je dargebracht haben, mit der ungleich kühleren Beurtheilung (N. L. Z. 1794. N. 3.) zu vergleichen, welche die zweite, wirklich verbesserte Auflage des also belobten Werkes vor denselben Richtern empfing. Man sieht, sie haben sich erholt, sie glauben weder ein eigenes Urtheil wagen zu dürfen, vor Allem sie sind wieder in den Ton zurückhaltender Würde, gemessenen Lobes zurückgekehrt, wie es Richtern geziemt. Zwar wird die früher behauptete Wichtigkeit der Schrift auch jetzt noch zugestanden; aber man bemerkt doch schon, daß einzelne Ausdrücke einander widersprechend erscheinen könnten, daß mancherlei Auswüchse der ersten Auflage mit Recht getilgt seyen; kurz es zeigt sich, daß das bis zur Bewunderung genau verkettete System, die weise Anordnung jetzt eigentlich für sie nicht mehr vorhan-

den ist! Aber eben dadurch mußte für Fichte gleich im Beginne seiner Schriftstellerlaufbahn der Glaube an die Untrüglichkeit der gefürchteten litterarischen Tribunale, überhaupt die Achtung vor der öffentlichen Kritik unwiederbringlich dahinschwinden: er wurde fast gezwungen, jeder Autorität abzusagen, und fortan nur mit eigenen Augen sehen zu wollen. War doch eine von ihm selbst als mangelhaft verkannte, nur aus Noth gedruckte Gelegenheitschrift für das fehlerlose Werk eines allbewunderten Meisters gehalten worden. Sollte dies Urtheil ihm gelten, in welcher Größe mußte er sich selbst erscheinen! War es ungegründet, wie mußte er von den Leitern der öffentlichen Meinung, von den gepriesenen Kennern der kritischen Philosophie im Stillen denken, die in so grobe Täuschung verfallen waren! Er folgte, wie natürlich, der letztern Meinung, und die Geringschätzung gegen die Kritik, welche er späterhin unverholen zeigte, war nur die Folge des Standpunktes, auf welches sie selbst ihn so früh gestellt hatte. — Gleich Anfangs wollte er, halb freudig überrascht, halb beschämt über jene Verwechslung, da der Beifall offenbar mehr dem geglaubten Verfasser, als dem Inhalte der Schrift gespendet wurde, selbst öffentlich sich nennen, vornämlich um den Verdacht eines absichtlich erregten Scheines von sich abzuwenden. Da übernahm es Kant selbst, durch eine Anzeige im Int. Bl. der A. L. Z. (1792. N. 102.) den wahren Verfasser zu bezeichnen, und sich zugleich ganz von dem Antheile an jener Schrift loszusagen. Da es das erste Mal ist, daß Fichte's Name öffentlich genannt wurde, so sey es uns erlaubt, auch dies litterarische Aktenstück hier einzufügen:

„Der

„Der Verfasser des Versuchs einer Kritik aller Offenbarung ist der im vorigen Jahre auf kurze Zeit nach Königsberg herübergekommene, aus der Lausitz gebürtige, jetzt als Hauslehrer bei dem Herrn Grafen von Krokow in Krokow in Westpreußen stehende Candidat der Theologie, Herr Fichte; wie man aus dem in Königsberg herausgegebenen Ostermeßkatalog des Herrn Hartung seines Verlegers sich durch seine Augen überzeugen kann. Ueberdem habe ich auch weder schriftlich noch mündlich auch nur den mindesten Antheil an dieser Arbeit des geschickten Mannes, wie das Int. Bl. der N. L. Z. N. 82. darauf anspielt, und halte es daher für Pflicht, die Ehre derselben dem, welchem sie gebührt, ungeschmälert zu lassen.“

Königsberg, den 3ten Juli, 1792.

J. Kant.

Aber selbst nach dieser Anzeige verminderte sich fast nicht die Aufmerksamkeit, welche die Schrift Anfangs erregt hatte: die Kantianer schienen ihre Divinationsgabe wenigstens dadurch retten zu wollen, daß sie auch jetzt noch derselben eine Art von officiellen wissenschaftlichen Charakter beilegten, während sie sonst auch im günstigsten Falle mit einem Paar lobenden Zeilen abgefertigt und dann vergessen worden wäre. Jetzt wurde in Jena über sie öffentlich disputirt, man verfaßte Streitschriften über ihre Sätze, und lange nachher, als ihr Verfasser sie schon vergessen hatte, war sie noch der Gegenstand öffentlicher Discussionen: ja man könnte behaupten, daß keines von seinen Werken entschiedener eingewirkt habe, als jene Jugendschrift, weil sie ein vorbereitetes Publikum fand. — Die eine jener Schriften er-

schien in Königsberg, von einem uns unbekanntem Verfasser; die andere bekannter und selbst philosophisch bedeutend, hatte seinen nachherigen Freund und Kollegen, Immanuel Niethammer, damals Adjunkt der philosophischen Fakultät in Jena, zum Verfasser. Dies war zugleich die Veranlassung, daß beide Männer einander näher geführt wurden, woraus nachher bei persönlicher Bekanntschaft innige und vertraute Freundschaft erwuchs, welche in der Nähe wie in der Ferne stets fortgedauert hat.\*)

Aber auch an Anfechtungen wegen jener Schrift, gerade um ihres unerwarteten Beifalles willen, sollte es Fichte'n nicht fehlen. Ein Königsberger Skribent, dessen Name nicht einmal in Fichte's Korrespondenz mit seinen Freunden erwähnt wird, versuchte zuerst in der Gotha'schen gelehrten Zeitung einen Angriff auf die Schrift und das in der Allg. L. Z. über sie gefällte Urtheil; und ein anonymes Brief, aus Königsberg datirt, in der Allg. D. Bibliothek von demselben Verfasser sollte den Angriff durch persönliche Anfeindung seines Charakters vollenden. Fichte antwortete nicht öffentlich darauf, aber es gab Veranlassung zu einem Briefe desselben an einen Königsberger Freund, der uns zu charakteristisch scheint, um ihm nicht hier eine Stelle zu geben. Durch den halb humoristischen Ton, in dem

---

\*) Die angeführte Schrift Niethammer's führt den Titel: „Ueber den Versuch einer Kritik aller Offenbarungen, eine philosophische Abhandlung von J. Niethammer, Adjunkt der phil. Fakultät zu Jena 1792,“ beurtheilt in der Allg. L. Z. 1794. III. S. 369—373.

er geschrieben ist, blickt nämlich schon ein neuer schriftstellerischer Charakter hindurch: man erkennt, wie erhöhter Muth und Selbstgefühl, durch gerechten Unwillen angefaßt, sich zum ersten Kampfe bereitet, und wie die keimende polemische Kraft den rüstigen Streiter ankündigt, der kurze Zeit darauf, in der Schrift über die französische Revolution schon großgewachsen vor uns steht. Und in diesem Sinne möchte der Brief, der indeß als Erguß des Augenblicks ohne Concept geschrieben und noch im Original vorhanden nicht einmal abgesendet worden zu seyn scheint, sogar zu den schriftstellerischen Dokumenten gehören, welche nicht übergangen werden dürfen.

„Im vollen Ingrimme meines Herzens schreibe ich an Sie, — Sie, den ich jetzt nicht Freund nennen mag, — denn jetzt ist mein Segen Fluch! — Dieser Brief soll Sie vor meiner Ankunft treffen; — und ungeachtet er noch ein paar Tage in meinem Pulte liegen muß, so will ich ihn doch nicht wieder berühren. Ich wußte schon, daß edelmüthig Hufeland den für mich hingeworfenen Fehdehandschuh aufgenommen hatte; ich wußte, daß das Gothaer Klatschweib mich nur geneckt, mir nur ein kleines Schellchen von ihrem eigenen großen Vorrathe angehängt hatte. Ich aß gut, verdaute gut, schlief gut!“

Vor einer Stunde schreibt mir ein Freund: Im 110ten Bande der Allg. D. Bibl. S. 306. im Auszuge eines Schreibens aus Königsberg vom 14ten August 1792 wird Ihrer und Ihrer Schrift mit Tadel gedacht. Ich stürzte zum Buchhändler, und funde, — Sie werden es lesen. — Es kommt aus

Königsberg. Solch einen Styl schreibt nur Einer, und der wohnt in Königsberg. Sollten Sie nicht die Worte: — Es ist ein wirklich unbedeutendes zc. — die: Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht zc., — denn ohne Unterstreichung sehr scharf accentuirten Candidatus Theologiae, Namens Fichte, — das: für bedeutend, wohl gar für wichtig zc. — charakteristisch finden? — Sollten Sie nicht den politisch-flugen Eifer für Kant, eigentlich für sich, der sich unter seinem Mantel verstecken will, bemerken? Wüßte dieser Mensch denn nicht, der sich auf Kant bezieht, wie dieser, wie Schulz von dem Buche urtheilt? Wie Kant persönlich gegen mich denkt? Oder wollte er nur Hufelanden, den er persönlich haßt, wehe thun, und mich armen Wurm, der des Weges dahin lag, zertreten?

Dieser Libertin, der seine Erträglichkeit einem vortrefflichen, aber verwahrloseten Kopfe, — seine Stärke einem fürchterlich gebildeten Style verdankt, — er begegne mir nicht! Mein Kopf ist so gut, als einer; ich habe Consistenz, die er nicht hat, und für den Styl, — ich habe eigentlich gar keinen, denn ich habe sie alle, — wer aber die Lessing'schen Fehden erneuert sehen will, der reibe sich an mir, bis meine Philosophie des Dinges müde wird! — Will er nicht fürchterlich gewaschen seyn, so nehme er seinen Grundsatz des Naturrechts zurück, der höchstens den guten Kopf, aber den systematischen Denker gar nicht zeigt. Ich habe zwar ernstere Dinge zu thun, als mich mit dem Hunde aus der Pfennigschenke zu schlagen; aber beiläufig — ich habe manchmal Stunden, in denen ich nicht ernsthaft arbeiten kann —

Einen so zu schütteln, daß den Andern die Lust vergehe, ist nicht übel.

Hæc hæc! Und jetzt — mein theuerster, bester Freund! Ich bin den versprochenen Termin bei Ihnen: ich umarme Sie von Herzen und bitte Sie um Vergebung, daß ich meine üble Laune eben auf einem Blatte strömen ließ, das ich Ihnen schicken wollte. Die Nutzenanwendung ist die: Verhindern Sie, daß ich nie in Königsberg mit ihm zusammentreffe! Der Neid guckt aus dieser Anzeige, guckt aus der Gothaischen: die erste greift den Candidatus Theologiae, und unberühmten Namen an, mich nicht. Ihr habe ich Nichts entgegenzustellen, als die Resignation auf den ersteren Titel, die ich nächstens feierlich vollziehen werde; meinen Namen ändern? — er ist nicht mehr unbekannt! — Die zweite greift meinen Charakter an, oder deutlicher, sie ist ein Rothklumpen, nach dem ernstesten Wanderer geworfen! Vielleicht sagt Kant oder Schulz, oder beide dem Publikum ein Wort über meine Sitten und mein Herz: dann darf ich schweigen. Den Neid selbst todtzuschlagen, dazu gehören Meisterwerke. Sie dämmern in mir, würdiger Freund, dem ich es sagen darf — sie sind nicht auf dem Papiere, aber sie sind vor dem festeren Auge meines Geistes. In einem halben Jahre ist der Neid todtgeschlagen, — zuckt noch ganz langsam und bebend!

Kleider und Schuh, Essen und Trinken wird Der bescheeren, der der Vater heißt — über alle guten Geister!

Ich umarme Sie und bin Ihr wahrer Freund

Fichte.

Von den litterarischen Arbeiten aus dieser Periode nennen wir noch eine Abhandlung über den Büchernachdruck, datirt vom October 1791 aus Königsberg, die unter dem Titel: „Beweis der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdrucks, ein Raisonnement und eine Parabel“ in der Berliner Monatschrift 1793. Bd. 21. S. 443—483. erschien. Sie ist besonders gegen das vielbesprochene Nützlichkeitsprincip gerichtet, aus welchem man Gründe für die Duldung des Nachdrucks hervorsuchte, und das hier mit den Unrechtllichkeiten, in die seine Durchführung verwickeln würde, dargestellt und in der Parabel mit Laune parodirt wird. Wiewohl über die Sache selbst jetzt wohl kein Zweifel mehr obwaltet, es also deswegen einer Wiederbekanntmachung jenes Aufsatzes nicht bedürfte, so scheint er doch als frühestes Werk von Fichte, und selbst um seiner Darstellung willen, die mit dem Style in der Offenbarungskritik verglichen, kaum eine Aehnlichkeit darbieten möchte, einer gelegentlichen Mittheilung nicht unwerth, zumal da er auch bei seiner ersten Bekanntmachung fast unbemerkt geblieben ist. Eine andere Schrift, welche indes nur im ersten Entwurfe und in einigen unvollständigen Fragmenten vorhanden ist, sollte das bekannte Preussische Religionsedict betreffen, das um diese Zeit in dem protestantischen Theile von Deutschland großes Aufsehen erregte. Auch sie war größten Theils polemischen Inhalts, wie schon die Aufschrift zeigt: „Zuruf an die Bewohner der Preussischen Staaten, veranlaßt durch die freimüthigen Betrachtungen und ehrerbietigen Vorstellungen über die neuen Preussischen Anordnungen in geist-

lichen Sachen.“ Doch sollte man bei dem ersten Anblicke aus dem Inhalte derselben kaum auf den Verfasser der Offenbarungskritik und der Beiträge über die französische Revolution schließen; so verschieden erscheinen beide in ihrer Tendenz. So viel sich nämlich aus dem Entwurfe und den Fragmenten schließen läßt, tritt äußerlich wenigstens der Zweck hervor, jene Maßregeln der Preussischen Regierung zu vertheidigen, ja überhaupt dem Regenten das Recht zu vindiciren, gegen theologische Neuerungen einzuschreiten. Kaum jedoch läßt sich annehmen, daß dies der wahre Zweck jener Schrift gewesen sey: wahrscheinlich sollte die angeführte Ansicht nur zur Rehrseite dienen, oder als Parodie behauptet werden, um sie nachher durch eine polemische Wendung desto sicherer zu treffen. An eigennützigem Zwecke dabei zu denken, etwa um sich die Gunst der Preussischen Regierung durch solcherlei Vertheidigung zu erwerben, verbietet vollends sein stets bewährter Charakter, und jede Wahrscheinlichkeit. Wäre er sogar fähig gewesen, aus irgend einem besonderen Zwecke eine Meinung zu vertheidigen, deren Gegentheil er hegte, während er es sonst nicht einmal über sich vermochte, eine Ueberzeugung zu verschweigen, wenn diese ihm auch schädlich werden mußte: so bedurfte er doch gerade damals am wenigsten einer solchen Aushülfe, indem er unmittelbar sich in der angenehmsten Lage befand, und zugleich im Begriff war, in ein Verhältniß zu treten, das ihn auch für die Zukunft aller nähern Abhängigkeit von irgend einem Staate zu entheben versprach.

Denn unter so vielem Glücklichen, was ihm damals zu Theil wurde, müssen wir hier noch des

glücklichsten und folgenreichsten Ereignisses gedenken, seiner Rückkehr in die Schweiz und seiner Verheirathung, die gleichfalls um diese Zeit möglich wurde. Als nämlich diese Verbindung früher aufgeschoben werden mußte, geschah es mit unbestimmten, ja mit trüben Aussichten in die Zukunft. Fichte selbst konnte freilich im gewöhnlichen Laufe der Dinge für sich ohne Sorge seyn; aber seiner Braut so bald ein angemessenes Loos darbieten zu können, diese Hoffnung war zweifelhaft und weitaussehend. Hätte er indeß einen Plan auf Preußen verfolgen wollen, so wäre ihm vielleicht in Königsberg durch Kant's und seiner andern Freunde Beistand eine akademische Laufbahn geöffnet worden. Aber selbst bei glücklichem Erfolge derselben hätte er anstehen müssen, seine Braut, seinen hochbejahrten Schwiegervater, den jene nie zu verlassen den Vorsatz hatte, zu einer so weiten Reise, in ein so ungünstiges Klima einzuladen; und diese Pflichten, die ihn so nah angingen, mochten ihn auch damals mit tiefer, aber geheim gehaltenener Sorge beschäftigen. Da gelang es seiner Braut, der Sache eine raschere und erfreulichere Entwicklung zu geben: durch Sorgfalt und Sparsamkeit hatte sie vermocht, einen Theil des bedrohten Vermögens zu retten, und das Erhaltene zu vermehren. Und so war es ihr doch noch vergönnt, ihrem Verlobten das glückliche Loos vollkommener Unabhängigkeit an ihrer Seite zu bereiten, welches sie schon früher ihm zgedacht hatte.

Wie er selbst aber, in Gesprächen seines Lebens gedenkend, so gern bei der Erinnerung an jenen Zeitpunkt verweilte, der seine Verbindung entschied, und durch welchen das dauerndste Glück seines Lebens

begründet wurde; so sey es auch uns erlaubt, hier wieder ihn selbst reden zu lassen in dem unmittelbaren Ergüsse seines Gemüthes. Wir fügen daher Einiges aus den Briefen ein, welche er auf der Rückreise nach der Schweiz an seine Verlobte schrieb.

\* \* \*

Danzig, den 5ten März, 1793.

— Im Juni oder höchstens Juli bin ich bei Dir: aber nur als Dein Gatte wünsche ich in die Mauern von Zürich zu treten. Wird das möglich seyn? Deine liebevolle Seele setzt meinen Wünschen gewiß kein Hinderniß entgegen; die Umstände kenne ich nicht. Aber ich hoffe, und diese Hoffnung erquickt mich sehr. — — Gott, Welch eine Seligkeit bereitest Du mir Unwürdigen! Habe ich es je innig gefühlt, daß mein Daseyn nicht bestimmt sey, vergebens für die Welt vorüberzugehen, so war es, als ich Deine Briefe las. Was ich in Dir erhalte, habe ich nicht verdient; es kann also nichts Anderes seyn, als eine Stärkung auf die mir noch bestimmten Mähen und Arbeiten. Fließe nur Dein Leben sanft, Holde, Gute!

Du willst durch mich Dich bilden? Was ich Dir allenfalls geben könnte, bedarfst Du nicht; was Du mir geben sollst, bedarf ich sehr. Geuß, Du gute Seele, eine gehaltuere Ruhe in mein stürmendes Herz unter der kalten Stirn, geuß Sanftheit und herzgewinnende Milde in meinen Feuereifer für die Veredlung meines Brüdergeschlechts. In Deinem Herzen will ich mich bilden, bis ich nützlicher hervortreten kann.

Ich habe große, glühende Projekte, — nicht für mich. Meinen Ehrgeiz (Stolz wäre richtiger)

wirft Du begreifen. — Mein Stolz ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Menschheit, und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen: ob ich's that, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht. Was ich in der bürgerlichen Welt seyn werde, weiß ich nicht. Werde ich statt des unmittelbaren Thuns zum Reden verurtheilt, so ist meine Neigung Deinem Wunsche zugekommen, daß es lieber auf einer Kanzel, als auf einem Katheder sey. An Ausichten dazu fehlt es mir vor der Hand nicht. Sogar von Sachsen aus thut man mir die vortheilhaftesten Anerbietungen. Nach Hamburg und Lübeck werde ich gehen. In Danzig läßt man mich sehr ungern weg. Alles das für die Zukunft! Ob ich eitel bin, entscheide das, daß ich seit einem halben Jahre manche Anerbietung, die den Eiteln sehr reizen würde, abweise. Ich will für jetzt Nichts seyn, als Fichte, auch nicht Magister bin ich.

Ich werde vielleicht nach einigen Jahren ein Amt wünschen. Ich hoffe, es wird mir nicht entgehen. Bis dahin kann ich durch meine Feder haben, was ich haben muß. Wenigstens hat es mir bis jetzt, bei meinen vielen Reisen und Aufopferungen für Andere nicht gefehlt.

\* \* \*

Es gereicht mir zur innigsten Erquickung bei meiner Ankunft in Leipzig zwei Deiner Briefe vorzufinden. Zwei, sage ich, denn zu meinem großen Mißvergnügen hat H. P. den ersten zurückgeschickt — aus einer elenden Aengstlichkeit vermuthlich. Jedes

Papierchen, worauf Dein Auge geruht hat, ist meinem Herzen ein kostbarer Schatz: außerdem aber sehe ich, daß jener zurückgeschickte besonders merkwürdig war. Ich sollte da die Gründe der Verzögerung unserer innigsten Vereinigung erfahren, einer Verzögerung, die mein Herz verwundet. Ich weiß nun diese Gründe nicht, und leide doppelt durch diese Unwissenheit. O Theure, sollte denn jetzt sich die Sache nicht machen lassen, wie Du sie vor 2 Jahren machen wolltest? — Ich bekenne Dir, daß die Aussicht auf jene Festtage der Gaffer, der Frager, und der ungebetenen Rathgeber mir innig zuwider ist. Doch, was quäle ich Dein Herz durch meine Klagen! Sicher ist Dir diese traurige Nothwendigkeit — das muß es wohl seyn — so unangenehm als mir. Könntest Du noch ihr ausweichen — o! ich bin es überzeugt, daß Du Nichts zulassen würdest, was Deinen nur zu seligen Liebling betrübt, wenn ich Dir gestehe, daß ich alle Tage meines Lebens für verloren halte, die ich zubringe, ohne ganz Dein zu seyn. Nur der Augenblick, da ich mich Dir ganz hingeben und sagen werde: ich will nicht mehr mein, ich will ganz Dein seyn, so wie es ein Sterblicher einer Sterblichen seyn kann — nur er ist's, auf welchen hin ich jetzt lebe, um dessen willen ich noch leben mag, um dessen willen ich den Ueberdruß, und das Fade und Geschmacklose meiner jetzigen Existenz ertrage — um feinet's und um der Tage willen, die ihm folgen werden; wo meine Seele nicht mehr verwaiset, und einsam ihre Schwesterseele suchen wird, um nur in Eine Seele mit ihr zusammenzufließen, und sie nicht findet — hier sich täuscht, und dort kalt zurückgestoßen wird, — um

der Tage willen, wo ich nicht mehr, wie jetzt nur halb, sondern ganz existiren werde. Und diese selige Zeit sollte die zweite bessere Hälfte meiner Seele aufhalten, wenn sie es ändern könnte? Nein, das thut sie gewiß nicht. — Ich rede nicht, wovon man nach jener Betrachtung kaum noch reden kann, von meiner übrigen Lage. Ich bin auf eine unglaubliche Art mit Arbeiten überladen, die sich natürlich durch meine Reisen gehäuft haben, und welche sich mit der Art von Mangel des Arrangements, den die Verzögerung unserer Verbindung nothwendig bei sich führt, sehr schlecht vertragen.

Die Empfehlungsbriefe vermissen ich am wenigsten, da ich schon seit Langem den Vorsatz nach Hamburg und Lübeck zu gehen aufgegeben habe. Dein guter Vater wünscht es? Wüßte ich recht sicher, daß er dadurch befriedigt würde, so ertrüge ich die jetzige kalte Existenz der Trennung von Dir noch länger, um seine leisesten Wünsche zu befolgen. Ohne einen Grund, der mein Herz betrifft, auf bloße Speculation der kalten Politik bin ich nicht stark genug, meinem Herzen seine süßeste, gänzliche Befriedigung länger zu versagen. — Hamburg und Lübeck sind, ihrer berufenen Orthodorie ungeachtet, doch sehr in meinen Planen, weil das erstere Dich jung sah, und beide unserm Vater lieb sind. Ich hoffe aber durch Briefe wenigstens etwas ausrichten zu können, und schreiben werde ich sogleich nach meiner Ankunft in Zürich. Sonst hätte ich auch wohl in Sachsen Aussichten. Der Oberhofprediger in Dresden hatte schon durch Briefe angefragt, ob ich nicht meinem Vaterlande mich schenken wollte; durch persönliche Bekanntschaft habe ich seine Freundschaft

gegen mich zu befestigen gesucht. — Doch überhaupt, theure Seele, laß uns keine Pläne machen! laß uns suchen, uns unsern Mitmenschen im besten Lichte zu zeigen, und dann ruhig alles von ihnen erwarten! Leite mich die Hand des Weltregierers, so wie sie mich bisher geleitet hat! Und könnte sie mich anders als wohl leiten, da eines seiner vollkommensten Geschöpfe ihr Schicksal mit dem meinigen zu vereinigen würdigte? Warum mußte ich als Schriftsteller ein so ausgezeichnetes Glück machen? Hunderte, die mit nicht weniger Talent auftreten, werden unter der großen Fluth begraben, und müssen ein halbes Leben hindurch kämpfen, um sich nur bemerkt zu machen. Mich hebt bei meinen ersten Schritten ein unglaublicher Zufall. Geschah das um meinetwillen, oder war es nicht vielmehr um Deinetwillen, damit ich auch äußerlich, Deiner würdiger zu Dir zurückkehren könne? — Grüße unsern theuern von mir innigst verehrten Vater. — Meine Aeltern habe ich gesehen, und sie mit Deinem Geiste und Herzen bekannt gemacht. Sie segnen nun die Schutzgöttinn ihres Sohnes, den sie lieben, und dessen Glück sie jetzt sicher gegründet glauben.

Lebe wohl, bis es keine Trennung mehr giebt.

\* \* \*

Innig rührend aber war mir der süße Detail in Deinem Briefe. Schon das Haus denkst Du Dir, wo wir uns wieder sehen werden. Ist Dir dieses Haus in Winterthur schon bekannt, so sey es so: wo nicht, — der Weg von Schaffhausen nach Zürich geht nicht über Winterthur, sondern über Eglisau. Dort ist ein Gasthof zum Hirsche, wo

mehrere Stuben sind. Könnten wir uns denn nicht dort treffen? Doch das bleibt Dir ganz überlassen. — Die Trauungsrede könnte wohl Lavater halten, wenn ich wüßte, daß er sie nicht etwa drucken ließe: in diesem Falle wäre mir Hottinger lieber. — Doch ich rede von Trauungsrede; indesß dieser schönste Augenblick meines Lebens aufgeschoben wird — doch wohl durch Schuld der Verhältnisse.

Ich reise morgen mit dem frühesten von Gotha ab, nach Frankfurt zu, in Gesellschaft eines Professors aus Dessau, und zwar zu Fuße. Die Reise bis dahin könnte also einige Tage mehr kosten. Von Frankfurt aus werde ich wahrscheinlich auf der Post Tag und Nacht reisen; einen einzigen Posttag abgerechnet, den ich in Stuttgart überschlagen werde. Ich kann, wie mir die Sache scheint, nur durch literarische Verdienste mich heben, und zu einem Success darin gehören Verbindungen, die ich mir auf meinen Reisen machen muß. Diese Tage des längern Verweilens sind also im Ganzen nicht verloren; sind auch nicht bloß dem Vergnügen gewidmet. Welch größeres Vergnügen könnte ich haben, als das, recht bald bei Dir zu seyn?

Du gedenkst in einem Deiner Briefe der zweiten Auflage meiner Schrift. Ich hoffe nicht, daß Du, oder unser Vater sie kauft. Ich bringe schon Exemplare mit, — auch noch andere Sachen der Art bringe ich mit.

Gestern Abend sah ich den Mond scheinen. Das that mir weh! „Wenn er wieder scheint, siehst Du ihn mit mir,“ schreibst Du mir. Ach! Du siehst ihn ohne mich, und er findet Dich vielleicht in Thränen.

Nein! das wolle Gott nicht! Im Mai werde ich nun nicht ankommen, aber zu Anfange des Juni gewiß.

„ \* \*

Sogleich nach Erhaltung Deines lieben Briefes setze ich mich hin, ihn zu beantworten — Dir aus voller Seele meinen Dank abzustatten, daß Du durch denselben mich erquickt hast. In diesem heiteren, frohmüthigen Tone mußte er geschrieben seyn, um mein Herz, das durch Deinen letzteren gelitten hatte, völlig zu beruhigen. — Ich reise morgen oder übermorgen ab, und werde vielleicht auch in Stuttgart nicht einmal einen Posttag überschlagen. Ich habe die herzlose Existenz auf Reisen völlig satt, und sehne mich innig mit Derjenigen, die allein meine Seele ausfüllen kann, vereinigt zu seyn.

Die Ankunft in Frankfurt war mir in vieler Rücksicht sehr angenehm. Theils glaubte ich mich hier halb schon in der Schweiz, weil ich von hier aus nicht mehr fremd bin, theils bin ich meines Reisegefährten entledigt, bei dem ich das erwartete Vergnügen nicht fand, und durch ihn sehr aufgehalten worden bin. An 12 Meilen sind wir 7 Tage gereiset. Ich hätte ihn längst verlassen, wenn er mich nicht von der großen Straße abgeschleppt hätte, wo ich mir nicht so helfen konnte. — Innig habe ich da das Glück der Gesundheit empfunden. Der gute Mann war hypochondrisch und schwächlich; hatte ein Heer von Bedürfnissen, u. s. w. Laß uns, Theuerste, diese erste unter allen Erdenglückseligkeiten bewahren; wie es denn überdies auch Pflicht ist. Du, Beste, des Glücks würdigste Deines Geschlechts, wirst Dir Dein Leben nicht durch zu ängstliche Sor-

gen und Kummer erbittern; und ich werde mich hüten, es durch zu vieles Studiren zu thun. Du sollst darüber meine Aufseherinn werden. Meine erprobte mir zuträgliche Lebensweise werde ich Dir aufrichtig mittheilen, und Du wirst darüber halten, daß ich mir keine Ausnahme davon erlaube. Schon einige Mal ist das Ungeheuer, Hypochondrie mir auf den Füßen gefolgt; einmal in Zürich bei Dtt's, und dann im vorigen Jahre. Ich habe es beidemale glücklich verjagt, und weiß nun aus Erfahrung, wovor es flieht. — Keine Langeweile, keine schale Gesellschaft, keine Beschäftigung, die meinen Geist nicht ausfüllt! Das Alles ist mir Gift. Dagegen strenge, mich angreifende Arbeit, und nach der Arbeit wieder lebhafteste Zerstreuung, starke Fußreisen, und dergl. — Dies hilft sicher. Nichts hat mir auch in dieser Rücksicht mehr genützt, als meine Schriftstellerei.

Ich werde Dir den Tag meiner Ankunft im Voraus melden. In Stuttgart erwarte ich Deinen nächsten Brief, worin ich Dich bitte, mir zu schreiben, ob ich über Winterthur oder Egglisau kommen soll. Ich werde, wenn ich Dich erwarten darf, reisend kommen.

\* \* \*

Diesen Augenblick erst, Theuerste, eine Stunde vor Abgang der Post, bin ich so glücklich, mich von den vielen Ehrenbezeugungen, die mir hier wiederfahren, und die mir lästig sind, weil sie mich abhalten, mich im Geiste mit Dir zu beschäftigen, auf eine kurze Zeit loszureißen, und zu diesem Papier, das durch Deine Hand gehen wird, zu fliegen.

Wenn Du es erhältst, dann dauert es vielleicht nicht einmal 24 Stunden mehr, daß ich, Glücklicher,  
Selig,

Selig, bei Dir bin, um mich nie wieder von Dir zu trennen. Ach was wird das für eine Stunde — was werden das für Tage seyn, die darauf folgen! — Sey mir gesegnet, holde Beglückerin meiner Tage, in deren Armen endlich der unstät, herum-schweifende Flüchtling Ruhe und Glückseligkeit und völlige Befriedigung seines weiten vielfordernden Herzen finden wird! Es ist mir, besonders in dieser Stunde, sehr wunderbar um's Herz. Womit habe ich das doch verdient, daß mir das größte Glück zu Theil wird, das einem Sterblichen werden kann, — eine zärtliche, gute und verständige Begleiterin auf dem Pfade des Lebens — vor so vielen Andern zu Theil wird, die weit würdiger sind, als ich? — All-gerechter Regierer der menschlichen Schicksale; dank-bar werfe ich mich in deine Hände: mache mit mir, was Du willst — denn ich glaube, theurer Engel, daß alle Freuden auf dem Wege des Lebens nichts sind, als Stärkungen auf nachfolgende Mühen und Arbeiten. Ich habe das, was ich jetzt aus seiner Hand empfang, nicht verdient: das gestehe ich aus inniger Selbsterkenntniß. Für vergangene Arbeiten ist es nicht Belohnung, also für künftige! — Hälfte meiner Seele; wir wollen den unverbrüchlichen Bund der Tugend schließen, sobald wir uns wiedersehen; wir wollen einer des Andern Stütze und Stab auf ihrem Wege seyn; wir wollen uns erinnern und er-mahnen, wenn eines von uns sich vergißt. — Ach! ich bin als Gelehrter so vielen Versuchungen ausge-setzt, und oft in einzelnen Augenblicken so sehr schwach — denn ich muß es Dir sagen; ich habe mir fest vorgenommen, ein rechtschaffener Mann, im ganzen Sinne des Wortes, zu seyn; und dazu werde ich

deine Unterstützung oft nöthig haben. Wir werden darüber gewisse Punkte abreden. Ich weiß, daß dein Herz die Tugend nicht weniger liebt, als das meinige: aber dein Geist ist nüchterner und weniger stürmisch; du wirst oft nöthig haben, Wasser in mein Feuer zu gießen.

Ich bin gestern von Stuttgart abgereist und bleibe hier in Tübingen bis morgen früh. Dann mache ich ein Stück meiner Reise zu Fuße, bis mich der Postwagen einholt, das wird in der Donnerstags Nacht geschehen. Den Sonnabend bin ich in Schaffhausen: da find' ich einen Brief von Dir; lese ihn höchst wahrscheinlich ohngefähr in der nämlichen Zeit, da du diesen meinigen liesest; finde darin die bestimmte Anzeige, wo ich Dich Sonntags treffe. Den Sonntag — doch weg alle Beschreibung! Sonntag Abends seh' ich auch unsern gemeinschaftlichen Vater, und höre zuerst die Versicherung, daß er es seyn wolle, aus seinem Munde.

Und jetzt lebe wohl, bis auf den mündlichen Gruß.

---

6.

Den 16. Juni langte endlich Fichte in Zürich an, auch von den alten Freunden mit Herzlichkeit bewillkommt. Aber seiner Verbindung stellten sich noch, wie seine Braut es vorausgesehen hatte, mancherlei Schwierigkeiten in den Weg, welche die Züricher Gesetze einem Ausländer damals noch auferlegten, der sich dort verheirathen oder niederlassen wollte, und die am Ziele eines fast 4jährigen Harrens doppelt lästig waren. Endlich am 22. October 1793 sollte die Hochzeit gefeiert werden, und die ganze Familie

von dem Kreise der vertrautesten Freunde begleitet, begab sich nach Baden, unfern von Zürich, wo die Trauung vollzogen wurde. Hier hielt der Leutpriester Johann Georg Schultheß, Jugendfreund der Braut und ihrer Brüder, die Trauredede über Luc. 6, 45.: der gute Mensch bringt aus dem guten Schatze seines Herzens hervor das Gute: und Lavater sendete ihnen nach seiner freundlichen Sitte zum Gruss und Glückwunsche folgenden Denkspruch nach:

An Fichte = Kuhn, und an Kuhn = Fichte.

Kraft und Demuth vereint wirkt nie vergänglich-  
liche Freuden,

L i e b' im Bunde mit L i c h t erzeugt unsterbliche  
Kinder:

Freue der Wahrheit dich, so oft dies Blättchen  
du anblickst!

Der schönste Herbsttag schmückte das Fest und begleitete die Neuverbundenen, als sie der dortigen Sitte gemäß, gleich nach der Trauung eine Reise nach Bern und in die französische Schweiz antraten. Auch dort war Fichte's Name unter den Gelehrten schon bekannt worden: Immanuel Itz besonders, Professor der Philosophie zu Bern, begrüßte seinen Glaubensgenossen in Kant, wie er Fichte'n nannte, mit Freude und Hochachtung, und beide Männer schloßen eine Freundschaft, die auch später noch in der Ferne durch Briefwechsel und litterarische Mittheilungen fortgedauert hat. Doch vor Allem interessant wurde ihm hier die Bekanntschaft von Baggesen, welcher damals in Bern bei seinen Schwiegerältern lebte. Beide Männer, wiewohl innerlich

unähnlich an Talent und Streben, wurden vielleicht gerade deshalb desto stärker zu einander gezogen. Mochte auch Fichte bei seiner scharfen, in einer Richtung vorwärts dringenden Klarheit wohl nur selten übereinstimmen mit dem vielfach beweglichen und wechselnd erregten Dichter; so mußte doch diese Berührung kräftig entgegengesetzter Naturen Jeden in seiner Art nur klarer in sich und befestigter machen; und auch später blieben beide besonders durch ihren gemeinschaftlichen Freund Reinhold mit dauerndem Wohlwollen einander eingedenk. Da erschien einige Jahre darauf Baggesen's bekanntes Lied: Die gesammte Trinklehre, das als geistreicher Scherz an sich nichts Beleidigendes für Fichte haben konnte. Wie aber entstellende Zwischenträgererei so oft schon Geister, die einander zugethan waren, trennte oder entfremdete; so wäre es fast auch hier gegangen. Fichte'n wurde zugebracht, Baggesen habe zu Hamburg in einer großen Gesellschaft ein Spottgedicht auf ihn vorgetragen, und Reinhold, dabei gegenwärtig, habe lebhaften Antheil genommen. War dies gegründet, so mußte sich Fichte um so mehr dadurch verletzt fühlen, da diese Beleidigung heimlich geübt, und durch Nichts von seiner Seite hervorgerufen worden war: und doppelten Abscheu hatte er immer vor jedem Scheine der Falschheit an Andern, wie an sich selbst. Doch schrieb er vorerst an Reinhold, um sich nach der Wahrheit jenes Gerüchtes zu erkundigen; dieser, edel und offen, wie er stets sich zeigte, meldete ihm sogleich den wahren Hergang der Sache, und theilte ihm das fragliche Gedicht mit, welches ihn so befriedigte, daß er sogleich zurückschrieb, er sey gänzlich versöhnt, und habe

die Verse mit großem Wohlgefallen und herzlichem Lachen gelesen. — Wir selbst gedenken übrigens dieses an sich unwesentlichen Ereignisses hier nur deshalb, weil schon an einem andern Orte seiner Erwähnung geschehen, \*) und weil es auch sonst für Fichte selbst nicht ohne charakteristische Bedeutung scheint. Es zeigt nämlich, wie unbefangen er sogar in den feurigern Jahren seiner Jugend einen geistreichen Scherz aufzunehmen und zu behandeln wußte, auch wenn er selbst der Gegenstand desselben war.

Damals gesellte sich noch Fernow zu den Freunden, der Baggesen auf seiner Reise nach Wien und Italien über Zürich begleitete. Fichte'n gefiel der bescheiden offene Jüngling, der mit lebhaftem Sinne für die Kunst, zugleich eine enthusiastische Liebe für Philosophie, besonders für die kantische, verband, deren Principien er später auf die Kunst anzuwenden suchte. \*\*) Bei ihrer Abreise von Zürich

---

\*) In Reinhold's Leben und litterarischem Briefwechsel, von Ernst Reinhold, S. 241.

\*\*) Wir besitzen noch aus der Zeit dieses Besuches ein Paar Denkblätter von Baggesen und Fernow an Fichte, die nicht nur als Beweise freundschaftlicher Achtung Werth für uns haben, sondern auch für jene Zeit uns merkwürdig scheinen, wegen des Geistes, der besonders aus dem einen desselben spricht. Es sey uns daher erlaubt, sie hier mitzutheilen, da auch jetzt noch jener Geist unter uns nicht erloschen ist, von irgend einer einzelnen Erscheinung in der Kunst oder Philosophie ganz besonders Heil zu erwarten, wie es damals von Vielen mit der Kantischen Philosophie geschah, und dies Einzelne zugleich aus allem Zusammenhange mit der Gegenwart herauszureißen, um es

begleitete sie Fichte den Züricher See hinunter bis nach Richterswyl, um sie zu seinem Freunde Pestalozzi zu führen, der dort nur noch von Wenigen beachtet in der Verborgenheit die ersten Versuche seiner Volkserziehung auszuführen begann. In seinem Hause trennten sich die Freunde, Baggesen und Fernow, um zu Fuße ihre Wanderung über

---

als etwas ganz Außerordentliches hinzustellen. So scheinen die folgenden Fernow'schen Worte uns trefflich die Art jener überschwänglichen Enthusiasten zu bezeichnen, an denen Deutschland immer so reich ist: Andere würden jetzt nur andere Namen an die Stelle setzen!

„Sum — ergo cogito!“

„Zum Andenken der mir unaussprechlich theuren, unvergesslichen Momente, die ich laut mit Fichte gedacht habe.“

Zürich, den 8. December  
1793.

Jens Baggesen, Däne.

„Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward — Kantische Philosophie! — Unvergesslich wird mir der Augenblick seyn, wo ich in Ihnen einen der ersten und würdigsten Priester dieser menschlichsten aller Göttinnen und dieser göttlichsten aller Wissenschaften, — den ich längst schätzte, zuerst sah und liebte; und unauslöschlich wird das Andenken der wenigen kostbaren elyrischen Stunden, die ich in Ihrer Gesellschaft verlebte, meinem Geiste und Herzen seyn.“

„Mit dem Gefühl innigster Hochschätzung empfiehlt sich Ihrem Andenken

Richterswyl, den 9. Decbr.  
1793.

Carl Ludwig Fernow,  
ein freier Freund alles Wahren,  
Guten und Schönen.“

St. Gallen und Lindau nach Augsburg fortzusetzen, Fichte, um noch einige Tage in Pestalozzi's Hause zu verleben.\*) Beide waren schon früher durch die innige Freundschaft, welche ihre Gattinnen verband, einander näher geführt worden, und Fichte hatte bald in dem Manne von äußerlich abstoßender Form ein tiefstliegendes Kleinod entdeckt, das er an's

\*) In einem noch ungedruckten Briefe Fernow's an einen Freund, in welchem er seine Reisebegebenheiten erzählt, äußert er sich folgendermaßen über jene Zusammenkunft in Zürich und im Pestalozzi'schen Hause:

„Den 6ten December Mittags trafen wir in Zürich ein, wo wir des Abends in Lavater's Gesellschaft zubrachten, den Sonnabend über stille lagen, und Sonntags Früh wieder abreisten. Fichte, ein jetzt sehr bekannter kritischer Philosoph, der die Kritik aller Offenbarung (ein Werk, das man bei seiner Erscheinung für ein Kant'sches Produkt hielt) und verschiedene andere vortreffliche Werke, geschrieben hat, den Baggesen schon kannte, und ich hier kennen lernte, begleitete uns. Wir gingen das linke Ufer des schönen Zürichersees hinab, bis 2 Stunden von Zürich, wo wir uns nach Richterswyl, einem großen Dorfe, 2 Stunden von da über den See setzen ließen. Hier hält sich ein gewisser Gelehrter, Namens Pestalozzi, auf, der unter andern durch das schweizerische Volksbuch, Lienhard und Gertrud, bekannt geworden ist. Diesen wollte Baggesen kennen lernen. Er ist ein Mann zwischen 40 und 50, häßlich und blatternarbig von Gesicht, simpel in seiner Kleidung und seinem Aeußern, wie ein Landmann, aber so voll Gefühl, wie ich wenig Menschen kenne, und worin ihn nur Baggesen übertrifft, dabei voll trefflicher praktischer Philosophie, die

Licht zu fördern und zu allgemeinerer Würdigung zu bringen wünschte. Jetzt vollendete dieser Besuch ihre Freundschaft, wie ihre gegenseitige Anerkennung. Pestalozzi theilte ihm mit der begeisternden Wärme seines persönlichen Wortes, deren er so fähig war, seine umfassenden Pläne über Volkserziehung mit, und Fichte, ergriffen von der Wichtigkeit dieses Gedankens, sagte ihm auch in seiner abweichenden Laufbahn jede Unterstützung zu, deren er fähig wäre. Daß und wie er sein Wort gelöst, und in welchem wichtigen Wendepunkte der deutschen Bildung, ist allgemein bekannt.

\* \* \*

Fichte lebte nun im Hause seines Schwiegervaters unter den glücklichsten Verhältnissen. Außerlich vollkommen unabhängig, im langersehnten Besitze einer geliebten Gattin, im geistreich erregenden Umgange mit seinem Schwiegervater, der mit jugendlicher Frische noch Antheil nahm an allen neuen, politischen wie litterarischen Erscheinungen der bewegten Zeit; — er selbst in der Blüthe des kräftigsten Mannesalters, ermuthigt durch den unerwarteten Ruf, den sein erstes Werk ihm erworben: — wie hätten nicht kräftige und rasch geförderte Leistungen die Frucht einer so glücklichen Lage seyn sollen! — Es war für ihn die Zeit der hoffenden Begeisterung, des muthigen Entdeckens. Das gelobte Land der Wahrheit, auf welches Kant die Aussicht gegeben hatte,

---

auch in allen seinen Schriften athmet. Mit diesen beiden Männern schwanden uns die Stunden, wie Sekunden, und ich habe diesen Tagen viele selige Augenblicke zu verdanken.“

schien wie in kühnem Anlaufe erobert werden zu können: diesem Ziele hatte Fichte sein ganzes übriges Leben geweiht; zum ersten Male war vor ihm selbst sein Beruf ohne alles Schwanken entschieden, und er ist ihm treu geblieben bis zum letzten Athemzuge.

Ueberhaupt aber war damals in allen Geistern ein neuer Aufschwung, ein frischer Muth des Entdeckens und Wagens erwacht. Gerade aus der Wissenschaft, aus dem Reiche der Ideen, erwartete man die Umgestaltung und Verbesserung der Welt auch in ihrem moralischen und politischen Zustande. Wie sich aber zunächst in Deutschland eine völlige Erneuerung des wissenschaftlichen Geistes vorbereitete; so schien ein Nachbarland in einer solchen Umgestaltung seiner politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse begriffen; und eine Vergleichung beider Resultate lag nahe, indem ja auch in Frankreich eine neue Welt der Wahrheit und des Rechtes auf allgemeinen Ideen, überhaupt auf Theorie gegründet werden sollte. So wurde auch Fichte, wie die kräftigsten Köpfe seiner Zeit, von der Größe dieser Begebenheit gewaltig erregt, und er folgte ihr durch alle ihre wechselnden Erscheinungen hindurch mit der anhaltendsten Theilnahme und Aufmerksamkeit. Freilich konnte die furchtbare Gefährlichkeit dieses weltgeschichtlichen Experiments, auf der völligen Zertrümmerung alles Alten, bloß aus einigen allgemein wahren Grundsätzen über Gleichheit und Freiheit aller Menschen, ein durchaus Neues im Staate und in der Gesellschaft hinzustellen, eben wegen der gänzlichen Neuheit dieser Erscheinung nicht sogleich einleuchten. Denn selbst die englische Revolution, welche zugleich dem Gedächtniß und Urtheile der Zeitgenossen ferner stand, hatte nicht diese

innerste Umwälzung und Zerstörung dargeboten, da hier sich ein streng ascetischer Eifer als der leitende Geist jener Umwälzung zeigte, wodurch ihr von selbst schon die feste Schranke eines ursprünglich Heiligen und Unantastbaren gegeben war.

Dabei werde nicht vergessen, welche Erfahrungen über die eigene Lage des Vaterlandes jene Theilnahme an der französischen Revolution rege machten; und um so mehr muß daran erinnert werden, als man jetzt von manchen Seiten her eifrig bemüht scheint, den wahren Zustand des damaligen Deutschlands in Vergessenheit zu bringen. Gerade vor jener Epoche waltete indeß in manchen Theilen desselben, neben vielfacher Sittenlosigkeit der Vornehmen und Gewalthaber, die freilich auch ausländischen Ursprungs war, — zugleich eine Willkühr und Rauheit der Regierungsformen, wie sie theils althergebracht, theils durch Mißbrauch eingerissen seyn mochte, die aber keineswegs mehr zu der Entwicklung der Zeit und ihren Anforderungen paßte. Ueberhaupt trat von der Einen Seite Schlaffheit und völlige Entartung, von der andern ein unruhiges Drängen nach einem neuen Zustande so entschieden hervor, daß die veraltende Zeit einer Erfrischung, das verlorene Gleichgewicht der Gesellschaft einer erneuernden Herstellung durchaus bedürftig erschien. Und wird der Unbefangene läugnen, daß auch in Deutschland seit jener Epoche in Staat und Gesellschaft eine völlig neue Zeit sich gebildet habe? Freuen wir uns vielmehr, daß wir mit unbesleckter Hand die Früchte jenes Ereignisses brechen konnten, um sie zu neuer Aernthe auszusäen, die hoffentlich unsern Enkeln reifen soll.

In diesen Zwiespalt der Zeit mit sich selbst fiel nun Fichte's Jugend, fielen die ersten Erfahrungen über Welt und Staat, wie er sie auf seinen Reisen durch Deutschland und die angränzenden Länder machte. — Mochte doch ihm selbst schon auf der mühsamen Laufbahn seines Jünglingslebens oft der Unterschied sich aufgedrängt haben, dessen bevorrechtete Geburt ohne Mühe und Verdienst vor Talent und fleißigem Streben sich erfreut. Mochte bei seinem kräftigen Sinne für Recht und Gesetz manche Härte und Willkühr, deren er Zeuge war, ihn mit Unwillen erfüllt haben: und seine Schrift über die französische Revolution deutet in dieser Hinsicht auf Erfahrungen hin, wie man sie hoffentlich nur damals noch, an der Schwelle jener verschollenen Zeit, in Deutschland machen konnte.\*) War es daher zu verwundern, daß eine Staatsumwälzung, die damit begann, die Wurzel jener zahlreichen Mißbräuche auszurotten, von ihm mit lebhafter Hoffnung begrüßt wurde, ja daß er sogar später, als sie in die wildeste Anarchie ausartete, nicht sogleich den Muth für sie verlor, sondern noch immer hoffte, daß, wenn erst die Leidenschaften des Parteikampfes vorüber wären, jene Nation dennoch die wahre gesetzliche Freiheit und das rechte Mittel, sie sich zu erhalten, finden werde?

Wenn jedoch auch unter diesen Voraussetzungen noch Mancher, mitten aus seiner Gegenwart heraus, eine so lebhafte Theilnahme und so ausdauernde Hoffnungen von einem Ereignisse, das von solchen Zerstörungen begleitet war, sich nicht zu erklären vermöchte: so bedenke ein Solcher, was ohne Zweifel

---

\*) Z. B. Th. I. S. 193. Th. II. S. 340. u. f. w.

entscheidend ist, indem es einen tiefliegenden Grund voraussetzen läßt, daß fast alle ausgezeichneten Männer, und gerade die besten Köpfe Deutschlands, wenigstens auf eine Zeit lang diesen Enthusiasmus theilten. Gewiß aber war es bei jenen nicht Liebe des Ausländischen, noch weniger Neigung zu den Gewaltsamkeiten der Revolution, vielmehr die allgemeine und tiefliegende Ueberzeugung von der völligen Veraltung ihrer eigenen Zeit. Und hätte wohl ein einziger kräftiger Stoß das alte Gebäude deutscher Verfassung so völlig stürzen können, wäre es nicht in den Gemüthern der Deutschen selbst schon lange untergraben gewesen? Kann man überhaupt eine große geschichtliche Erscheinung für Zufall halten, oder eine allgemeine Stimmung für das Werk geistiger Verkehrtheit oder eines einzelnen bösen Willens?

Aber auch jetzt wollte Fichte den leidenschaftlichen Ton des Parteigeistes, wie er damals sogar in Deutschland meistens gehört wurde, durch den Ernst allgemeiner Untersuchung hemmen. Schon lange vor der französischen Revolution und ganz ohne Beziehung auf dieselbe war in Deutschland öffentlich und für jeden Gebildeten verständlich die staatsrechtliche Frage über das Verhältniß von Fürst und Volk und ihre gegenseitigen Rechte erörtert worden. Mit derselben Freiheit und nach demselben Principe sollte auch jetzt die Frage nach der Rechtmäßigkeit einer Staatsumwälzung überhaupt untersucht werden, weniger für die Schule, als für das gebildete Publikum, um nach festen allgemeinen Grundsätzen ein Urtheil über jene einzelne Erscheinung in ihm vorzubereiten. Und so entstanden theils

noch in Danzig, theils in den ersten acht Wochen seines Aufenthaltes in Zürich seine Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution, \*) eine Schrift, die indeß nur als Fragment zu betrachten ist, indem das Vorhandene nicht über die Feststellung der allgemeinen Principien hinausgeht, ohne sie auf den vorliegenden Fall der Beurtheilung anzuwenden. — Hauptsatz derselben ist es, daß es keine absolut unveränderliche Staatsverfassung geben könne, eben weil keine absolut vollkommene sich je verwirklichen lasse. Die relativ beste Verfassung müsse daher wesentlich auch das Princip innerer Veränderung und Verbesserung in sich tragen. Wenn aber gefragt werde, von Wem diese Verbesserung ausgehen solle, so möchte dies Recht allen Theilen gleichmäßig zustehen, welche an dem Staatsvertrage Theil haben. Unter diesem sey aber nicht zu denken ein irgendwann der Zeit nach wirklich abgeschlossener Vertrag — indem gewisse ältere und neuere Gegner diese Ansicht durch die leichte Bemerkung widerlegen zu können meinten, es lasse sich ein solcher Vertragsabschluß historisch nirgends nachweisen, — sondern der Begriff des Staates, der als das eigentlich Rechtesbegründende jedem Staatsverbände zu Grunde zu legen sey. \*\*)

Hieran schließt sich die Untersuchung über die begünstigten Stände im Volke, in Bezug auf das Recht einer solchen Staatsveränderung, insbesondere über Adel und Kirche, deren Prærogative einer weit-

\*) 2 Theile, 1793. zweite unveränderte Auflage, 1795.

\*\*) Vergl. Th. I. S. 61 ff.

läuftigen und strengen Prüfung unterworfen werden. Besonders aber wird der Conflict zwischen dem allgemeinen Rechte der Vernunft und der historischen Bevorrechtung, die oft große Ungerechtigkeit in sich schließt, in jenen Verhältnissen überall scharf hervorgehoben, ohne denselben jedoch zu lösen und zu versöhnen, sey's auf historischem oder auf philosophischem Wege. So ist freilich in gewissem Sinne zuzugeben, daß sich die Schrift eben deshalb selbst nicht über ihre Gegenwart und deren Kampf erhoben habe, weil jene Zeit vornehmlich im Gefühle dieses Mißverhältnisses befangen lag, über welches zu erheben der wissenschaftlichen Forschung in ihrer wahren Bedeutung eigentlich geziemt. Doch möchte gerade dadurch dies Buch vielmehr ein bedeutendes Zeugniß für die ganze damalige Epoche werden, indem die Mängel des Bestehenden im Staate, und was man sich im Gegensatze desselben als rechtmäßig und wünschenswerth dachte, in ihm mit ganzer Schärfe einander entgegengestellt sind. Und eben deshalb verfehlte die Schrift auch damals nicht einer großen Wirkung, weil sie fast nur das Urtheil der Zeit über sich selbst mit Kraft und offener Kühnheit aussprach. Hinwiederum schien aber auch die innere Gesinnung, welche sie eingegeben, Anerkennung finden zu müssen: überall leuchtet hindurch, wie Liebe zur Menschheit das Wort führe, wie Begeisterung für ihr Wohl selbst der heftigen Polemik zu Grunde liegt. Dabei ist die Darstellung rasch, beweglich, kräftig eindringend, und kündigt schon damals einen Schriftsteller an, der in bedeutendem Grade Denkstrengigkeit und Klarheit mit lebendiger Faßlichkeit zu verbinden weiß.

Er selbst legte indeß später geringeren Werth auf dieselbe, theils weil ihr ganzes theoretisches Fundament ihn nicht mehr befriedigte, theils weil er auch in der Ausführung der einzelnen Theile zu viele Ungleichheit fand. Schon in einem Schreiben an Reinhold vom 1. März 1794 spricht er folgendes Urtheil über dieselbe aus: \*)

„Den zweiten Theil meines Beitrages habe ich vorigen Sommer, unter beständigen Zerstreungen und einem großen lärmenden Baue gegenüber, in vier Wochen niedergeschrieben. Haben Sie daher Geduld mit ihm. Ich hoffte damals nicht, daß Männer, wie Sie, ihre Augen auf diese Schrift werfen würden, und schrieb sie hin, um nur den Verleger zu befriedigen. Beurtheilen Sie sie aus diesem Gesichtspunkte. Das Kapitel über den Adel würde ich jetzt gewiß ganz anders bearbeiten. Ueber die Kirche aber glaube ich manches Neue gesagt zu haben.“

Noch bestimmter spricht er sich über dieselbe aus in einer Stelle seiner spätern Verantwortungsschrift gegen die Anklage des Atheismus, S. 93:

„Wenn dann nun auch ein junger Mensch, der sein Vaterland aufgegeben hatte, und an keinem Staate hing, und damals als Gast in einer kleinen nordischen Republik lebte, von welcher aus er in den Tagen, da sie verschlungen wurde, nach einer südlich gelegenen Republik abreißte; wenn dieser junge Mensch von Unwillen hingerissen über die Uebertreibungen, die sich damals die Vertheidiger der geschlossenen Willkühr der Mächtigen erlaubten, gleichfalls von

---

\*) S. Reinhold's Leben und Briefwechsel, S. 168.

seiner Seite ein wenig übertrieben hätte, um das Gleichgewicht herzustellen; wenn sogar dies noch unausgemacht wäre, ob er vielleicht übertrieben, und ob selbst diese scheinbare Uebertreibungen seine damalige wahre Meinung gewesen, indem er nur ein Fragment geliefert, nur einen Theil der Einen Seite gezeigt, und man ihn zur Erörterung der zweiten Seite auf seinem damaligen Wege nicht fortgehen lassen; wenn derselbe, seitdem zum Manne geworden, in einer reifern durchdachten Schrift (der Rechtslehre) über denselben Gegenstand jede Einseitigkeit vermieden, und hoffentlich jeden Politiker zufrieden gestellt, der nun laut sagen darf, was er möchte: — wäre es dann gerecht und billig, jenen jugendlichen und unvollendeten Versuch des Jünglings noch immer zum Maasstab der politischen Grundsätze des Mannes zu machen? — Falls ja zugegeben werden müßte, daß der Gelehrte als Bürger dem Staate für seine theoretischen Meinungen verantwortlich sey, welches kein wahrer Gelehrter zugeben wird.“

Jene Schrift und eine andere ganz verwandten Inhalts: Zurückforderung der Denkfreyheit\*) hatte ihm nämlich damals den gefährlichen aber vieldeutigen Namen eines Democra ten zugezogen, wie es denn immer in den Zeiten besonderer Aufregung gewisse Parteinamen gibt, die an sich unbestimmt und Einzelnen willkührlich beigelegt, bei dem Einen

zum

---

\*) Zurückforderung der Denkfreyheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten; eine Rede, Heliospolis, im letzten Jahre der alten Finsterniß.“ 1793., beurtheilt in der Allg. L. Z. 1793. S. 199.

zum Hasse, bei den Andern zur Empfehlung gereichen. So war damals jene Bezeichnung für die ganz gewöhnlich, welche sich unabhängig in ihrer Denkungsart und freimüthig in ihren Aeußerungen zeigten. Bedenklicher war es jedoch, daß an diesem Namen bei den Machthabern gewisse politische Nebenvorstellungen sich knüpften, die, — ob näher begründet oder nicht, wurde im Einzelnen kaum untersucht, — den also bezeichneten auch als Neuerungsüchtigen im Staate betrachtete. Und dieser bei Fichte ganz ungegründete Verdacht war es dennoch, der ihm damals und späterhin große Anfechtung zuzog, und zwar eine desto gefährlichere, je weniger offen sie gerade gegen diesen Punkt gerichtet war, wo denn für eine klare Rechtfertigung Raum gegeben worden wäre.

So hat er auch späterhin in seiner angeführten Verantwortungsschrift bewiesen, daß die Anfeindung, die sein vermeintlicher Atheismus finde, eigentlich nur in seinem Democratismus seinen Grund habe; und bei dieser Gelegenheit äußert er sich so gründlich über jenen ganzen Verdacht, daß die Stelle hier nicht übergangen werden darf:\*)

„Hier bedarf es keiner Muthmaßungen und keines Rathens. Die Triebfeder (jener Anklage) ist klar, ist notorisch; nur daß keiner den Namen des Dinges aussprechen will. Ich bin überhaupt nicht gemacht, um hinter dem Berge zu halten, und ich will es besonders hier nicht; indem ich dieser Angriffe nunmehr müde bin, und für dieses Mal mir entweder Ruhe verschaffen will, für mein ganzes übriges

---

\*) S. Verantwortungsschr. S. 88 ff.

Leben, oder muthig zu Grunde gehen. Ich also will es seyn, der den Namen dieses Dinges ausspricht. Ich bin ihnen ein Democrat, ein Jakobiner, dies ist's. Von einem solchen glaubt man jeden Gräuel ohne weitere Prüfung; gegen einen solchen kann man gar keine Ungerechtigkeit begehen. Hat er auch dieses Mal nicht verdient, was ihm widerfährt; so hat er es doch ein andermal. Recht geschieht ihm auf jeden Fall, und es ist politisch, die das wenigste Aufsehen erregende, die populärste Anklage zu ergreifen, um sie habhaft zu werden."

„Daß ich ihnen dies bin, dieser sträfliche Democrat und Jacobiner, und daß ich ihnen deswegen unaussprechlich verhaßt bin, ist notorisch. Es bedarf nicht der Indiscretion — welche in dieser gerechtesten Selbstvertheidigung doch keine Indiscretion seyn würde, — an gewisse Aeußerungen zu erinnern, welche gegen verehrungswürdige Männer geschehen, die diese Schrift als meine Richter lesen werden, die selbst gegen diese Aeußerungen mich vertheidigt haben, die sich derselben bei dieser Stelle meiner Verantwortung ohne Zweifel erinnern werden. Es bedarf solcher Erinnerungen an vergangene Dinge nicht; denn es ist mir ein bei der gegenwärtigen Gelegenheit geschriebener Brief eines thürsächsischen Ministers bekannt, in welchem von unserm vermeinten Atheismus geradezu gesprochen wird, als von einer neu erfundenen Maasregel dieser Demokraten!"

„Ich bin also ein Democrat. Was ist denn nun dies? Etwa ein solcher, der die demokratische Regierungsverfassung als die einzig rechtmäßige aufstellt, und deren Einführung empfiehlt? Ich sollte

meinen, wenn er dies, selbst unter einer monarchischen Regierung, bloß in gelehrten Schriften thut, so könnte man die Widerlegung dieser Meinung, wenn sie unrecht ist, andern Gelehrten überlassen. So lange er nicht eine äußere Handlung vollzieht, um die bestehende Regierungsverfassung wirklich zu stürzen, und die ihm gefällige an die Stelle zu setzen, sehe ich nicht ein, wie seine Meinung vor den Richterstuhl der Regierung auch nur gelangen könne, vor welchen nur Thaten gehören. Jedoch ich weiß, daß über diesen Punkt die Gegner anders denken, denn ich. Denken sie, wie sie wollen; paßt denn jene Anklage auf mich, und bin ich denn ein Democrat im oben angegebenen Sinne des Wortes? Sie mögen freilich, seitdem sie ihren Begriff von mir festsetzten, und über mein Bild in ihrer Phantasie Democrat schrieben, Nichts mehr von mir gehört oder gelesen haben. Nun, so lassen sie sich jezo einen Auszug aus meiner Grundlage des Naturrechts, Th. I. S. 189 ff. geben. Man wird ihnen keinen Schriftsteller nennen können, der sich entscheidender und mit stärkern Gründen gegen die demokratische Regierungsform als eine absolut rechtswidrige Verfassung erklärt hat. Lassen sie sich überhaupt einen ehrlichen Auszug aus jenem Buche machen. Sie werden finden, daß ich eine Unterwürfigkeit unter das Gesetz, und eine Aufsicht desselben über die Handlungen der Bürger fordere, wie sie noch von keinem ihrer Staatsrechtslehrer gedacht, in keiner ihrer Verfassungen zu realisiren versucht worden. Die meisten Klagen, die ich gegen dieses System gehört, waren darüber, daß es der Freiheit, (der Ungebundenheit und Geseklosigkeit) der Menschen

so großen Abbruch thue. Ich bin sonach weit entfernt, Anarchie zu predigen.“

„Doch es ist wohl weit gefehlt, daß sie mit diesem Worte einen bestimmten Sinn und den wissenschaftlich richtigen verknüpfen sollten. Es wäre mir vielleicht möglich, wenn alle die Gelegenheiten, bei denen sie sich dieses Ausdruckes bedienen, zusammen genommen würden, zu sagen, welcher einen Begriff sie eigentlich damit verbinden: und es ist sehr möglich, daß ich in diesem Sinne ein sehr entschiedener Democrat bin; es ist wenigstens so viel gewiß, daß ich lieber gar nicht seyn möchte, als der Laune unterworfen seyn und nicht dem Gesetze.“ — — —

— „Dieser verhaßte Democrat, was hat er denn sogar damals, als er allenthalben nur Gast war, und keine Verbindlichkeit als die eines Gastes gegen irgend einen Staat hatte, gethan, um seine vermeinten demokratischen Grundsätze zu realisiren. Wenn es interessirt, noch jetzt die genaueste Untersuchung darüber anstellen zu wollen, dem will ich selbst mit den bestimmtesten Nachrichten an die Hand gehen: und findet sich die geringste Spur, wird mir auch nur Ein verdächtiger Schritt in meiner Lebensgeschichte nachgewiesen, so will ich mich aller Sünde schuldig geben, deren meine ärgsten Feinde mich nur anklagen können. Was es ist in meinem Charakter, welches mich über allen Verdacht absolut wegsetzen muß, werde ich ihnen tiefer unten noch bestimmter bezeichnen: es ist meine entschiedene Vorliebe zu einem speculativen Leben.“

„Was beabsichtigt man denn nun also durch jenen unauslöschlichen Verdacht, durch jenen bitteren Haß,

mit welchem man, — denn ich bin müde, von mir allein zu reden, — eine Menge verdienter Gelehrten und Schriftsteller in Deutschland verfolgt, an denen man eben so wenig Schuld finden wird, als an mir? Was beabsichtigt man durch jenes terroristische Verläumdungssystem, das man mit so viel Wohlgefallen aufnimmt, so kräftig unterstützt, so fürstlich belohnt? Wenn es wirklich wahr wäre, daß einige dieser Schriftsteller einigen der bestehenden Regierungen nicht gute Absichten zugetraut hätten, werden denn diese dadurch widerlegt, daß man wirklich gewalthätig gegen sie verfährt, und mit den Waffen, deren nur der geringste im Volke sich bedient, denen der Verläumdung, sie angreift? Wird man sie ausöhnen, dadurch, daß man sie in beständigem Schrecken hält, und jede Gelegenheit ergreift, sie zu verderben? Jedoch das will man auch nicht, sie ausöhnen! Denn daß in der Brust des Menschen wohl auch eine Macht ruhe, die sich durch keinen Mechanismus fesseln, und durch keinen Mechanismus ersetzen lasse, daß das Talent ein nicht zu verachtender Mürter sey, will man noch nicht anerkennen. Will man sonach etwa nur Rache nehmen? Dieser Zweck wäre zu klein für Regierungen; nur beleidigte Subalternen können ihn haben; aber die Regierungen werden leider oft unwissentlich zu Werkzeugen dieser niedern Leidenschaften gemacht.“

So beurtheilte damals Fichte, was um ihn her vorging, und was er unmittelbar selbst erfahren mußte; aber wie prophetisch anticipirend hat er damit zugleich auch seinen spätern Anklägern geantwortet. Denn durch ein seltsames Geschick ist sogar noch nach

seinem Tode unerwartet ein ähnlicher Vorwurf von derselben Seite her wider ihn erneuert worden, dessen wir nachher ausführlicher erwähnen werden. Hier möge man seiner kräftig erschöpfenden Worte auch für das Spätere eingedenk bleiben.

---

7.

Wichtiger für die Wissenschaft wie für seinen Ruhm war das philosophische System, welches durch das Studium Kant's und seiner Nachfolger langsam vorbereitet, zugleich um diese Zeit in ihm zur Reife und Klarheit gedieh.

Ohne in das Einzelne desselben hineinzugehen, möchte es dennoch besonders für die Methode der ganzen neuern Philosophie bezeichnend seyn, den Punkt hier anzugeben, von wo aus nach Kant und durch ihn bedingt, Fichte eingriff in die philosophische Entwicklung, und wie er, eine ganz neue Methode wissenschaftlicher Philosophie hervorrufend, dadurch eigentlich der Gründer einer neuen philosophischen Epoche geworden ist; Etwas, das bisher noch nicht gehörig anerkannt worden seyn möchte!

Kant, ausgehend von der allgemeinen Frage nach der Möglichkeit eines apriorischen Erkennens, endete den ersten Abschnitt seiner Untersuchung mit diesem Resultate, das als der Inhalt seiner Kritik der reinen Vernunft anzusehen ist: Das sinnliche, in Raum und Zeit vorstellende Ich ist durchaus der objektiven Erkenntniß der Realität (der Wahrheit an sich) untheilhaftig; ebenso ist der Verstand mit den Kategorien nur zum geordneten Begreifen jenes sinnlichen Erfahrungsstoffes geeignet, und die

Vernunft endlich mit ihren Idealen soll den Prozeß des Erfahrens nur in's Unendliche zu erweitern und fortzusetzen antreiben. Die ganze Erfahrung selbst aber, das sinnliche Objekt wie Subjekt bleibt durchaus nur Erscheinung eines an sich Unbekannten, und schlechthin Unvorstellbaren, indem jedes Vorstellen es ja wiederum zum bloß Erscheinenden machen würde. Damit endet dieser Standpunkt in einer vollkommenen Negativität und Skepsis: zugleich tritt er in so abgeschlossener Entschiedenheit hin, daß er jeden weiteren Ausweg, jede gelindere Ausgleichung eigentlich unmöglich zu machen scheint. — Aber die hohe Moralität des Mannes trieb ihn auch philosophisch zu einer weitem Ergänzung und tiefern Befriedigung: nur im Willen, der Freiheit, Selbstbestimmung ist dem Ich Realität vorbehalten, die es von Außenher schlechthin nicht sich gewinnen kann; ja das Ich selbst ist in der Wurzel Freiheit, Aussichselbstbestimmung; und dies ist das einzige Reale an ihm, und Alles, was damit zusammenhängt, nimmt Theil an dieser Realität. An die Freiheit nämlich ist ein Gesetz, ein unbedingtes Soll gerichtet; und die rein über sinnliche Welt der Pflicht, der Sittlichkeit ist die einzig reale: nur das sittliche Ich ist wahrhaft da, und Gott ist nur als sittlicher Ordner zu erkennen. — In diesem Resultate der zweiten Kritik war im Gegensatz der sinnlichen Erscheinungswelt die durchaus abgeschiedene und vorerst unvereinbare Realwelt des Uebersinnlichen gefunden.

Noch waren aber andere in der Selbstbeobachtung vorhandene Phänomene des Bewußtseyns nicht erklärt; noch blieb übrig die Vorstellung des Schönen, des Erhabenen, des Zweckmäßigen, die weder Erfah-

rungerkenntnisse, noch moralische Begriffe sind; — die also eine dritte, gleichfalls abgerissene und aus dem Vorhergehenden unerklärliche Sphäre des Bewußtseyns bilden. Dennoch bietet sich gerade darin eine Vermittlung zwischen der übersinnlichen und sinnlichen Welt dar. Und so erklärt denn Kant in der Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft, daß, da eine solche Vermittlung nothwendig nachgewiesen werden müsse, sie aber in der Urtheilskraft wirklich gefunden sey, die Kritik der Urtheilskraft hierdurch das Gebäude der Transcendentalphilosophie in seinen Gegensätzen vereinige und vollende. — Doch ist jene Vermittlung durchaus nur eine äußerliche: wie aber jene Gegensätze innerlich, in der Einheit des Ich, in der gemeinschaftlichen Wurzel des Selbstbewußtseyns zusammenhängen, erklärt Kant ausdrücklich für unerforschlich. \*) Seine Theorie des Bewußtseyns, wiewohl äußerlich vollständig, entbehrt doch also ihres letzten Fundaments.

Und hier nun, in der Aufstellung des Principis dieser Disjunktion im Bewußtseyn, und damit der Einheit der sinnlichen und übersinnlichen Welt, hat die Wissenschaftslehre ergänzend eingegriffen. Daß jenes Princip im Begriffe des Ich selbst liegen müsse, konnte dem nicht entgehen, der auch nur die Frage

---

\*) „Denn alle Seelenvermögen oder Fähigkeiten können auf die drei zurückgeführt werden, die sich nicht ferner aus einem gemeinschaftlichen Grunde ableiten lassen: das Erkenntnißvermögen, das Gefühl der Lust und Unlust und das Begehrungsvermögen.“ Kritik der Urtheilskraft. S. XXII.

nach dieser höchsten Einheit mit Besonnenheit erfaßte: es galt hier nur, wie bei den meisten in die Wissenschaft eigentlich eingreifenden Entdeckungen, die vom Vorgänger gesetzte Schranke zu durchbrechen, das von ihm übrig gelassene Problem kühn in's Auge zu fassen, und überhaupt nur zu wagen, an der rechten Stelle es zu lösen. Jede wahrhafte und eigentlich thatbegründende Entdeckung war immer nur das Aussprechen eines vielfach gesuchten und lange vorbereiteten letzten Wortes, das plötzlich mit vollendender Klarheit alles Bisherige zusammenfaßt: die Reife der Sache selbst, die nothwendige Entwicklung der Wahrheit hat es zum Durchbruch gefördert; und nur im Dienste dieser Wahrheit war es dem Einzelnen vergönnt, es auszusprechen. Und Fichte selbst hat seine Entdeckung immer nur in diesem höheren Sinne angesehen. \*)

Zugleich war aber noch von einer andern Seite eine beschränkende Ansicht zu beseitigen, die, jetzt fast vergessen, dennoch uns beweisen möge, bis zu welchem geistlosen Formalismus in der Philosophie man damals herabgekommen war, bloß weil man immer nur im engen Umkreise einer Schule und ihrer Formeln und Sätze sich auf- und abbewegte. — Man suchte damals einen obersten Grundsatz oder eine höchste Thatsache für die Philosophie, und zwar diese als eine irgendwo fertig vorhandene und

---

\*) Einzelne beweisende Stellen dafür anzuführen, wäre überflüssig, indem er schon in der Vorrede zu seiner Schrift: „über den Begriff der W. L.“ — die oben bezeichnete Entwicklung klar ausgesprochen hat.

gegebene Wahrheit, um daraus die einzig richtige Philosophie logisch abzuwickeln; ohne zu bedenken, daß die Spekulation nur aus sich selbst zeugend und immer sich neugebärend lebt, daß sie nicht bloß Vorhandenes auffinden und äußerlich ordnen, sondern finden, aber entwickeln soll, was ursprünglich schon in dem Geiste liegt. — Freilich hatte auch die Wissenschaftslehre bei ihrem ersten Erscheinen sich äußerlich von jenem Formalismus noch nicht ganz losgemacht, indem auch sie einen fertigen Grundsatz ( $A=A$ ;  $\text{Ich}=\text{Ich}$ ) an die Spitze stellte. Da jedoch bei der fernern Entwicklung desselben die ganze Philosophie vielmehr auf eine Thathandlung gegründet wird, in welcher das Thätige und das Produkt der Thätigkeit schlechthin zusammenfallen,<sup>\*)</sup> also jener wahrhaft erste Gedanke der Philosophie nur durch Denken und für den Denkenden existirt; so zeigt sich darin die logische Form jenes Grundsatzes nur als eine äußerliche zur Wissenschaft selbst, während diese wirklich nur durch selbstschöpferisches Denken existirt. Und so ist denn auch in allen spätern Darstellungen der Wissenschaftslehre jener nur zufällige Formalismus gänzlich abgestreift worden. — Dagegen hat Fichte schon in seiner ersten eigentlich spekulativen Schrift<sup>\*\*)</sup> die einzig richtige philosophische Methode klar bezeichnet und wissenschaftlich begründet: und wie Descartes in seiner Abhandlung: de methodo zuerst entschieden aussprach, daß die Philo-

\*) Grundlage der Wissenschaftslehre, neue Aufl. (Tübingen 1802.) S. 8 u. ff.

\*\*\*) Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie, Jena 1794.

sophie keine Voraussetzung irgend einer Art übrig lassen dürfe, um von ihr auszugehen; so wurde hier die fernere Wahrheit hinzugefügt, daß sie in ihrer wissenschaftlichen Entwicklung nur eine stets fortlaufende, immer reichere Gestaltung des Gedankens aus sich selber, ein denkendes Selbsterzeugen seyn könne. Und beide Schriften, wiewohl in der Zeit entlegen, zugleich jedoch die einzigen, die über die Philosophie selbst philosophiren, müssen an Wichtigkeit neben einander gestellt werden, jene, als den eigentlichen Ursprung der neueren Philosophie bezeichnend, diese als begründend den wichtigsten Wendepunkt der neuesten Zeit.

Zugleich ist aber diese evolvirende Methode, die nur aus sehr einseitiger Ansicht Deduktion genannt worden ist, da sie vielmehr Hineinführung vom Abstrakten zum Concreten, vom Außerlichen in's Innere genannt werden sollte, und worin die Philosophen, seitdem philosophirt wird, wenn auch nicht immer mit deutlicher und ganzer Vollendung sich versucht haben, — Anerkenntniß mit vollkommenem Bewußtseyn desjenigen, was durch sie gefordert werde und in ihr geschehe, erst durch die Wissenschaftslehre ausgeübt worden. Eine Philosophie als absolute Wissenschaft mit vollkommener Besonnenheit ihres Thuns ist erst seit ihrem Erscheinen möglich. Die innerhalb der Philosophie selbst zu rechtfertigende Voraussetzung ist dabei freilich, daß der Geist ursprünglich in der Wahrheit sey, die Fülle der Wahrheit in sich trage, damit die Philosophie, als das entwickelnde Bewußtseyn des ursprünglich in ihm Enthaltene, als der Akt vollendeter Selbstbesinnung, nun auch die Erkenntniß des Wahren

zu seyn vermöge. Doch liegt diese Voraussetzung, nur nicht zu deutlicher Anerkennung gebracht, gleicher Weise aller Spekulation, ja allem Wissen zu Grunde und es ist eine der wichtigsten Seiten jener Philosophie, daß sie durch ihr Erfassen des Wissens in seinem innersten Wesen diese Anerkennung wenigstens vorbereitet hat.

Ebenso aber ist zu erinnern, daß, was die neuern spekulativen Systeme zum Mittelpunkte ihrer Lehre machen, den Prozeß der unendlichen Selbstverendlichkeit des Absoluten in den drei Momenten des Setzens, Gegensezens und Aufhebens des Gegensatzes, — dies schon in der Wissenschaftslehre deutlich vorgebildet ist in ihrer Construction des Ich, dessen Form in jenen Lehren nur auf das Absolute übertragen sich wiederfindet. — Hierüber scheint eine weitere Erörterung nöthig.

Wir sehen uns selbst, wie die übrigen Dinge, von Außen her unendlich abhängig, aber auch rückwirkend nach Außen hin, dabei in den Schranken eines vorübergehenden Daseyns befangen. Wir bezeichnen dies mit dem umfassenden, aber abstrakten Begriffe der Endlichkeit. Dieser gegenüber, ja sie tragend und durchdringend müssen wir jedoch ein Ewiges denken; und dieser ursprüngliche Gegensatz, aber auch die nothwendige Beziehung beider Begriffe auf einander ist es, wovon alle Spekulation ausgegangen. Wie das Ewige zu denken, welches das Verhältniß des Endlichen zu ihm; diese Fragen sind die Anfänge alles Philosophirens. Den Grundtypus des Endlichen, die abstrakte Formel, nach der alles endliche Daseyn sich bewegt, zu fassen und

auszusprechen, wie es von jeher die Philosophie versucht hat, mußte daher auch hier die bedeutendste Aufgabe werden. Diesen umfassenden Grundcharakter des Endlichen construirt nun die Wissenschaftslehre an dem Ich, welches sich selbst setzend (Thesis), damit sich ein Anderes entgegensezt (Antithesis), welches es dennoch wiederum als Eins mit sich begreifen, als Anderes mit sich identificiren muß: (Synthesis). Um zu sich selbst zu kommen, seiner „inne“ zu werden, muß das Ich sich selbst die Gränze setzen, am Nichtich sich brechen. Damit ist die eine Seite jeder endlichen Bedingtheit ausgesprochen: die Thesis ist nur in der Antithesis, das Einzelne nur vermöge seines Andern, überhaupt allein im Verhältnisse zum Anderen denkbar.

Aber Thesis und Antithesis sind deshalb selbst nur in Beziehung auf einander, also in absoluter Synthesis: Subjekt ist nur am Objekt, Objekt am Subjekt. Der Begriff der einseitigen Begründung ergänzt sich daher vielmehr in den der Wechselwirkung, der in Bezug auf das Ich wiederum den doppelten Ausdruck enthält: das Ich theils bestimmend das Nichtich, theils umgekehrt von ihm bestimmt, zu denken; — in Bezug auf die Grundform des Endlichen überhaupt aber den Gedanken bezeichnet, wie die unendliche Wechselbeziehung des Andern auf Anderes zu dem Begriff der umfassenden Totalität zurückleitet; wodurch die Idee des Absoluten und seines Verhältnisses zum Endlichen eben also ausgesprochen ist, wie sie sich in den spätern Systemen findet. — Und aus der erschöpfenden Construction jener drei Grundbegriffe des Sichsetzens, des Sichentgegen-

und Sichgleichsezens (in jener doppelten Beziehung) besteht das System der Wissenschaftslehre in seiner frühesten Gestalt. Daß auf diesem Standpunkte die ursprünglichen Schranken des Ich, (die Gränze, wodurch es endliches wird, und wodurch überhaupt erst der Begriff des Ich zu Stande kommen kann,) als unbegreiflich, d. h. als hier nicht mehr ableitbar aus einem höheren Grunde, bezeichnet worden, ist vollkommen consequent, weil Endliches immer schon ein anderes Endliche, Beschränkung eine andere in's Unendliche hin voraussetzt. Es ist dasselbe Verhältniß, was sich schon bei Spinoza in dem Sage findet, daß das Endliche nie aus Unendlichem, sondern nur aus anderm Endlichen hervorgehen könne, daß aber deshalb jene Reihe endlicher Bestimmungen selbst als absolut unendlich zu denken sey. —

Wollen wir zugleich hier noch das Verhältniß Kant's zur Wissenschaftslehre bezeichnen; so besteht dies darin, daß die letztere, weiter schreitend, die innere Vermittlung zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Ich, die der Kantischen Philosophie noch abging, nachgewiesen hat. Indem sie nämlich zeigt, wie das Ich sich nur anschauen könne in absoluter Wechselbestimmung mit dem Nichtich; — also zunächst als bestimmt durch dasselbe, (als sinnliches, der Naturnothwendigkeit hingegeben;) so entwickelt sich daran die entgegengesetzte Selbstanschauung des Ich, als bestimmend das Nichtich, als freien, übersinnlich wirkenden Princip in der Sinnenwelt. Beide Anschauungen, als nur durch und in einander, darum in absoluter Einheit, setzen wir die Urkräfte des Geistes seinen

innern Proceß in Bewegung: alle seine Entwicklung beruht darauf, sich in einem Gegensatze von Thätigkeiten zu finden, deren stets sich bedingendes Wechselspiel sein Leben ist. — In dieser Lehre ist wenigstens der erste Blick geschehen in den Organismus des Geistes, und zugleich der Ansicht die Bahn geöffnet, daß eben in der Mannigfaltigkeit wechselseitiger Bestimmungen die wahrhafte Einheit bestehe.

Am Frischesten und Eigenthümlichsten spricht der Geist dieser Lehre sich aus in einem Briefe Fichte's an Fr. H. Jacobi, \*) dessen philosophischen Theil wir hier einrücken, indem wir die Charakteristik derselben in ihrer ersten Gestalt nicht besser beschließen zu können glauben, als mit jenem, bereits im Jahre 1795 geschriebenen Zeugnisse Fichte's über sich selbst:

— „Ich habe diesen Sommer in der Muße eines reizenden Landsitzes Ihre Schriften wieder gelesen, und abermals gelesen und nochmals gelesen, und bin allenthalben, besonders im Allwill, erstaunt über die auffallende Gleichförmigkeit unserer philosophischen Ueberzeugungen. Das Publikum wird an diese Gleichförmigkeit kaum glauben, vielleicht Sie selbst nicht, scharfsichtiger Mann, dem aber hier zugemuthet würde, aus den schwankenden Grundlinien des Anfangs eines Systemes das ganze System zu folgern. Sie sind ja bekannter Maßen Realist, und ich bin ja wohl transcendentaler Idealist, härter als Kant es war: denn bei ihm ist doch noch ein Man-

---

\*) Mitgetheilt in Jacobi's auserlesenem Briefwechsel, B. II. S. 207.

nigfaltiges der Erfahrung; ich aber behaupte mit dürren Worten, daß selbst dieses von uns durch ein schöpferisches Vermögen producirt werde. Erlauben Sie, daß ich in diesem Briefe über diesen Punkt mich mit Ihnen erkläre.

Mein absolutes Ich ist offenbar nicht das Individuum: so haben beleidigte Höflinge und ärgerliche Philosophen mich erklärt, um mir die schändliche Lehre des praktischen Egoismus anzudichten. Aber das Individuum muß aus dem absoluten Ich deducirt werden. Dazu wird die Wissenschaftslehre im Naturrecht ungesäumt schreiten. Ein endliches Wesen — läßt durch Deduction sich darthun, — kann sich nur als Sinnenwesen in einer Sphäre von Sinnenwesen denken, auf deren Einen Theil (die nicht anfangen können) es Causalität hat, mit deren anderem Theile (auf den es den Begriff der Causalität überträgt) es in Wechselwirkung steht; und insofern heißt es Individuum: (die Bedingungen der Individualität heißen Rechte.) So gewiß es sich als Individuum setzt, so gewiß setzt es eine solche Sphäre; denn beides sind Wechselbegriffe. So wie wir uns als Individuen betrachten — und so betrachten wir uns immer im Leben, und nicht im Philosophiren und Dichten, stehen wir auf diesem Reflexionspunkte, den ich den praktischen nenne; den vom absoluten Ich — den speculativen. Von jenem aus ist eine Welt für uns, unabhängig von uns da, die wir nur modificiren können; von ihm aus wird das reine Ich, das auch auf ihm uns gar nicht verschwindet, außer uns gesetzt, und heißt Gott. Wie kämen wir auch sonst zu den Eigenschaften, die wir  
Gott

Gott zuschreiben und uns absprechen, wenn wir sie nicht doch in uns selbst fänden, und nur in einer gewissen Rücksicht, als Individuen, sie uns absprächen? — In dem Gebiete dieses praktischen Reflexionspunktes herrscht der Realismus; durch die Deduction und Anerkennung dieses Punktes von Seiten der Speculation selbst erfolgt die gänzliche Ausöhnung der Philosophie mit dem gesunden Menschenverstande, welche die Wissenschaftslehre versprochen.“

„Wozu ist denn nun der speculative Gesichtspunkt und mit ihm die ganze Philosophie, wenn sie nicht für's Leben ist? Hätte die Menschheit von dieser verbotenen Frucht nie gekostet, so könnte sie der ganzen Philosophie entbehren. Aber es ist ihr eingepflanzt, jene Region über das Individuum hinaus, nicht bloß mit dem reflectirten Lichte, sondern unmittelbar erblicken zu wollen; und der erste, der eine Frage über das Daseyn Gottes erhob, durchbrach die Gränzen, erschütterte die Menschheit in ihren tiefsten Grundpfeilern und versetzte sie in einen Streit mit sich selbst, der noch nicht beigelegt ist, und der nur durch kühnes Vorschreiten bis zum höchsten Punkte, von welchem aus der speculative und praktische vereinigt erscheinen, beigelegt werden kann. Wir fingen an zu philosophiren aus Uebermuth, und brachten uns dadurch um unsere Unschuld; wir erblickten unsere Narktheit, und philosophiren seitdem aus Noth für unsere Erlösung.“

„Aber philosophire ich nicht so treuherzig mit Ihnen, und schreibe so nachlässig, als ob ich Ihres Interesse für meine Philosophie schon ganz sicher wäre? Aufrichtig; es ahnt mir, daß ich mich in der Voraussetzung dieses Interesse nicht irre.“

„Allwill macht den transcendentalen Idealisten, wenn sie sich nur begnügen wollen, ihre eigenen Gränzen zu decken, und dieselben recht fest machen wollen, Hoffnung zu einem ewigen Frieden und sogar zu einer Art von Bündniß. Ich glaube die Bedingung schon jetzt erfüllt zu haben. Wenn ich nun etwa noch überdies aus dem für feindlich gehaltenen Lande selbst dem Realismus sein Gebiet garantirte und befestigte; so hätte ich den Rechten nach nicht bloß auf eine Art von Bündniß, sondern auf ein Bündniß in aller Art zu rechnen.“

\* \* \*

Eben diese behauptete Uebereinstimmung mit Jacobi ist für den damaligen Standpunkt der Wissenschaftslehre charakteristisch: und selbst später, nachdem der Letztere mit seinem Schreiben an Fichte sich in offenbar polemische Beziehung gesetzt, machte er jene Seite der Lehre, seinen praktischen Realismus nämlich dem speculativen Idealismus gegenüber, ausdrücklich geltend. Und in der That lag darin die nothwendige Ergänzung für ihren speculativ durchaus negativen Standpunkt. Indem sie nämlich behauptete, daß, was da sey, nur für das Ich sey, daß alles Seyn theoretisch also nur als Product der in sich selbst sich bestimmenden Thätigkeit des Ich begriffen werden könne; blieb ein wahrhaft Objectives nur dem Glauben übrig, d. h. dem Sichhingeben an das natürliche Bewußtseyn, mit Hinwegsehen von der Reflexion, oder auf dem Standpunkte des Lebens, nur der Pflicht, die, indem sie auch speculativ für das wahrhaft Uebersinnliche und einzig Reale erkannt wird, selbst eine Welt objectiver Kräfte

und Dinge voraussetzt, und so auch dem speculativen Wissen die Realität derselben gleichsam garantirt.\*) Indem hieraus das Verhältniß von Fichte zur Jacobischen Philosophie, d. h. zum Standpunkte des Glaubens, sogar ein wesentliches ist, wiewohl es in seinen frühern, rein theoretischen Darstellungen nothwendig in den Hintergrund treten mußte, nachher aber, als es in der Bestimmung des Menschen und durch andere gelegentliche Aeußerungen näher bezeichnet werden sollte, nur Mißverständnis erzeugte: scheint es nöthig, ein Document, das seine entscheidende Ansicht darüber ausspricht, gleich hier mitzutheilen:

„Fichte an Jacobi.“

„Ich weiß kaum, wo und wie wir Gegner sind. — Ueber die Wissenschaft sind wir einig: auch über das Leben. Beides werde geschildert, beredt, klar, ästhetisch schön, so weit es seyn kann. — Soll der Streit nun nicht ein völliges Mißverständnis seyn, so müßte er darin seinen Sitz haben, in wiefern die Wissenschaft das Leben beschreiben könne. Es muß genau der unterscheidende Gesichtspunkt beider aus ihrem Begriffe angegeben werden.“

„Bedeutung der Wissenschaft: — Sie ist unsere Bestimmung, seitdem sie versucht worden, und uns durch falschen unvollendeten Versuch in Irrthum gestürzt hat. Die Vollendung schneidet diese Irrthümer ab. Hier zuerst negativer Nutzen, ein allgemein pädagogischer; — mit ihm ist der positive ver-

\*) Diese realistische Gegenseite der Wissenschaftslehre findet sich vorzüglich ausgeführt in der Bestimmung des Menschen, 3tes Buch, S. 210 ff.

einigt, zu welcher Denkart man sich zu bilden haben und Andere bilden solle: — das Negative und Positive hängt hier eng zusammen: — endlich der scien-  
tivistische Nutzen für andere Wissenschaften.“ — —

„Die Hauptfurcht ist wohl vor der Gemüths-  
stimmung für das praktische Leben, die, wie man  
meint, diese Forschung erregen müsse. — 1) Gut;  
der Speculant opfert sich dann etwa auf, wie in  
unsern zertheilten Verfassungen beinahe Jeder auf-  
geopfert wird für das Ganze. Man halte ihn für  
das, was er ist, brauche ihn zu nichts Anderem, und  
lasse ihn zu nichts Anderem gebraucht werden. —  
Ist der Landmann nicht nöthig, kann er nicht tugend-  
haft seyn, und selig werden? Aber wer möchte ihn  
zum Lehrer, zum Regenten machen? So wird auch  
der Speculant sich bescheiden, nicht in eine entgegenge-  
setzte Sphäre überzugreifen: ein guter Dichter möchte  
er z. B. gar nicht seyn können. 2) Aber ist noch  
die Frage, ob eine solche Gemüthsstimmung mit  
Nothwendigkeit daraus hervorgehe? — Hierüber  
werde tief in die Sache hineingegangen! Welche  
Gemüthsstimmung wird befürchtet? die, daß der  
Verstand statt der gemüthlichen Eigenschaften, statt  
Liebe, Phantasie u. dgl. allein gelte. (Da scheint  
nun wieder in der That jene falsche Philosophie im  
Sinne zu liegen, die sich für Lebensweisheit aus-  
gibt.)

1) Was soll nicht geschehen, wo soll das Rai-  
sonnement nicht herrschen? — Dies systematisch: —  
der Form nach: es soll und kann keine bewegende,  
praktische Macht seyn; diese ist es aber seiner  
Natur nach gar nicht. Es hat nur das Zusehen.  
Das Bewegende ist der Trieb, das Streben,

u. dgl. Das Denken setzt ihm nur das Auge ein. — Der Natur nach: Pflicht, und Alles, was daraus folgt, ist nicht Resultat eines theoretischen Denkens, welches überall zuletzt kommt.“

„Wenn ein Seyn erraisonnirt werden soll, ist das Raisonnement auch am unrichtigen Orte.“

„Da nun der wahre Philosoph alles dies nicht thut, wie sollte er in jene Stimmung nothwendig hineingerathen? — Was Du als nicht seyend begreifst, ist freilich nicht; aber auch was Du begreifst, ist nicht deswegen, weil Du es begreifst, sondern es ist an sich.“

2) „Durch seine strenge Einsicht könnte er in ein Mißverhältniß zur menschlichen Gesellschaft gerathen? — Welchen Höherstehenden trifft dies nicht gewissermaßen? Es soll nicht seyn, heißt wohl nur: die Menschheit soll stehen bleiben, wo sie steht.“

„Also: — der letzte Einwand wäre: er verliert die Zeit, die er zum Handeln brauchen könnte, im Speculiren. Aber darauf antworte ich dem Praktiker: auch das rechte Speculiren ist ein Handeln. Es wird da vorausgesetzt, daß jenes unnütz sey, wovon bereits das Gegentheil dargethan worden.“

„Strenger Gegensatz zwischen Leben und Philosophie. Da wird, denke ich, auch der Trieb seine Rolle spielen. Das scheine ich ehemals vergessen zu haben! — Es sey Liebe, aber es sey nicht hinwiederum Liebe der Liebe, welche Abneigung gegen den transcendentalen Gesichtspunkt erzeugt, und Jacobi's Sache zu seyn scheint. — Der Transcendentalismus des Lebens herrscht bei ihm vor!“

Deutlicher noch in manchen Punkten findet sich dies Verhältniß ausgesprochen in einem Schreiben Fichte's an Reinhold.\*)

„Ich unterschreibe Jacobi's Aeußerungen in ihrer ganzen Ausdehnung, habe Alles, was er da sagt, längst gewußt und deutlich gedacht; und so innig es mich freut, daß Jacobi dies treffliche Schreiben für mich schrieb, eben so unbegreiflich ist es mir, wie er glauben konnte, es gegen mich zu schreiben. Er kennt das Wesen der Speculation so innigst, und ebenso das Wesen des Lebens; warum kann er nur nicht kalt über beide sich erheben, und sie gegen einander halten? Warum muß er entweder in dem Standpunkte der Speculation gefangen seyn, „so daß er sich schämt, seine Einwürfe gegen mein System vor sich selbst auszusprechen,“ — oder in einem andern Momente aus dem Standpunkte des Lebens der vollendeten Speculation, die er selbst für solche anerkennt, spotten, sie verwünschen und verabscheuen? Da er selbst auf seine Individualität in gedruckten Schriften und in jenem Schreiben sich bezieht, so ist es vielleicht erlaubt, diesen bei der Einsicht ohne ihres Gleichen unbegreiflichen Widerstreit aus seiner Individualität sich zu erklären. Er verbittet sich den logischen Enthusiasmus; mit Recht: ich verbittle mir ihn gleichfalls. Aber es scheint ein entgegengesetzter Enthusiasmus, welchen ich den des wirklichen Lebens nennen möchte, in ihm zu wohnen, der es ihm gar nicht erlaubt, auch zum Versuche nur kalt und gleichgültig von demselben (dem wirklichen Leben) zu abstrahiren. — — Ich glaube gar keinen Enthusiasmus

\*) Reinhold's Leben und litterarischer Briefwechsel, S. 195.

zu haben, weder den ersten, noch den zweiten, und halte diese Apathie für schlechthin nothwendig, um den transcendentalen Idealismus ganz zu verstehen, und durch ihn nicht entweder zur Heillosigkeit verleitet oder durch ihn geärgert zu werden.“

\* \* \*

Die frühesten Andeutungen über seine Lehre gab Fichte in einer Recension von Leonhard Creuzer's skeptischen Betrachtungen über die Freiheit des Willens (Allg. L. Z. 1793. N. 303. S. 201 ff.), wo gleich der Hauptpunkt derselben die Einheit des sinnlichen und übersinnlichen Bewußtseyns zur Sprache kommt, mehr jedoch in der Gestalt eines Ahnens und in dem bestimmt ausgesprochenen Bedürfnisse einer solchen höchsten Vermittlung, als mit der deutlichen Einsicht, worin sie zu finden sey. Daß ihm indeß der Begriff des Ich schon früh als Fundament der gesammten Transcendental-Philosophie vorgeschwebt habe, geht aus einer spätern Aeußerung desselben hervor, \*) daß er lange zuvor, ehe er mit dieser Idee ganz im Reinen gewesen, seinen Plan, die gesammte Philosophie auf den Begriff des reinen Ich aufzubauen, dem bekannten Interpreten Kant's, dem Hofprediger Schulz mitgetheilt habe, welchen er dieser Idee näher und weniger abgeneigt gefunden, als irgend einen Andern, (wahrscheinlich Kante'n selbst, dem er bei seinem persönlichen Verhältnisse gewiß nicht unterlassen haben wird, jenen Plan mitzutheilen). Vollkommen entwickelt, und mit bestimmter Beziehung darauf, wissenschaftliches Fundament der Philosophie zu wer-

\*) Philosophisches Journal, V. Bd. 4tes Hest. S. 349.

den, tritt indeß jenes Princip schon in der Beurtheilung des Aenesidemus (Allg. K. Z. 1794. N. 47. S. 369.) hervor. Besonders wird hier der Moment der Reflexion in seiner ganzen Schärfe geltend gemacht durch den Satz: daß alles Seyn, das Ich selbst, nur sey für das Ich; ein sogenanntes objectives Daseyn sey also ein offener Widerspruch, indem es gerade als objectiv begriffenes nur in und für Bewußtseyn seyn könne. Auch aus jener frühesten philosophischen Abhandlung möge eine charakteristische, seine ganze damalige Ansicht bezeichnende Stelle hier einen Platz finden:

„Im reinen Ich ist die Vernunft nicht praktisch; auch nicht im Ich als Intelligenz; sie ist es nur, insofern sie beides zu vereinigen strebt. Daß diese Grundsätze Kant's Darstellung selbst zu Grunde liegen müssen, ungeachtet er sie nirgends bestimmt aufgestellt hat; — ferner, wie durch die Vorstellung dieses an sich hyperphysischen Strebens durch das intelligente Ich, im Absteigen über die Stufen, über welche man in der theoretischen Philosophie aufsteigen muß, eine praktische Philosophie entstehe, ist hier der Ort nicht, zu zeigen. — Jene Vereinigung: ein Ich, das durch seine Selbstbestimmung zugleich alles Nichtich bestimme (die Idee der Gottheit), ist das höchste Ziel dieses Strebens. Ein solches Streben, wenn durch das intelligente Ich das Ziel desselben außer ihm vorgestellt wird, ist ein Glaube, (Glaube an Gott). Dieses Streben kann nicht aufhören, als nach Erreichung des Ziels; d. h. die Intelligenz kann keinen Moment ihres Daseyns, in welchem dies Ziel noch nicht erreicht ist, als den

letzten annehmen: (Glaube an ewige Fortdauer.) An diese Ideen ist aber nichts Anderes, als ein Glaube möglich; d. h. die Intelligenz hat zum Object ihrer Vorstellung keine empirische Empfindung, sondern nur das nothwendige Streben des Ich; und in aller Ewigkeiten Ewigkeiten kann nichts Anderes möglich werden. Dieser Glaube ist aber so wenig bloß eine wahrscheinliche Meinung, daß er vielmehr, wenigstens nach des Rec. innigster Ueberszeugung, mit dem unmittelbar gewissen: Ich bin, den gleichen Grad von Gewisheit hat, welche alle, erst durch das intelligente Ich mittelbar mögliche, objective Gewisheit unendlich übertrifft. — Freilich, Aenesidemus will einen objectiven Beweis für die Existenz Gottes und Unsterblichkeit der Seele. Was mag er sich dabei denken? Oder ob ihm die objective Gewisheit etwa ungleich vorzüglicher scheint, als die nur subjective? — Das: Ich bin selbst, hat nur subjective Gewisheit; und, so viel wir uns das Selbstbewußtseyn Gottes denken können, ist Gott selbst für Gott subjectiv. Und nun gar ein objectives Daseyn der Unsterblichkeit! (Es sind Aenesidemus eigene Worte). Wenn irgend ein, sein Daseyn in der Zeit anschauendes, Wesen in einem Momente seines Daseyns sagen könnte: nun bin ich ewig, so wäre es nicht ewig!“ —

Mit dem allgemeinen Entwurfe seines Systemes trat er zuerst in seiner Schrift: über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie (Weimar 1794.) hervor, worin aus den Bedingungen absoluter Wissenschaft die Form der Philosophie in höchster Allgemeinheit bestimmt

wird. Darauf folgte in demselben Jahre seine erste Darstellung der W. L. („Grundlage der gesammten W. L., und Grundriß des Eigenthümlichen derselben in Rücksicht auf das theoretische Vermögen“ Jena 1794), als Handschrift für Zuhörer, wie die Vorrede ausdrücklich bemerkte, nicht für das größere Publikum bestimmt, indem ihm eine solche nach den Anforderungen, die er selbst zu machen gewohnt war, noch zu früh schien. Und mit Rücksicht darauf können wir sagen, daß eigentlich keine umfassende Darstellung jenes Systemes öffentlich existirt, sondern nur Bruchstücke oder Vorbereitungen, durch welche der Urheber selbst dem Ziele der höchsten Klarheit sich immer näher bringen wollte. An jene Schrift schließen sich nach Form und Geist seine Rechts- und seine Sittenlehre (1796 und 1798), von denen die letzte in ihrem theoretischen Theile zugleich in das Innere des Systemes am tiefsten eingeht. Gleichzeitig mit ihnen sind seine Abhandlungen über die W. L. im philosophischen Journal (5ten Bandes 1stes und 4tes Heft, und 6ten Bandes 1stes Heft; ferner: „neue Darstellung der W. L.“ im 7ten Bande 1sten Hefte), welche indeß nicht über die ersten Grundbegriffe des Systemes hinausgehen, während sie jedoch an Klarheit und Kraft der Darstellung neben der Sittenlehre wohl das Reifste seyn möchten, was Fichte in dieser Periode seiner wissenschaftlichen Laufbahn geschrieben. Besonders die zuletzt angeführte Abhandlung kann fast als ein Höchstes der Klarheit dienen, welche man der Darstellung abstracter Begriffe zu verleihen vermag. — Daran schließt sich „der sonnenklare Bericht über das Wesen der neuesten Phi-

osophie“ (Berlin 1801), der ungefähr denselben Inhalt behandelnd, wie die Schrift über den Begriff der W. L., nicht die Philosophie selbst mittheilen, sondern den Begriff der Wissenschaft und wissenschaftlichen Denkens im Leser entwickeln soll: — eine Probe stätig fortschreitenden, recht eigentlich wissenschaftlichen Dialogs, die jedoch vielleicht, weil man etwas Anderes darin erwartete, bei ihrem Erscheinen nicht ganz nach Gebühr gewürdigt worden seyn möchte. — Die Bestimmung des Menschen endlich (Berlin 1799), die gleichfalls in diese Epoche fällt, scheint uns, besonders in ihrem dritten Buche, den Uebergang zu bilden in die spätere Form der W. L., deren Charakteristisches wir weiter unten bezeichnen werden.

Ueberblicken wir nun diese Darstellungen, wie sie, nach Form und Zweck verschieden, doch immer das gemeinschaftliche Ziel haben, in möglichster Schärfe und Klarheit sich mitzutheilen; so läßt sich hier schon ein gemeinsamer Grundcharakter in allen nicht verkennen. — Die freie Rede, der mündliche Vortrag war die Form der Mittheilung, zu welcher Fichte eigentlich geboren war: mit welcher Lebendigkeit, mit welchem Eingehen in alle Seiten des Gegenstandes, wie in alle Mißverständnisse des Schülers, Fichte sowohl beim akademischen Vortrag, als im wissenschaftlichen Wechselgespräch sich bewegte, haben ihm Mitlebende bezeugt; auch fühlte er selbst sich vor Allem glücklich in dieser Thätigkeit, die seine Neigung wie sein Talent gleichmäßig in Anspruch nahm. Und so glauben wir auch seine schriftstellerische Eigenthümlichkeit am Besten bezeichnen zu können, gleichsam als den Stellvertreter mündlicher Mit-

theilung, als ein freies Gespräch mit dem Leser in allen den Wendungen und individuellen Beziehungen, auf die ein Lehrer Rücksicht nimmt, der in lebendigem Wechselverkehr mit seinen Schülern bleiben will. Wir wollen dafür nicht einmal an den äußern, gewiß nicht zufälligen Umstand erinnern, daß seine meisten Schriften in der Form von Vorlesungen wirklich abgefaßt oder daraus hervorgegangen sind; sondern mehr noch zeigt es das charakteristische Wesen ihrer Darstellung. Wenn bei andern Philosophen der objectiv künstlerische Trieb vorherrscht, ein speculatives Ganze an sich zu vollenden und mit selbstgenügender Klarheit es hinzustellen, ohne populare Winke, ohne Anknüpfungspunkte für den Leser, wie wir dies z. B. als Spinoza's Individualität bezeichnen müssen, wenn in andern näher liegenden Beispielen der ästhetische Trieb, die Phantasie und Begeisterung das dialektische Element nur sehr unvollkommen hervortreten läßt: so ist bei Fichte der Charakter wissenschaftlicher Darstellung ein kräftiges Ringen nach vollendeter wissenschaftlicher Verständlichkeit durch alle Verzweigungen des Gegenstandes hindurch. Nicht bloß streng abgeleitet und vielseitig erläutert wird jeder philosophische Satz, sondern zugleich bezeichnet, welche Einwürfe oder Mißverständnisse dabei möglich seyen, wie sie gelöst, wie sie vermieden werden, bis der Leser allmählig vorbereitet und stufenweise fortgeführt endlich bei dem einzig möglichen Resultate ankommen muß. Es ist mit einem Worte ein fortgesetzter Versuch den Leser zum Verstehen zu zwingen. Daher das häufige Zurückgehen zu den Principien, weil nur von ihnen aus über den Geist der Lehre sich Licht ver-

breitet; daher das Vermeiden jeder festgesetzten, stets wiederkehrenden Terminologie, da hier weniger eine bestimmte Masse von Sätzen, ein abgeschlossenes Lehrgebäude, sondern vorerst eine ganz neue Denkweise und wissenschaftliche Methode aufgestellt werden soll: daher endlich die Mannigfaltigkeit von Anknüpfungspunkten des Verständnisses, von immer neuen Wendungen, wie sie in ein freies wissenschaftliches Gespräch gehören, wo der Lehrer gerade dadurch seine Tüchtigkeit bewährt, daß er in frischester Beweglichkeit das noch nicht Begriffene dem Schüler stets eingreifender darzulegen weiß. Ja man könnte behaupten, daß Fichte in manchen Schriften für eine bestimmte Klasse von Lesern und ihren Standpunkt geschrieben zu haben scheint: so individuell, so tief geschöpft aus psychologischer Reflexion sind manche erläuternden Bemerkungen, deren eigentliche Bedeutung, da die Zeit vorübergegangen, welcher sie galten, freilich fast immer mehr sich verwischen muß.

Und hieraus allein ist auch der Geist seiner Polemik zu begreifen. Bei einer Ansicht, gegen die er sich erklärte, sah er ab von jeder persönlichen Beziehung: sie war ihm lediglich wissenschaftliches Element, ein Gegenstand negativer Belehrung, an deren Widerstande oder Widerlegbarkeit sich eigene oder fremde Klarheit messen ließe. Hier kam es aber zunächst darauf an, für alle ihre wechselnden Erscheinungen den allgemeinsten Ausdruck zu finden, sie in ihrem höchsten Principe, in einer Consequenz zu fassen, die sie in der einzelnen, äußerlich bekämpften Erscheinung zu besitzen freilich weit entfernt war. Daher denn der oft wiederholte Vorwurf von Härte,

von Uebertreibung, von Verfolgen einer Consequenz, an die der Gegner nicht gedacht habe, ohngeachtet dabei nicht gerade Leidenschaft obwaltete, noch weniger aber irgend eine Gehässigkeit sich Luft machen wollte, da vielmehr die Darstellung selbst die geistige Unbefangenheit verräth, in welcher allein eine Composition der Art gelingen kann. Wenn also Einige z. B. in der Charakteristik Nicolai's und seiner Geistesverwandten, vielleicht fast dem Härtesten, was moderne Polemik gewagt hat, — einen furchtbaren Vernichtungsproceß erblicken wollten, — worin sie in gewissem Sinne Recht haben; — so zeigt sich darin nur der angegebene polemische Charakter, der die Gattung sieht in der einzelnen Erscheinung: und nur das Einzige läßt sich dagegen einwenden, daß der Mensch eigentlich nie so abstract schlimm, aber auch nie so abstract gut ist als sein Begriff, weil sich stets individuelle Beziehungen ihm beimischen, die seinem Wesen eine oft wohlthätige Inconsequenz verleihen; daß also, wenigstens der Schwachen wegen, jener Gegensatz deutlicher hätte ausgesprochen werden sollen, um dem Vorwurf der Härte gegen die Person zu entgehen.

---

8.

Wir verließen Fichte'n in Zürich unter den glücklichsten Verhältnissen nach Innen wie nach Außen. Gerade damals hatte die kritische Philosophie den höchsten Punkt ihres Glanzes und ihrer Ausbreitung erlangt; und so konnte es nicht fehlen, daß auch er selbst, den man ziemlich allgemein für ihren Fortsetzer und Vollender zu halten begann, Theil an

diesem Ruhme nahm. Zugleich stand er beinahe schon mit Allen in unmittelbarer Verbindung, deren Stimme in der Litteratur von Bedeutung war, und so konnte er, was das Wichtigste ist für den aufstrebenden Schriftsteller, der allgemeinen Beachtung wenigstens gewiß seyn. Von jenen Männern stand Reinhold ohne Frage obenan, der damals wohl unter allen Philosophen nach Kant das größte Ansehen genoß. Fichte war mit ihm durch Baggesen in eine Verbindung gekommen, die bald herzliche Freundschaft wurde, wiewohl Beide nie Gelegenheit hatten, persönlich sich kennen zu lernen. Dies Verhältniß zweier so verschiedener Naturen enthält nun zugleich so viel Charakteristisches für beide, daß wir die Hauptmomente davon hier neben einander zu stellen nicht unterlassen können, zumal da sie mit den damaligen Schicksalen der Philosophie innig verbunden sind. Anfangs durfte Fichte nur auf einen Theil des literarischen Ruhmes Anspruch machen, der Reinhold schon lange umgab; als jedoch Fichte mit dem eigenen Systeme hervortrat, erlosch dieser mehr und mehr, und bald war es nicht zweifelhaft, daß Reinhold's Theorie durch die Wissenschaftslehre widerlegt und übertroffen sey. Dennoch verminderte dies nicht das Wohlwollen des trefflichen Mannes, ja er hatte Muth und Wahrheitsliebe genug, seine Philosophie öffentlich zurückzunehmen, und freiwillig in das Verhältniß eines Schülers und Auslegers der neuen Lehre zurückzutreten, wie er es Anfangs von Kant gewesen war. So verehrungswürdig nun auch Reinhold's Charakter dadurch erschien, so lag doch gerade in der Unselbstständigkeit des Urtheils, welche er im Wissenschaftlichen, wie auch bei

andern Gelegenheiten an den Tag legte, ein inneres Mißverhältniß, das Fichte'n, bei seiner scharfen Klarheit über Personen und Lebensverhältnisse, nicht entging, und das ihn zu manchen schonenden Accommodationen und geduldigen Auseinandersetzungen brachte, wie die Correspondenz beider Freunde \*) sie zeigt, und wie sie sonst wohl nicht gerade in Fichte's Charakter lag. Nachher, als Reinhold sich von ihm abwandte, wurde ihr Verhältniß ein öffentliches; hier mußte auf dem Standpunkte wissenschaftlicher Erörterung jene Schonung hinwegfallen, und hiernach beurtheilt wird man sein Antwortschreiben an Reinhold fürwahr nicht hart finden können, wenn man zugleich bedenkt, daß das Demüthigende desselben mehr in der Sache liegt, und in dem Verhältnisse, in welches Reinhold selbst seit so langer Zeit sich gestellt hatte, als in der offenen und ganz objectiven Verhandlung!

\* \* \*

Zu so glücklichen Verhältnissen kam damals noch, daß in Zürich selbst sich ihm unmittelbare Gelegenheit gewünschten Wirkens eröffnete. Die kritische Philosophie, bisher dort wenig beachtet, fing an, Interesse, wenigstens Neugier zu erregen, und mehrere seiner Freunde, Lavater an der Spitze, drangen in ihn, in einem vollständigen Cursus von Vorlesungen, sie ihnen vorzutragen. Er selbst war gerade mit der ersten Ausführung seines Systemes beschäftigt, es war ihm daher doppelt erwünscht, in unmittelbarer Mittheilung Alles sich selbst zu leben-

digerer

\*) Die im 2ten Theile dieses Werkes zum ersten Male vollständig erscheint.

digerer Klarheit bringen zu können, und so ist der erste Vortrag der Wissenschaftslehre in Zürich vor Lavater und andern dortigen Gelehrten gehalten worden. Das Manuscript davon ist noch vorhanden, das nach Anlage und Inhalt der ersten gedruckten Darstellung gleicht, und eigentlich als Vorarbeit zu derselben anzusehen ist.

Ohne Zweifel ist es interessant, hierbei zu erwähnen, wie diese Vorträge auf Lavater wirkten, was er überhaupt sich aus ihnen anzueignen vermochte. Unbekannt mit der neuen Philosophie, ja eher ihr abgeneigt, mochte er wohl kaum in das Innere jener Untersuchungen selbstständig eingehen können; dennoch zeigt sich, daß er sogar im vorgerückten Alter noch die geistige Frische und Unbefangtheit sich erhalten hat, um nicht abgestoßen, sondern angeregt zu werden durch das Streben, alles Geglaubte und Vorausgesetzte kühn hinwegzuwerfen, und aus sich selbst die Wahrheit zu erzeugen. Ein Denkblatt an Fichte, das er ihm zum Schlusse der Vorlesungen als Dankagung schrieb, enthält Folgendes:

„Heller, schärfer und tiefer denken, mehr umfassen; leichter verallgemeinern, schneller vom Allgemeinen zum Besondern übergehen, richtiger und sicherer prüfen, bestimmter Alles bezeichnen, darstellender sprechen, noch nie Ausgesprochenes zur klaren Anschaubarkeit bringen, die Kräfte des menschlichen Geistes mehr bewundern, mir zu der Ehre Mensch zu seyn, mit neuem Freudengefühle Glück wünschen, die hohe Menschennatur in jedem einzelnen Menschen mehr verehren, — und auf alle, besonders aber auf meine

Weise, an ihrer Entwicklung, Vervollkommnung, Harmonisirung mit dem höchsten Gesetze immer ernster, freithätiger, muthiger, hoffnungsvoller, ununterbrochener arbeiten, — dies, und wie viel ist dies! — sollt' ich doch von dem schärfsten Denker, den ich kenne, und der mir und einigen Freunden der Wahrheit so manche köstliche Stunde seines letzten Aufenthalts in Zürich großmüthig schenkte, gelernt haben. Lebenslang dankt ihm dafür als Schüler, Freund und Mitmensch

Zürich, Samstag Abends den 25ten April,

1794.

Johann Kaspar Lavater.

Um sein Verhältniß zu Fichte sogleich vollständig darzulegen, möge noch ein späteres Blatt desselben an ihn hier einen Platz finden, das uns an sich selbst und wegen seiner noch bestimmter ausgesprochenen Ansicht von Fichte bedeutend erscheint. Es ist auf Veranlassung der späteren Streitigkeiten über seine Gotteslehre geschrieben, und wie Lavater auch hier in das Innere der speculativen Verhandlungen selbst einzudringen wohl nicht fähig war, da sogar bedeutende Philosophen, wie selbst Jacobi, den einzig hier zulässigen Gesichtspunkt der Beurtheilung verfehlt haben möchten; so spricht er sich dennoch, über die Sache selbst sich bescheidend, mit so würdigem Freimuth aus; ja die Religiosität seines Gemüthes deutet so tiefsinnig auf den entscheidenden Wendepunkt hin, wo gerade die weiteste Abkehr vom Göttlichen zur innersten Rückkehr werden muß, — ein Wendepunkt, der in der Wissenschaftslehre späterhin auch wirklich hervorgetreten; — daß uns seine Aeußerung nicht anders als höchst bedeutend erscheinen kann.

Denkzeile Nro. CCCXXV.  
nach meinem Tode  
an  
Herrn Professor Fichte.  
Erlenbach 26. VIII. 1800.

---

„Unerreichbarer Denker, Dein Daseyn beweist mir das  
Daseyn  
Eines ewigen Geistes, dem hohe Geister entstrahlen!  
Könntest je Du zweifeln: ich stellte Dich selbst vor Dich  
selbst nur;  
Zeigte Dir in Dir selbst den Strahl des ewigen  
Geistes.“

\* \* \*

Mitten in dieser rüstigen und anregenden Thätigkeit traf ihn gegen das Ende des Jahres 1793 der unerwartete Antrag, ob er die Stelle des nach Kiel berufenen Philosophen Reinhold an der Universität Jena unter denselben Bedingungen annehmen wolle, die man jenem bewilligt. Reinhold selbst war nämlich, da keine Vacanz im philosophischen Lehrfach auf der Universität stattfand, nur als professor supernumerarius für die Kantische Philosophie dort angestellt worden; und da er unter den damaligen philosophischen Docenten den entschiedensten Beifall hatte, so drohte seine Entfernung der Universität eine gefährliche Lücke. Hier glaubte man nicht besser als durch die Berufung Fichte's sorgen zu können, welcher schon damals Vielen bestimmt schien, einen neuen Umschwung in der Philosophie herbeizuführen.

Einige Stellen aus den damals über diese Angelegenheit gewechselten Briefen geben die deutlichste

Vorstellung von den Absichten und Hoffnungen, die man bei Fichte's Berufung hatte, und von dem Geiste überhaupt, in welchem die Universität berathen wurde. Man war von mehreren Seiten zugleich auf den Gedanken gekommen, ihn bei Reinhold's Abgange zum Nachfolger zu berufen; doch scheint vorzüglich Hufeland (Prof. juris zu Jena) diesen Plan bei der Weimar'schen Regierung befestigt zu haben. Zuerst nämlich, als Fichte's Name dort genannt wurde, machte man seinen Demokratismus gegen ihn geltend; und es schien mißlich, gerade zu dem damaligen Zeitpunkte einen Mann zu berufen, der sich so entschieden als einen solchen ausgesprochen hätte. Hier bedurfte es nun der Verwendung und Begütigung Hufeland's, um dies Hinderniß hinwegzuräumen; wenigstens meldet er in einem Briefe an Fichte darüber Folgendes:

„Ich wünschte inständigst, daß Sie Sich für unsere Universität bestimmen. Wenn Sie es aber thun wollen, so thun Sie es recht bald, damit Alles in Richtigkeit ist, ehe der Herzog, den wir jetzt im Lande haben, uns wieder verläßt. Auch würden einige Leute Ihren Aufschub oder Ihre Weigerung bald zu einer Concurrenz benutzen; denn daß immer auf solche Lücken Pläne gemacht werden, versteht sich von selbst. Man hat daher auch Ihren Demokratismus, den Sie in den Beiträgen ic. dargelegt hätten, gegen Sie geltend gemacht. Ob nun gleich unsere Regierung unter allen denen, die Freiheit im Lehren und Schreiben begünstigen, in der ersten Reihe steht; so muß man doch bei der jetzigen Gährung der Gemüther, die so leicht ausarten kann, und bei dem gespannten Verhältnisse der Regierung

gen unter einander alle Schritte ungern sehen, die gar zu laut compromittiren, oder Vorwürfe auswärtiger Minister zu ziehen können. Ich habe aber auf dies Alles dadurch geantwortet, daß Sie die demokratische Partei nur in Rücksicht des Rechtes und ganz in abstracto in Schutz nähmen, daß bei den Vorlesungen, die vorzüglich Ihre Beschäftigung ausmachen würden, wenig von diesen Fragen die Rede seyn würde, und daß Sie Mäßigung, Klugheit und Kälte genug hätten, unnütze und am unrichten Orte angebrachte Aeußerungen zu vermeiden.“

So erfolgte denn auf die vorläufige in jenem Briefe enthaltene Anfrage bald darauf der förmliche Antrag durch den damaligen Geh. Assistenz = Rath Voigt, der ihn zugleich einlud, das neue Lehramt schon zu Ostern 1794 anzutreten. Fichte, wiewohl überrascht und erfreut durch diesen in jeder Beziehung ehrenden Ruf, und entschlossen ihn anzunehmen, wünschte doch noch einigen Aufschub, weil er, wie er in der Antwort offen bekannte, mit seiner Philosophie noch nicht völlig im Reinen sey. Er halte es aber für die erste Bedingung eines Lehrers derselben, daß er ein wenigstens für ihn völlig haltbares System besitze. Er habe ein Princip entdeckt, wodurch er sie zum Range einer evidenten Wissenschaft zu erheben hoffe; dies bedürfe aber noch tieferer Durcharbeitung, und höchstens in einem Jahre, zu Ostern 1795, könne er erwarten, seinen Plan ausgeführt zu sehen. — Diese Bedenklichkeiten wurden jedoch von jener Seite als unnöthig ganz zurückgewiesen: es käme weniger darauf an, die höchsten Forderungen sogleich zu befriedigen, als nur überhaupt

den Platz Reinhold's auszufüllen; der Ruf der Akademie und die Frequenz der Universität hänge zu sehr davon ab, um in irgend einen längern Verzug zu willigen. Uebrigens werde man ihm gern nachsehen, wenn er den größten Theil seiner Zeit für sich verwende, und Anfangs nur wenig lese.

So wurde Fichte fast gewaltsam hineingedrängt in die öffentliche Thätigkeit, noch ehe er es eigentlich für Zeit hielt: und wenn nicht zu läugnen ist, daß unmittelbare Mittheilung das beste Bildungsmittel des Lehrers selber sey, um das schon Erkannte freier und mannigfaltiger behandeln zu können; so darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß jene Muße, die er sich noch wünschte, für die innere Reife und umfassendere Durchbildung des Systemes, gleich bei seinem ersten Erscheinen, von unberechenbarer Wichtigkeit gewesen wäre; denn gerade in der Philosophie ist aus allmählicher Entwicklung und langsamem Forschen das Probehaltigste hervorgegangen! — Bringen wir indeß dies in Anschlag und Abrechnung, so werden wir fast um so mehr bewundern müssen, was er in den ersten Jahren seines Auftretens als Lehrer und Schriftsteller wirklich leistete, und wie kräftig und sicher er sogleich die zögernd betretene Bahn durchschritt. So versprach er auch, nachdem er sich einmal entschlossen hatte, den Ruf anzunehmen, gleich jezo mit voller Kraft aufzutreten, und für seine Vorlesungen zwei Lehrbücher erscheinen zu lassen. Das eine, in Gestalt eines deutschen Programms, sollte sein neues System ankündigen, (es war die Schrift über den Begriff der W. L. oder der sogenannten Philosophie) das andere sollte es sogleich auszuführen anfangen: die Grundlage der

gesamten Wissenschaftslehre. Letzteres sollte aber in der Form eines Lehrbuchs für Vorlesungen nur bogenweise erscheinen, um auch dadurch als nicht eigentlich für das Publikum bestimmt sich anzukündigen. — Wie sehr man in Weimar damit zufrieden war, und welche Erwartungen man überhaupt von seinem Erscheinen hegte, zeigt der Brief eines Freundes von dorthier an ihn, aus welchem wir einige Stellen hier einrücken:

„Vertuch wird mit Vergnügen den Verlag Ihres Programmes übernehmen. Aber schicken müssen Sie nur das Manuscript so früh als möglich. Eine solche Posaune kann nicht früh genug geblasen werden! Die Materie, die Sie hierzu gewählt haben, ist äußerst zweckmäßig. — Auch zu Ihrem bogenweise und nur für Ihre Schüler auszugebenden Lehrbuche wird Vertuch sehr gern Verleger seyn wollen. Sie müssen aber zusehen, wer Ihnen das meiste Honorar bietet. Ihre ganze Idee hatte vorzüglich auch Göthe's Beifall, der bei der ganzen Deliberation gegenwärtig war, und sich überhaupt als Ihren warmen Freund schon lange bewiesen hat.“

„Sie thäten sehr Unrecht, wenn Sie nicht auch in Gotha Ihre Freunde besuchen wollten. Papa Geißler\*) ist der Liebling des Herzogs, und täglich bei Frankenberg. Durch ihn und durch die klugen Briefe unseres Voigt hat man dort einen ganz anderen Ton gegen Sie angestimmt. Sie wurden von Gotha aus früher, als sogar von hier aus benominirt. Sie werden überall, besonders auch bei

---

\*) Rektor zu Schulpforta zu der Zeit, als beide Freunde zusammen Zöglinge derselben waren.

Frankenbergs so aufgenommen werden, daß Sie auch von diesem Hofe eine ganz andere Meinung mit nach Jena bringen können. Und mein guter Döring würde es sehr übel nehmen, wenn Sie hinter Gotha wegreisen wollten. — Was Voigt über die Professorpolitik schreibt, ist ja die Politik eines jeden vernünftigen Staatsbürgers. Wahr ist es, daß Ihr Ruf nach Jena überall großes Aufsehen erregen wird, und in den nächsten Kreisen schon wirklich erregt. Allein Sie lesen ja nicht über Schlözer's Metapolitik, und den esoterischen Schülern können Sie noch mehr, als der gute Schlözer sich je in den Sinn kommen ließ, anvertrauen. Wo Schnaubert Dinge, wie in seiner neuesten Disputation: de principe legibus suis obligato, mit Beifall seines Fürsten schreiben kann, da muß man auch Alles sagen können."

„In Jena unter den Studenten ist seit einigen Wochen über das Triumvirat der zu Ostern ankommenden Professoren — außer Ihnen wird noch der wackere Ilgen, vielleicht der gelehrteste und geschmackvollste jetzt lebende Schulmann in Sachsen, Professor orientalium, und Woltmann, Spittler's Lieblingschüler, außerordentlicher Lehrer der Geschichte, — ein unbeschreiblicher Jubel. Aber Ihr Name tönt vor allen, und die Erwartung ist auf das Höchste gespannt, freilich auch wohl mit deswegen, weil man Sie für den muthigsten Bertheidiger der Menschenrechte hält, von welchen mancher Musensohn eine ganz eigene Vorstellung haben mag. Dieß wird sich indes schon berichtigen lassen."

„Was Sie mir von Lavater schreiben, ist mir viel werth. Auch ich will ihm gern das Unrecht ab-

bitten, was ich ihm, als Bode's Freund, oft in Gedanken und Worten angethan habe, sobald ich ihn von solchen Seiten kennen lerne, wie Sie ihn mir schildern."

„Reinholde'n habe ich vor ein paar Tagen mit ungeheuchelter Wärme gegen seinen Schwiegervater (Wieland) über Sie sprechen hören. Er ist ein durchaus edler Mensch, und verdiente selbst als möglicher Gegner Ihre Freundschaft. Professor Schmidt nimmt sich schon weit verdächtiger."

\* \* \*

Die letzten Worte geben uns Gelegenheit, einer litterarischen Fehde zu gedenken, in die Fichte schon vor seiner Berufung nach Jena mit dem dortigen Professor der Philosophie, E. Chr. Erh. Schmidt gerathen war. Diese Erwähnung ist nicht nur nöthig, um mehrere Stellen in den nachfolgenden Briefen zu erklären, sondern auch um den richtigen Gesichtspunkt für den späteren Streit zwischen beiden Männern festzustellen, zu welchem jener das Vorspiel und die erste Veranlassung war. Ohne nämlich das Andenken an alte Streitigkeiten im Schooße der Wissenschaft erneuern zu wollen, die, da sie oft kaum nur für nothwendige Uebel gelten können, besser übergangen werden; so erfordert hier doch die historische Gerechtigkeit und die Treue der Charakteristik, zu den ersten Veranlassungen der litterarischen Fehden aufzusteigen, die Fichte bestand, zumal da jene gerade weniger bekannt seyn möchten, als die mit Aufsehen geführten und deshalb nicht vergessenen Streitigkeiten selbst. Dabei bewährt sich nämlich fast durchaus, daß der Angriff nie von Fichte ausging, sondern daß er selbst erst stark

und wiederholt gereizt werden mußte, um dann freilich auf den Gegner vernichtend loszubrechen, und das Recht des Siegers ohne Schonung an ihm geltend zu machen. Ja die Richtung eines absichtlichen Regirens und einer angreifenden Polemik lag sogar seinem ganzen Geiste fern, der, zu stolz zum Neide, zugleich viel zu sehr mit eigenen Plänen erfüllt war, um auf Anderes sonderlich zu achten. Auch hatte er früh sich eigenen Ruhm genug erworben, um ihn nicht auf solchen litterarischen Streifzügen erst suchen zu müssen. Und so hatte er auch zu der erwähnten Fehde mit Schmidt kaum die Veranlassung gegeben. — Es war nämlich in der schon früher angeführten Beurtheilung der Kreuzer'schen Schrift über die Freiheit des Willens von Fichte auch der Freiheitstheorie Schmidt's gedacht worden, die er gelegentlich in der Vorrede zu diesem Werke dargestellt hatte; dabei war hinzugefügt, daß nach dem eigenen Geständnisse des Verfassers zufolge dieser Theorie Zurechnung, Verdienst, Schuld, wegfallen müsse; (d. h. der Verf. müsse dies, wenn er es auch nicht ausdrücklich ausspreche, doch als die Consequenz seiner Lehre eingestehen). Schmidt antwortete darauf nicht unmittelbar; aber bei Gelegenheit einer andern Recension von Fichte trat er plötzlich mit einer bittern Erklärung hervor, daß, wenn man ihn für den Verfasser derselben zu halten scheinete, er dieser Meinung widersprechen müsse, durch welche er eben so sehr seinen Kopf als seinen Charakter compromittirt finde: eben so sey er genöthigt, bei dieser Gelegenheit den Recensenten der Kreuzer'schen Schrift eines Falsum's zu beschuldigen, daß seiner Ehre nachtheilig sey, indem dieser behauptete,

nach seiner Freiheitstheorie falle Zurechnung und Schuld hinweg, u. s. w.; (Intell. Bl. d. A. L. Z. 1794. N. 14. S. 112.) — Bedenken wir nun, daß gerade um die Zeit dieser Erklärung Fichte's Berufung nach Jena verhandelt wurde, und daß dort Jedermann wußte, oder erfahren konnte, wer Verfasser einer Recension sey; so mußte dieser plötzliche Angriff für Fichte nur um so kränkender seyn. Er antwortete indeß in gehaltenem Tone (Intell. Bl. 1794. S. 231.), den Vorwurf des Falsum's dadurch von sich ablehnend, daß er nicht die Worte Schmidt's habe anführen wollen, sondern den Sinn, wie er ihn sich erklären mußte. Endlich schließt er mit folgenden Worten:

„Ebenso unterscheide ich den persönlichen Charakter des Herrn Prof. Schmidt von seiner Hypothese sowohl, als von der innigen Bitterkeit, die in seiner Erklärung herrscht, und danke ihm öffentlich, daß er durch die Verachtung, mit der er von mir spricht, mir bei Eröffnung meiner litterarischen Laufbahn einen neuen Antrieb geben wollte.“

Bei Fichte's Ankunft in Jena fand sogar eine persönliche Annäherung statt, und einige Hoffnung auf gutes Vernehmen, wie es die später mitzutheilenden Briefe ausdrücklich bezeugen. Aber mündliche Aeußerungen, die vielleicht vergrößert Fichte'n zugebracht wurden, fachten das Mißtrauen wieder an; und ein öffentlicher unzweideutiger Angriff von Schmidt in der Vorrede zu seinem Naturrecht ließ über seine Gesinnung keinen Zweifel. Da erschienen endlich direct gegen die W. L. gerichtet, Schmidt's „Bruchstücke einer philosophischen Schrift, über die Philosophie und ihre Principien“ (in Nietham-

mer's phil. Journal, Bd. III. Heft 2.), welche Fichte nur für ein Plagiat seiner Methode und Philosophie halten konnte, und die dennoch dazu bestimmt schienen, jene zu übertreffen und ihr den Rang abzulau- fen. Jetzt schrieb Fichte seine widerlegende „Ver- gleichung des von Schmidt aufgestellten Systemes mit der Wissenschaftslehre“ (Phil. Journal Bd. III. Heft 4.), worin er am Schlusse freilich mit harter Entschiedenheit abschließend erklärte: „Meine Philo- sophie ist Nichts für Herrn Schmidt aus Unfähig- keit, so wie die seinige mir Nichts, aus Einsicht. — Ich erkläre Alles, was Hr. Schmidt von nun an über meine philosophischen Aeußerungen entweder geradezu sagen oder insinuiren wird, für Etwas, das für mich gar nicht da ist, erkläre, Hrn. Schmidt selbst, als Philosophen, in Rücksicht auf mich, für nicht existirend.“

Dies war denn die „unaussprechliche Behand- lung“ eines Collegen, die „schauderhafte moralis- sche Annihilirung,“ über welche damals und später des Anklagens und Scheltens kein Ende wurde! Erwägt man aber die Sache im Zusammenhange, so wird man nichts Ungerechtes, ja kaum Unbilliges darin finden können, wenn ein kräftiger Geist vor wiederholten Angriffen durch die öffentliche Erklärung sich Ruhe schaffen will, diese Angriffe und der An- greifende selbst existirten fortan nicht mehr für ihn. Von rüchhaltenden Grollen, von scheuen Insinuatio- nen, und gelegentlichen Anspielungen, worin die höf- liche Polemik in der Regel ihr Wesen hat, war sein starker Charakter, sein offen ehrlicher Sinn freilich immer sehr weit entfernt!

In Bezug auf diese und ähnliche Angriffe schrieb Fichte noch späterhin an Reinhold: „Wie haben diese Menschen (die Kantianer) mich behandelt, und wie fahren sie fort, mich zu behandeln! Ich hatte zu Nichts weniger Lust, als zur Polemik. Warum konnte sie doch gar keine Ruhe halten? z. B. Freund Schmidt? — Ich habe ihn freilich nicht sanft behandelt. Aber jeder Billige, der noch vieles Andere weiß, das nicht vor's Publikum gehört, wird mir Engelsgeduld zuschreiben.“

Diese Worte erklären Alles, auch für seine anderen litterarischen Fehden, deren unfruchtbare Darlegung im Einzelnen wir uns deshalb ersparen können. Nur folgende allgemeinere Bemerkung sey uns zum Schlusse dieses Abschnitts erlaubt, die uns über sein Verhältniß zum Publikum erst entscheidend urtheilen läßt.

Damals, wie jetzt nämlich, war es schlechthin unmöglich, in gewissen Sphären der Wissenschaft ein bedeutendes Werk zu schreiben, das bei Allen gleichmäßig Anerkennung gefunden hätte: je mehr es der einen Partei angenehm war, desto entschiedener verwarf es die andere; und fast nirgends ließ sich eine Stimme hören, die es außer aller Beziehung zu seiner Umgebung gestellt, die seine Tendenz und seinen Werth an sich selbst erwogen hätte. Zugleich war auch bei der Geistesarmuth jener dürftigen Zeit die allgemeine Empfänglichkeit ungleich geringer, während jezo wenigstens es jedem Gegenseite vergönnt ist, sich auszusprechen und Gehör zu erlangen. Deshalb mußte damals auch die wechselseitige Verwerfung entschiedener seyn, und selbst die Form des Urtheils härter, ja gröber ausfallen!

War dies nun ein fast unvermeidliches Loos, dem etwa nur Wenige der Auserwählten entgingen; so hätte es bei den Tüchtigen eigentlich bloß völlige Nichtbeachtung jenes Geredes zur Folge haben sollen. Der Philosoph, wie der Dichter, übergiebt nicht darum sein Werk der Zeit, um besondern Lohn von ihr dafür zurückzuempfangen; hat er doch schon längst in sich selbst seine Belohnung dahingenommen — in der Begeisterung des Schaffens, in der ruhigen Zuversicht bewährter Kraft: — und so wird der Meister in der Regel wegen erfahrener Mißkenntung nicht aus dem Kreise ruhiger Würde heraustrreten wollen, den Wissenschaft und Kunst um ihn gezogen. Anders aber ist es, wenn ein angehender Schriftsteller gleichsam noch um seine Existenz kämpft; hier wäre in den bezeichneten litterarischen Verhältnissen, wenn er eine weitverbreitete Partei gegen sich hat, unbedingtes Schweigen sicher verderblich. Und bei Fichte kam noch ein besonderer Umstand dazu, der sein Verhältniß zum Publikum gleich Anfangs durchaus eigenthümlich gestaltete.

Sein erster litterarischer Versuch hatte ihm unerwarteten Ruhm gebracht: ehe er wußte und wollte, hob ihn die Kritik auf die Höhe des philosophischen Zeitalters. — Gehört nur so viel dazu, mochte er denken, um den Ersten beigezählt zu werden? Wohl an, den unverdient mir zugestandenen Platz will ich jetzt wirklich verdienen! — Was aber etwa äußerlich noch die Eigenliebe jenem ersten Urtheile an Gewicht verleihen mochte; innerlich war die Täuschung unvermeidlich zerstört, die dem Unerfahrenen die öffentliche Kritik gewöhnlich bereitet. Schon jetzt mußte er die gepriesenen Götter der Zeit für Götzen erken-

nen, welche zu zertrümmern gar leicht sey! Aber er selbst bildete sich weiter mit Kraft und Anstrengung, und glaubte nun leisten zu können, was unreifes Lob zu früh ihm zugestanden hatte. Und als er wirklich damit hervortrat, konnte es kaum beschweidener geschehen, und dankbar anerkennender für fremdes Verdienst. Er lehnte ausdrücklich jede Originalität von sich ab, und behauptete nur dasselbe zu lehren, was Kant längst schon ausgesprochen. Von den Kantianern und seinem Verhältnisse zu ihm kein Wort! Nur Salomon Maimon's und Aenesidem's gedachte er ehrenvoll, so wie der großen Verdienste, welche Reinhold um die Ausbildung der Philosophie zur Wissenschaft sich erworben habe. \*) Und doch wie wurden diese Erzeugnisse redlicher Forschung und anerkannten Talentes gerade von denen aufgenommen, die vorher ihn freiwillig als einen ihrer Ersten gepriesen hatten? — Wie nur der leichteste Dünkel auf eine große Autorität, der trägtste wissenschaftliche Schlendrian sich geberden kann. Sie wiederholten auch gegen das neue System ihre hergebrachten Formeln, ohne vorauszusetzen, daß Fichte sie eben so gut kennen möge, als sie, und daß hier von ganz andern Untersuchungen die Rede sey. Dennoch schien sich zugleich in der schlechtverhehlten Leidenschaftlichkeit gegen die fremde Erscheinung eine

---

\*) S. die Vorrede zu seiner ersten eigentlich philosophischen Schrift: über den Begriff der W. L. S. III. VI ff. — Die Vorrede zur zweiten Auflage derselben enthält zugleich einen interessanten Bericht über die erste Aufnahme seines Systems von Seiten der Kantianer, und enthält so zugleich die Belege zu dem in unserm Text darüber Mitgetheilten.

gewisse instinctmäßige Furcht vor der Kraft anzukündigen, die ihnen den Untergang bereiten sollte.

Was blieb nun für Fichte zu thun übrig bei dem unerwarteten Benehmen derjenigen, mit welchen er im tiefsten Frieden zu leben glaubte? — Sollte er achtungsvoll für Belehrung danken, wenn sie gerade das für ungenügend Erkannte und Widerlegte immer wieder als entscheidende Instanz gegen ihn anführten? Sollte er bescheiden sich verantworten gegen die, von welchen am Tage lag, daß sie nicht einmal den formalen Begriff der Wissenschaft gefaßt hatten, daß sie also noch weniger wußten, was er selbst eigentlich beabsichtige? Und ließ sich selbst in diesem Falle erwarten, die Gegner würden ihren gewaltigen Verstoß offen eingestehen?

So blieb hier nur ein doppelter Ausweg übrig: entweder gänzlich zu schweigen, und das Urtheil der Zeit und dem Gewichte der Sache zu überlassen, oder vernichtend hervorzubrechen. Wäre jenes aber auch Fichte's Individualität und seiner schon sie gegewohnten Kraft angemessen gewesen, — und das Recht der Individualität ist immer ein unveräußerliches: nicht einmal die Klugheit hätte es rathen dürfen! Diese innerlich kraftlose, äußerlich aber weitverbreitete Partei hatte ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung durch eigene Zeitschriften und Journale förmlich organisirt; überall zog sie durch eigenes gegenseitiges Anpreisen nur das Ihrige hervor, als ob außerdem gar Nichts mehr vorhanden wäre, und was sich außerhalb ihres Kreises dennoch bemerklich machte, suchte sie durch Berunglimpfung sogleich zurückzudrängen. So lief der Einzelne Gefahr in diesem Chaos einseitiger Urtheile völlig überhört

hört zu werden, ehe seine Ansicht auch nur beachtet werden konnte, und selbst besonnene Erkenntniß der wahren Lage mußte zu kräftiger Polemik auffordern, welche zugleich auch allein die Zeit von der ohnmächtigen Stagnation zu retten vermochte, in der sie schon lange versunken war. Von einem feigen Berechnen der Menge und des äußern Ansehens einer Partei, ihm selbst, dem Einzelnen, gegenüber, konnte in Fichte's Denkart ohnehin nicht die Rede seyn, indem er es schon gewohnt war, gerade durch die Hindernisse hiedurch seinen Weg zu nehmen. Und so that er aus unbefangener Kraft, was selbst die kälteste Erwägung hatte rathen müssen: er erwiederte den Angriff so entscheidend und mit so wiederholten Streichen, daß später nur noch anonym und aus der Ferne Einer es wagte, dem Publikum und Fichte'n laut zuzurufen: er bekenne sich zur verstoßenen Partei; er wolle Kantianer seyn und bleiben.\*) — Und selbst

\*) „Stimme eines Arktikers über Fichte und sein Verfahren gegen die Kantianer von D. K. 1799.“ Da man die Kraft des Angriffes am besten nach dem Erfolge ermißt; so führen wir die Worte jenes Schriftstellers an, der sich in wissenschaftlicher Beziehung übrigens nur begnügt, Stellen aus Kant's erster Kritik Fichte'n entgegenzuhalten, die nur beweisen, was jetzt für den Kundigen kaum des Beweises bedarf, daß nämlich Kant's Theorie selbst an einem innerlichen Zwiespalte darniederliege. — Mit folgenden Worten beginnt er seine Schrift: „Nach den Anathemen, die der fürchterliche Fichte von der Höhe seines philosophischen Thrones auf den Ameisenhaufen der Kantianer herabgeschleudert hat; bei dem Anblicke der Brandmale, die den Stirnen dieser unglücklichen Geschöpfe auf immer eingedrückt

für die Wissenschaft war der Streit nicht ohne Erfolg: er durchbrach zuerst die Schranken des in sich erstarrten Kriticismus, und machte höhere Anforderungen in der Philosophie geltend, die endlich die neue Epoche in Wissenschaft und Litteratur herbeigeführt haben, mit deren Erwähnung auch hier ein neuer Abschnitt beginnen muß.

---

sind, und die sie zwingen müssen, ihr Daseyn vor dem erstaunten Publikum zu verbergen; bei dem allgemeinen Zittern, das vor dem Heranrauschen dieses zermalmenden Gottes sich über alle philosophischen Kasten her verbreitend, sie unaufhaltsam zu Boden wirft, — Wer darf es da noch wagen, sich einen Kantianer zu nennen? — Ich wage es, eines der unbedeutendsten Geschöpfe, das je der Hand des Schicksals entfiel. In der tiefen Finsterniß, die mich umgiebt, und es jedem Auge in Deutschland, selbst dem Adlerblicke eines Fichte, es unmöglich macht, mich zu erkennen; aus diesem Lager der Ruhe, dessen Sicherheit zu stören jeder Versuch lächerlich ist, — von hier aus kann ich es wagen, meine Stimme zu erheben, und zu rufen: Ich bin ein Kantianer! Und zu Fichte: Du kannst irren, und du hast geirrt“ u. s. w.

